RollingStone

DEZEMBER 2022
AUSGABE 338

RollingStone

GERMANY

LEONARD COHEN
„HALLELUJAH“
EIN SONG FÜR DIE EWIGKEIT

NINA HAGEN
„ICH BIN KEIN PUNK“

SANTIGOLD
„DAS TOUR-SYSTEM WAR SCHON VOR CORONA KAPUTT“

MUSIKERIN TRIFFT MUSIKER

ROGER DALTREY & YUNGBLUD

MICHELLE ZAUNER & KAREN O

RICK RUBIN & FINNEAS

+ NOAH BAUMBACH
ELEMENT OF CRIME
SLOAN
RICHARD DAWSON
BONO

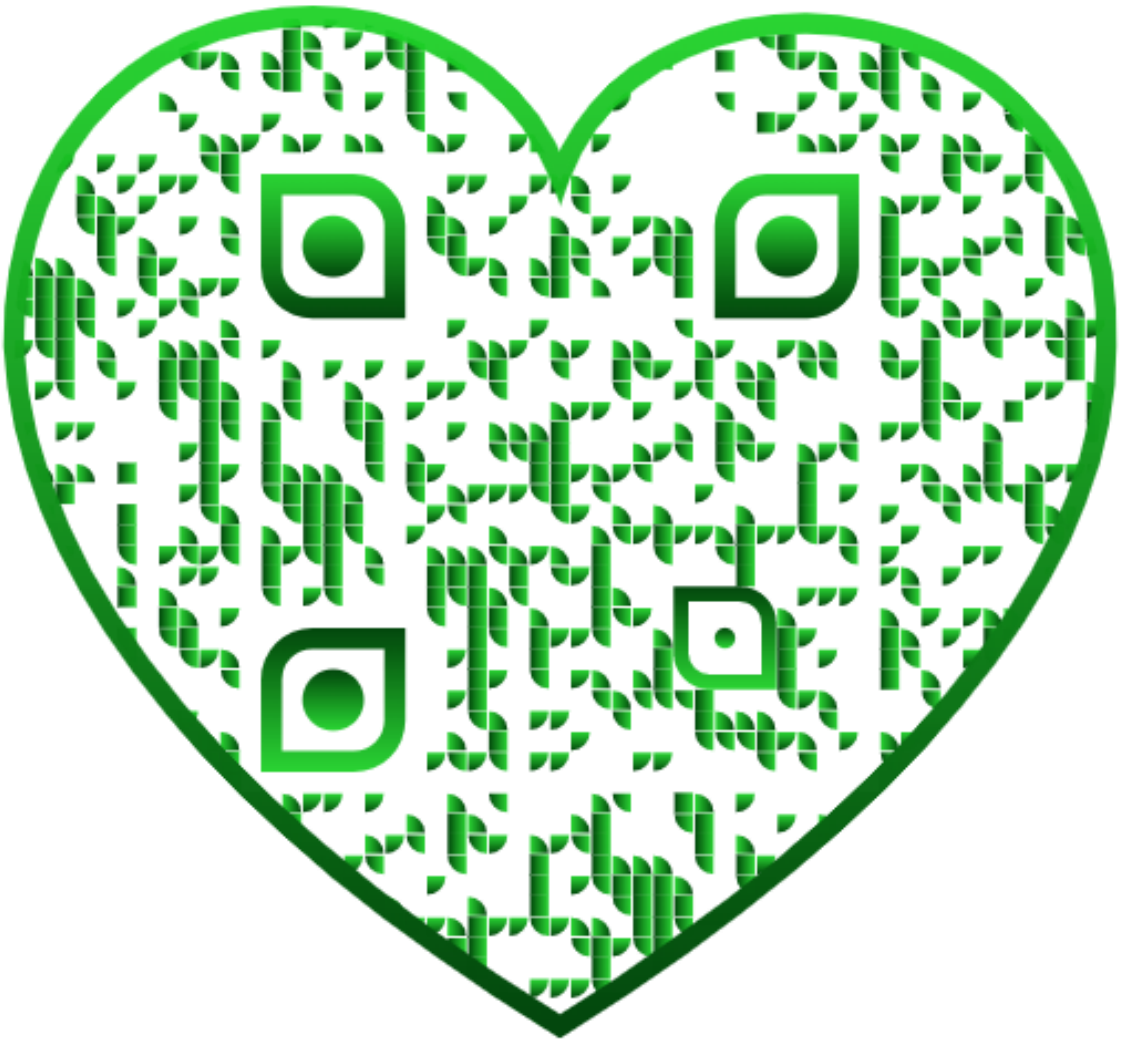
D: 7,90 € - A: 8,70 € - CH: 14,50 SFR

4 194024 107909 12

LEONARD COHEN - ROGER DALTREY & YUNGBLUD - MICHELLE ZAUNER & KAREN O - RICK RUBIN & FINNEAS - NINA HAGEN - RICHARD DAWSON

Ausgabe 338 · Dezember 2022

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



INVESTIEREN SIE IN TALENTE

FÜR JUNGE MENSCHEN MIT VIEL POTENZIAL

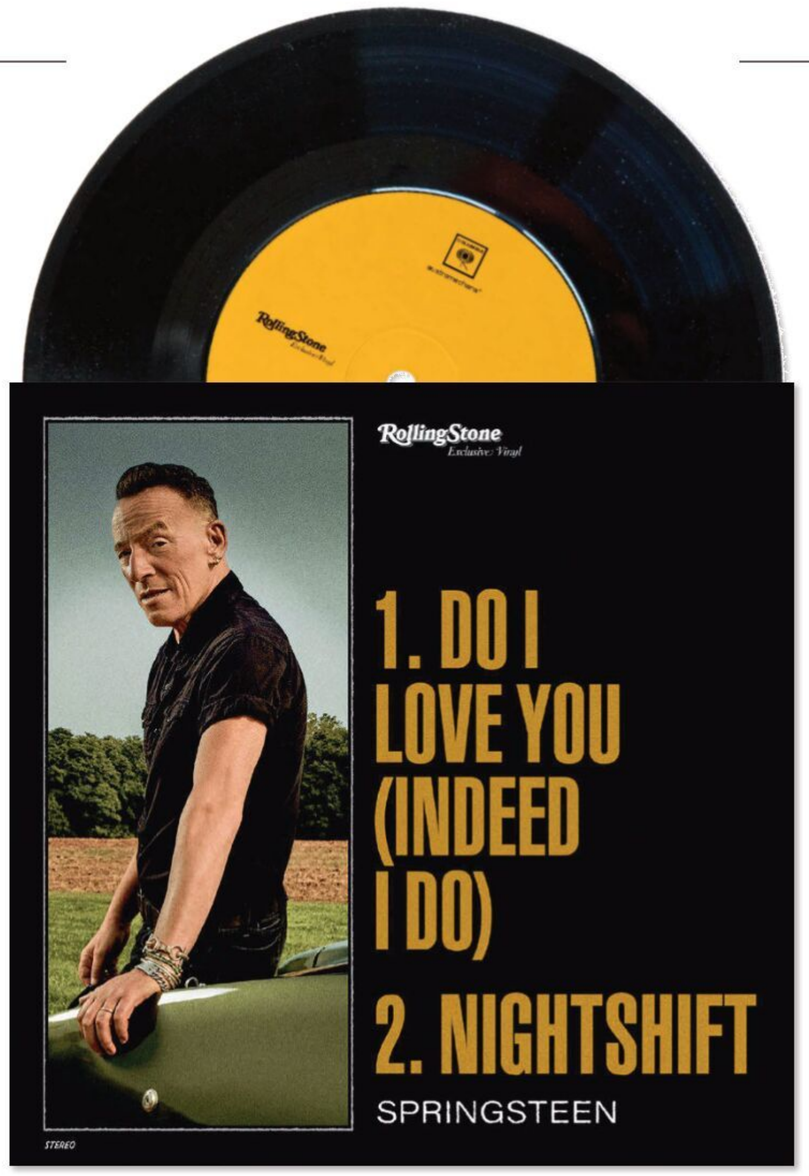
Kinder und Jugendliche so zu stärken, dass sie alle ihre Fähigkeiten ausschöpfen können, ist eine direkte Investition in das Wohl aller. Denn es sind diese jungen Menschen, die ihre Gesellschaft nachhaltig gestalten und das Herz und das Wissen haben, die Welt zu verändern. *Das ist Hilfe, die wirkt.*

Foto: Patrick Wittmann

sos-kinderdoerfer.de

SOS KINDERDÖRFER WELTWEIT

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



Springsteen exklusiv

Der deutsche ROLLING STONE veröffentlicht eine exklusive Vinyl-Single von Bruce Springsteen

Wir freuen uns und sind ein bisschen stolz, unseren Lesern und Leserinnen mit der Januar-Ausgabe des ROLLING STONE ein besonderes Extra bieten zu können. Auf seinem brandneuen Album *„Only The Strong Survive“* covert Bruce Springsteen einige seiner Lieblingssongs, kraftvoll, energetisch mit Bläsern und Streichern, produziert von Ron Aniello. Nicht nur Arne Willander ist restlos begeistert (lesen Sie seine Kritik in dieser Ausgabe!). Zwei der Tracks haben wir für eine exklusive, nur mit der Januar-Ausgabe im Handel erhältliche Single ausgewählt: „Do I Love You (Indeed I Do)“ und „Nightshift“. Abonnent:innen können die Platte wie immer vorab für 2 Euro über unseren Abo-Service bestellen.

Musiker unter sich

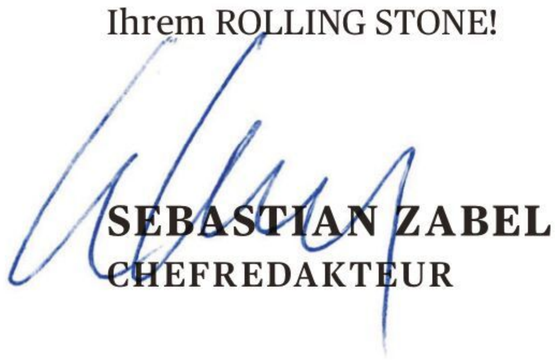
Liebe Leserin, lieber Leser,

es sind Gespräche besonderer Art, wenn einer wie Roger Daltrey auf einen jungen Wilden wie Yungblud trifft, der dem Altmeister erzählt, wie ihn sein Vater zu einem Konzert von The Who mitgeschleppt hat und er danach unbedingt einen Parka wollte. Oder wenn sich die Rapperinnen Flo Milli und Latto über die Härte des Musikbusiness und die Gnadenlosigkeit von Social Media unterhalten. Oder wenn Karen O von den Yeah Yeah Yeahs und Michelle Zauner von Japanese Breakfast sich im Gespräch als Seelenverwandte erkennen. Seit vier Jahren lädt der ROLLING STONE Musiker und Musikerinnen ein, sich miteinander zu unterhalten. Auch in diesem Jahr sind interessante und überraschende Paare darunter. Ab Seite 48 können Sie die fünf Gesprächsprotokolle lesen.

Titelheld unserer Dezember-Ausgabe ist indes Leonard Cohen, genauer: sein erfolgreichstes und bekanntestes Lied, „Hallelujah“. Totgenudelt in Fußgängerzonen und Straßencafés, auf Hochzeiten und bei Beerdigungen, ist dieses Lied jedoch ein wahrer Tower of Song, weltberühmt vor allem durch seine zahlreichen Coverversionen. Ein vielschichtiges Liebeslied, das Lied eines Zweiflers, an dem Cohen über Jahre arbeitete und auch nach seiner Veröffentlichung Strophen variierte und hinzudichtete. ROLLING-STONE-Redakteur Maik Brüggemeyer erzählt die Geschichte des Songs, der seinen Schöpfer überlebt und seine Bedeutung immer wieder verändert hat.

Zuletzt möchte ich Ihnen noch das Gespräch ans Herz legen, das unsere Autorin Juliane Liebert mit Nina Hagen führte. Spinnert, inspiriert, witzig – so erzählt die „Patin des Punk“ von sich und der Natur, von ihrer Schüchternheit und ihrer Freundschaft mit Debbie Harry.

Ich wünsche Ihnen Vergnügen und Inspiration mit Ihrem ROLLING STONE!



SEBASTIAN ZABEL
CHEFREDAKTEUR

SCHREIBEN SIE UNS!

WIE FINDEN SIE DAS HEFT?

Ihre Meinung per E-Mail an post@rollingstone.de

Felix in der Mitte

Einer der drei Jungs hier ist Volontär beim ROLLING STONE

Er ist in Buenos Aires geboren, hat in Hannover Journalistik studiert, ist jetzt Volontär beim ROLLING STONE – und könnte glatt als Mitglied bei Tokio Hotel durchgehen, wie unser Foto beweist. Denn das zunächst Auffälligste an Felix Ferraris sind seine blauen Haare. Dann sein Interesse für digitale Medien und die Arbeit vor und hinter der Kamera. Felix moderiert seit einiger Zeit die „Platten der Woche“, unser kurz und knackiges Review-Format auf Instagram. Selbst hört er zurzeit am liebsten das aktuelle Album von alt-J. „Mein Musikgeschmack hat lange in der klassischen Emo-Bubble stattgefunden“, sagt Felix.

FOTO: PRIVAT

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

post@rollingstone.de

„Es soll ja Leute geben, die langsam die Nase voll haben von den Fab Four. Ich kriege nie genug von dieser Band. Danke einmal mehr für eine tolle Titelstory!“

— Herbert Wirthgen

Beatles

Nicht schon wieder eine Beatles-Geschichte!, dachte ich beim Anblick des neuen RS-Hefts. Doch dann war ich freudig überrascht: Sehr erhellendes Interview mit Remix-Spezialist und George-Martin-Sohn Giles. Und ein schöner Überblick über die Perlen im Beatles-Bonuskatalog.

— Marco Kögler

Björk

Ich interessiere mich seit geraumer Zeit nicht mehr für Björk. Im Prinzip war ich schon nach *„Homogenic“* raus. Ich verstand die Konzepte nicht mehr, und die Musik ging mir auf die Nerven. Aber das Porträt, das Juliane Liebert über die isländische Künstlerin geschrieben hat, ist einfach herrlich zu lesen!

— Robert Bohnert

Fußball-WM

Der Autor des Textes zur Fußball-WM in Katar ist zwar um einen ausgewogenen Standpunkt bemüht, schlägt sich aber meiner Meinung nach viel zu sehr auf die Seite der politisch korrekten Bedenkenträger. Immerhin unterschlägt er nicht, dass 1978 in Argentinien und 2018 in Russland kaum menschenfreundlichere Bedingungen geherrscht haben. Die Scheinheiligkeit in der Diskussion um die WM schreit für mich zum Himmel.

— Detlef Seubert

A-ha

Wunderbar, wie ehrlich und teils nüchtern Morten Harket im A-ha-Interview mit Sassan Niasseri auf seine Generation schaut!

— Simone Hahn

The 1975

Ich weiß nicht, ob es subversiv ist, in einer Popband zu spielen, wie Matty Healy im Interview sagt. Ich habe auch ein bisschen das Gefühl, dass er generell gern viel redet, wenn der Tag lang ist. Aber diese Angeberei und das Dissen von Indie-Rock-Bands stehen in schönster britischer Tradition. Zum Glück hat Healy nicht nur große Sprüche auf Lager, sondern er beweist mit The 1975, dass er einer der besten Musiker seiner Generation ist.

— Florian Steinböhmer

RS-Guide

Danke für den stets sehr kompetent geschriebenen RS-Guide, wenn ich auch nicht immer mit allen Entscheidungen, welche Alben als essenziell oder lohnend eingestuft werden, einverstanden bin. Aber das macht diese Rubrik ja gerade so streitbar, spannend und gut. *„Time The Conqueror“* (damals viereinhalb Sterne im RS) gehört für mich zu Jackson Brownes allerbesten Alben und ist eines der meisterlichsten Spätwerke überhaupt! Bei Conor Oberst ging es mir neulich ähnlich: Das Solodebüt essenziell, *„Ruminations“* höchstens lohnend.

— Alexander Klein

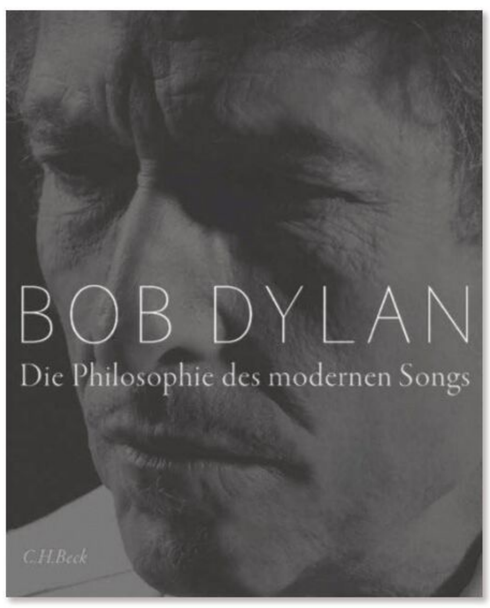
Rolling Stone digital

IN DIESEM MONAT LESEN SIE AUF ROLLINGSTONE.DE:

Ja, ist denn heut’ – Sie wissen, wie es weitergeht, und auch wir können Beckenbauers Frage nicht mehr hören. Aber im **Geschenke-Guide** verrät die ROLLING-STONE-Redaktion, welche Deluxe-Editionen großartiger Alben, welche Complete-Boxen der Lieblingsserie oder welche Bücher zur Weihnachtszeit unverzichtbar sind. +++ Ganz sicher auch das neue Buch von **Bob Dylan**, „Die Philosophie des modernen Songs“, aus dem Sie schon jetzt ein Kapitel auf rollingstone.de lesen können!

FOLGEN SIE UNS JETZT AUF:

Twitter Facebook Instagram Spotify



Der nächste ROLLING STONE erscheint am 22. Dezember 2022

RollingStone

KUNDEN- UND ABONNENTEN-SERVICE:
Abo-Service Rolling Stone, Postfach
20080 Hamburg, Tel: 040/468 60-5165
Fax: 040/34 72 95 17, E-Mail: abo@rollingstone.de
Printabo: jährlich 88,00 € inkl. MwSt. & Zustellgebühr
Markenabo (Printabo mit digitalem Archiv-Zugang):
jährlich 98,00 € inkl. MwSt & Zustellgebühr
Schweiz 170,00 CHF p.a., Österreich: 104,00 € p.a.,
Rest auf Anfrage

axel springer
mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der
Axel Springer Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/3 08 81 88-0, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (V. i. S. d. P.)
Executive Editor (Mitglied der Chefredaktion): Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Redaktion: Maik Brüggemeyer (Creative Director Text), Birgit Fuß (Managing Editor), Jan Jekal (Volontär)
Redaktionelle Mitarbeit *(fr)*: Jens Balzer, Max Gösche, Renée Reinholz (Schlussredaktion)
Grafik: Patrick Klose *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Bildredaktion: Nils Stelte *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Ltg.), Hella Wittenberg (Social Media/Video), Marc Vetter *(fr)*, Samira Frauwallner (Volontärin)
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Ständige Mitarbeiter *(fr)*: Gunter Blank, Wolfgang Doebeling, Jörg Feyer, Anne Florack, Bernd Gockel, Philipp Haibach, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Ina Simone Mautz, Dr. Alexander Müller, Ralf Niemczyk, Fabian Peltsch, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Frank Thießies, Peter Unfried, Naomi Webster-Grundl, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter dieser Ausgabe *(fr)*: Kimberly Aleah, Hannah Ewens, Andy Greene, Cornelis Hähnel, Patrick Heidmann, Thomas Hummitzsch, Gerrick Kennedy, Gregor Kessler, Althea Legaspi, Juliane Liebert, Angie Martoccio, Lynda Nguyen Tran, Roland Owsnitzki, Alexandra Polina, Studio Pong

VERLAG
Verlagsgeschäftsführung:
Petra Kalb, Claudius Senst
Objektleitung:
Volker Schadt
volker.schadt@axelspringer.de
Vermarktung Marke: Oliver Horn (Hoflieferant)
oliver.horn@hof-lieferant.com
Tel. +49 171 2239119
Brand Partnerships und Vermarktung Live Experiences:
Martin Lippert (Media Impact)
martin.lippert@mediaimpact.de
Mobil: +49 151 15 67 55 56
Objektleitung Marketing und Tonträger Sales:
Dirk Laubinger
dirk.laubinger@axelspringer.de
Tel. +49 30 30 881 882 13
Manager Disposition und Executive Marketing Assistant:
Ninja Hansen (für Anzeigen verantwortlich)
ninja.hansen@axelspringer.de
Tel. +49 30 30 881 881 40
Verlagsreferentin: Selina Sutter
Abo-Service: Bernd Wierschin, DPV Vertriebsservice GmbH, Am Sandtorkai 74 20457 Hamburg
Objektvertriebsleitung und Vertriebsleitung:
Benjamin Pflöger, DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG, Meßberg 1, 20086 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer
Chief Digital Officer – Strategy & New Business:
Isabell Dillenkofer
Chief Digital Officer – Product, Tech & Business Development: Remco Meyer
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG
Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
***(fr)*:** Freie Mitarbeiter:innen

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag. ISSN 1612-9563

Datenschutz ist uns wichtig.
Unsere Datenschutzerklärung finden Sie unter www.rollingstone.de/datenschutz. Sie können diese auch schriftlich unter Axel Springer SE, Datenschutz, Axel Springer Straße 65, 10969 Berlin anfordern.

PENSKE MEDIA CORPORATION (PMC)
Chairman & CEO: Jay Penske
Chief Operating Officer: George Grobar
Managing Director, International Markets: Debashish Ghosh
Associate Vice President, International Markets: Gurjeet Chima
Associate Director, International Brand & Partnership Operations: Francesca Lawrence
Manager, International Brand Partnerships: Erin Livingston

ROLLING STONE USA
CEO: Gus Wenner
Editor in Chief: Noah Shachtman
Executive Editor: Sean Woods
Digital Director: Lisa Tozzi
Creative Director: Joseph Hutchinson
Director of Creative Content: Catriona Ni Aolain

Founder & Editorial Director: Jann S. Wenner

Copyright © 2022 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to AS Mediahouse Berlin GmbH.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Inhalt

HEFT 338
MUSIK UND MEHR

FOTO: KANYA IWANA

Karen O & Michelle Zauner

32

Leonard Cohen

Egal wo sich Leute versammeln, um zu feiern oder zu trauern – „Hallelujah" ist immer schon da. Die Geschichte eines Liedes, das Allgemeingut wurde

Von Maik Brüggemeyer

42

Richard Dawson

Der UK-Folkrockmusiker setzt der Natur ein Denkmal – und imaginiert uns in eine Simulation. Eine Begegnung der interessanten Art

Von Jan Jekal

48

Musikerin trifft Musiker

In der RS-Reihe gibt es wieder spannende Begegnungen zwischen Künstler:innen unterschiedlicher Generationen und Genres

Karen O & Michelle Zauner

Die Sängerinnen von den Yeah Yeah Yeahs und Japanese Breakfast über die Macht des Neinsagens

Von Angie Martoccio

Finneas & Rick Rubin

Zwei bahnbrechende Produzenten erzählen, wie sie ihre größten Hits geschaffen haben

Von Andy Green

Latto & Flo Milli

Zwei der angesagtesten MCs 2022 sprechen über Härte, Hater und Konkurrenz im Musikbusiness

Von Kimberly Aleah

Yungblud & Roger Daltrey

Der Indie-Musiker und der Who-Sänger über die gute alte Zeit und die neuen sozialen Medien

Von Hannah Ewens

Chloe x Halle & The Isley Brothers

Zwei der größten Geschwister-Acts des Soul über Inspiration – und den Versuch, einander nicht zu nerven

Von Gerrick Kennedy

64

Nina Hagen

Altersmilde wird sie garantiert nicht: Nina Hagen über ihr anarchisches neues Protest-Album

Von Juliane Liebert

The Mix

7 **Santigold**
Immer mehr Künstler:innen müssen aus finanziellen, aber auch aus psychischen Gründen Tourneen absagen. US-Sängerin Santigold redet Klartext über das sich radikal verändernde Musikgeschäft
VON ALTHEA LEGASPI

10 **Jupiter Flynn**
Mit nur einem Song hatte Jupiter Flynn bereits einen bekannten Produzenten: Pola Roy (Wir sind Helden). Jetzt erscheint mit *„Moon"* eine Ode an die Traurigkeit
VON NAOMI WEBSTER-GRUNDL

Q&A
16 **Hans Zimmer**
Der Hollywood-Filmkomponist über Vorbilder, seine Vergangenheit im Punk und sein „Braaam"-Konzept
VON SASSAN NIASSERI

HISTORY
22 **Jimi Hendrix**
Vor 80 Jahren wurde Jimi Hendrix geboren – ein Gitarrenmagier, der bis heute erstaunt
VON JAN JEKAL

26 **Karo Lynn**
Mit dunklem Timbre und flirrenden Liedern erschafft die Leipziger Songschreiberin eine eigene Art Dream-Pop
VON MAX GÖSCHE

27 **Sloan**
Seit 30 Jahren machen die Kanadier gute Power-Pop-Platten. Ihr Rezept: Unabhängigkeit. Und: Alle vier dürfen Songs schreiben
VON JÖRN SCHLÜTER

PLUS
Seth Avett, Ice Spice, Noah Baumbach und einige mehr

Reviews

MUSIK
71 **Neues von Weyes Blood**
und 72 weitere Rezensionen

RS-GUIDE
86 **Element Of Crime**
Birgit Fuß über das Werk der großen deutschen Romantiker

FILM, SERIEN & LITERATUR
92 **„Die Nacht der lebenden Toten"**
und 18 weitere Rezensionen

TITELFOTO: CLAUDE GASSIAN

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

RollingStone
Exclusive Vinyl

FULL OF SOUL

“DO I LOVE YOU (INDEED I DO)”
&
“NIGHTSHIFT”

NUR MIT DER NÄCHSTEN ROLLING STONE-AUSGABE ERHÄLTLICH:

AB 22.12. IM HANDEL

ODER JETZT VORBESTELLEN:

ROLLINGSTONE.DE/SPRINGSTEEN

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Santigold

„Es ist eine Kultur-Krise“

Immer mehr Künstler:innen müssen aus finanziellen, aber auch aus psychischen Gründen ihre Tourneen absagen. Die US-Sängerin Santigold redet Klartext über das sich radikal verändernde Musikgeschäft

Von ALTHEA LEGASPI

EIN BEITRAG, DEN DIE AMERIKANISCHE Band Animal Collective auf Instagram veröffentlichte, fasst das Jahr 2022 aus Sicht der Musikbranche schon ziemlich gut zusammen. „Es war ein wildes Jahr für uns, in dem wir versucht haben, einen Berg von Tournee-Hindernissen im Zusammenhang mit Covid und der Wirtschaft zu überwinden“, heißt es da. „Drei von uns sind schwer an Covid erkrankt. Wir mussten Shows absagen und haben einen großen Teil der Einnahmen verloren, die uns und unsere Familien ernähren.“ Nun seien sie gezwungen, auch ihre Europatournee abzusagen. „Von der Inflation über die Währungsabwertung bis hin zu den aufgeblähten Versand- und Transportkosten und vielem mehr - wir konnten einfach kein Budget für diese Tournee aufstellen, das nicht zu Verlusten führen würde, selbst wenn alles so gut liefe wie nur irgend möglich.“

Shawn Mendes, Arlo Parks und Sam Fender haben ihre Tourneen kürzlich ebenfalls komplett abgesagt, und Tocotronic waren gezwungen, einige ihrer Konzerte auf einen späteren Zeitpunkt zu verlegen. „Wir wollen ganz ehrlich sein“, schrieben sie auf ihren Social-Media-Kanälen: „Im Augenblick sind die Vorverkäufe zu schwach, als dass sich eine Durchführung der Tour für die Clubs, die örtlichen Veranstalter:innen, uns und unsere Crew

FOTO: DPA

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

gerechnet hätte.“ Die Band weiter: „Die Zeiten sind wohl nicht danach, viele Künstler:innen machen gerade ähnlich schmerzhafte Erfahrungen.“

Das gilt ganz sicher auch für die amerikanische Künstlerin Santi White, besser bekannt als Santigold, die im September ihr neues Album, *„Spirituals“*, veröffentlichte und die neuen Stücke anschließend auf die Bühne bringen wollte. Doch dann kam sie zu der Einsicht, dass sie dazu nicht in der Lage war. Sie habe mit enormen Herausforderungen zu kämpfen, schrieb sie auf ihrer Website.

In einem sehr offenen Gespräch mit unserer US-Kollegin Althea Legaspi beschreibt Santigold die Herausforderungen, die Musiker dazu bringen, Tourneen zugunsten ihres Wohlbefindens abzubrechen, und einige wichtige Veränderungen, die sie sich in Zukunft erhofft. „Ich bin Mutter von drei kleinen Kindern“, sagt sie. „Als die Pandemie zuschlug, hatte ich zweijährige Zwillinge und einen sechsjährigen Sohn. Ich habe sie zu Hause unterrichtet, Windeln gewechselt, gekocht, geputzt – all diese Sachen. Ich habe außerdem eine Platte aufgenommen – Gott sei Dank, ehrlich gesagt, das war das Einzige, was mich am Laufen hielt.“

Doch der Markt sei durch die sozialen Medien sehr viel härter geworden. Es reiche nicht mehr aus, alle zwei, drei Jahre ein Album zu veröffentlichen und ein paar Interviews zu geben. „Die Erwartung, dass Entertainer ständig etwas veröffentlichen, ständig bei den Leuten präsent bleiben, ständig um die Aufmerksamkeit der Menschen in dieser völlig übersättigten Welt wetteifern, in der die durchschnittliche Aufmerksamkeitsspanne angeblich etwa zwei Sekunden beträgt, in der man jedes Jahr ein Album herausbringen muss, mit Inhalten aufwarten muss, die ganze Zeit auf Instagram sein muss. Das ist ein nicht durchhaltbares Tempo, und es ist ungesund. Künstler:in zu sein bedeutet heutzutage, die falsche, perfekte Version zu sein, die wir auf Instagram und in den sozialen Netzwerken zeigen. Das ist wie beim Zauberer von Oz. Man steht hinter dem verdammten Bildschirm und verzweifelt an der Aufgabe, dieses Image aufrechtzuerhalten. Die Leute müssten den Vorhang aufreißen, weil es unhaltbar ist.“

In dem bemerkenswerten, aufrüttelnden Gespräch redet sich die Künstlerin alles von der Seele, was auch vielen anderen Künstler:innen das Leben schwer macht. Denn das System sei schon vor der Pandemie kaputt gewesen, sagt Santigold. „Als sich das Musikgeschäft im Laufe der Jahre veränderte, gab es für Musiker eine neue Hürde nach der anderen. Dazu gehört auch das Streaming und dass wir dabei außen vor gelassen wurden, da die Labels und alle anderen sich ihr Stück vom Kuchen schnappen wollten und uns im Grunde über die Klinge springen ließen. Dann sagten alle: Künstler:innen können immer noch Geld mit Tourneen verdienen, oder nicht? – Wir können auf Tournee Geld verdienen, aber ist das genug, um uns zu ernähren? Ich glaube nicht, dass es das je war.“ Doch durch Pandemie und Inflation werde die Situation im Tourneegeschäft noch schwieriger. „Die Benzinpreise sind sechsmal so hoch wie früher, und wir fahren nun mal in den USA, in Europa und den Ländern herum, in denen wir auftreten. Auch die Tourbusse sind teurer geworden, die Flüge sind teurer geworden. Und die Verfügbarkeit – jeder ist im Moment auf Tournee, und einige haben ihre Touren abgesagt, weil sie nicht mal mehr einen Bus bekommen konnten.“

Santigold auf der Bühne

Der Markt sei durch die lange pandemiebedingte Auszeit und die vielen Tourverschiebungen völlig überschwemmt. „Normalerweise mache ich einen Tag Pause, dann zwei Shows, dann wieder einen Tag Pause“, so Santigold. „Das sorgt dafür, dass meine Stimme nicht versagt, ich aber auch die Rechnungen bezahlen kann. Doch auf dieser letzten Tournee habe ich gemerkt: Warum gibt es diese ganzen Lücken im Tourplan? Warum spiele ich nicht in dieser Stadt und in jener Stadt, in der ich sonst immer spiele? Sie sagten: Es gibt keine freien Plätze mehr, weil *alle* gebucht haben. Und das wirkt sich auch auf das Endergebnis aus, denn wenn man nicht genug Konzerte spielt, kann man die Tournee nicht mehr finanzieren. Und im Grunde frisst allein schon die Inflation den Gewinn auf.“

„Das Tempo ist nicht durchhaltbar, und es ist sehr ungesund“

Zumal immer weniger Tickets verkauft werden, unter anderem auch weil die Preise durch sogenannte Drittanbieter immer weiter in die Höhe getrieben werden. „Und dadurch haben viele Veranstalter es schwer. Die Garantiesummen werden also immer kleiner, sie bieten uns weniger Geld – aber die Ticketpreise steigen immer weiter. Die Fans können sich das nicht leisten. Und wir gehen mit leeren Händen nach Hause.“ Das sei nur durch lukrative Festivals und Privatkonzerte auszugleichen.

Die Öffentlichkeit ist erstaunt über die vielen Tourabsagen und die mentalen Zusammenbrüche, weil Künstler:innen lange nicht offen mit ihrer Situation umgegangen sind, findet Santigold. „Solange die Künstler:innen nicht ehrlicher zu ihren Fans und ihrem Publikum sind, können wir über solche Themen keine Übereinkunft erlangen und mehr fordern. Denn es geht ja um Probleme, die jeder erlebt, nicht nur die Künstler:innen.“

Und dann äußert sie ein grundsätzliches Unbehagen: „Viel zu oft haben die Menschen das Gefühl, dass Entertainer eine Art Grundversorgung sind: Ich drehe den Wasserhahn auf – es kommt Wasser raus. Ich lege einen Schalter um – das Licht geht an. Und ich drücke einen Knopf – und es gibt Musik. In Wirklichkeit macht jemand diese Musik, und damit bestreitet er seinen Lebensunterhalt. Und er erschafft ein hohes Gut. Ich glaube, unsere Gesellschaft hat Musik so sehr abgewertet, dass die Menschen Musik nur noch als akustischen Hintergrund wahrnehmen. Sie ist Hintergrund für die Serie, die Show, den Film. Sie ist so ein winziger Hintergrund für die schrille TikTok-Performance. Was die Menschen über Musik denken, hat sich verändert, und nicht zum Guten. Es wäre wichtig, mehr darüber nachzudenken.“

In Krisenzeiten wie der jetzigen, da so viele Gewissheiten wegbrechen, sei das Einzige, was uns geblieben ist, die Wahrheit, so Santigold, und „das ist es, was die Kunst für mich mein ganzes Leben lang war. Sie ist der Ort, wo die Menschen die Wahrheit sagen und die Kultur voranbringen können, und sie bringt Dinge ans Licht, die die Menschen nicht genau benennen oder sagen oder fühlen konnten. Es hilft den Menschen, sich mit dem zu verbinden, was wirklich ist. Und dann können wir Gespräche führen und vorankommen. Ohne Kunst in Zeiten wie diesen sind wir kulturell am Boden zerstört. Aber wir sagen den Künstler:innen: Ihr seid nicht wichtig – TikToker sind wichtig. Und wir unterstützen die Kunst nicht … Und das ist eine Krise. Es ist eine kulturelle Krise.“

Santigolds Statement hat eine Diskussion eröffnet, die uns noch weiter begleiten wird.

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

DIE BESTEN ALBEN UND MUSIKER

CHARTS

CHARTS FAQs

Zeit der Differenz

Tom Liwa ist die Fackel im Sturm. Viele Klassiker, und viel Leser-Lob für die Arctic Monkeys. Und Taylor Swift und Richard Dawson wohnen nur zufällig auf demselben Planeten

Geschmäcker sind verschieden. Das gilt besonders für die populäre Musik, wo es neben Konsens – wie 2012 die koreanische Tanznummer „Gangnam Style“ – längst so viele Subgenres und Neo- oder Retro-Strömungen gibt wie Rosensorten auf der Insel Mainau.

Zumindest die Leserschaft des ROLLING STONE steht in Treue fest zu einigen ausgewiesenen Klassikern, zu denen natürlich auch die gerade wiederveröffentlichten Beatles gehören (siehe *„Revolver“*).

Die Autoren dagegen neigen zu Flatterhaftigkeit. Jeder und jede kocht geschmackstechnisch ein eigenes Süppchen, wohl auch weil bei ihnen viel Neues und Aufregendes auf dem sprichwörtlichen Schreibtisch landet. Da erstaunt die Eindeutigkeit, mit der in diesem Herbst für das neue Album *„Eine andere Zeit“* von Tom Liwa gestimmt wurde, durchaus. In diesem Jahr gab es im Autorenspektrum keinen anderen Künstler, der mit so vielen Auszählpunkten auf den Schild eines Monatsfavoriten gehoben worden ist. Chapeau!

Und sonst? Die rundumerneuerten Arctic Monkeys wurden mit dem neuen Album *„The Car“* hüben wie drüben zu den Zuckerpüppchen vom Dienst gekürt. Die US-Charts-Königin Taylor Swift ist für unser eher gemütliches Wahlverfahren noch zu „frisch“, wie auch bei den Red Hot Chili Peppers noch weitgehend auf das „Langeisen“ des Sommers eingezahlt wurde. Der UK-Folk-Songschreiber Richard Dawson aus Newcastle upon Tyne wiederum, mit vielen Freunden im Autorenteam, macht seit zwei Jahrzehnten ohne Karriereredünkel sein Ding. Für *„The Ruby Cord“* erntet er nun allerlei „props“. **RN**

FOTOS: SASKIA LIPPOLD, ZACKERY MICHAEL, UNIVERSAL MUSIC

CHARTS AUTOREN

1. **Tom Liwa**
„Eine andere Zeit“ (12)
2. **Weyes Blood**
„And In The Darkness, Hearts Aglow“ (2)
3. **Arctic Monkeys**
„The Car“ (16)
4. **Taylor Swift**
„Midnights“ (-)
5. **Dry Cleaning**
„Stumpwork“ (6)
6. **Richard Dawson**
„The Ruby Cord“ (-)
7. **Bill Callahan**
„YTLAƎЯ“ (1)
8. **Neil Young & Crazy Horse**
„World Record“ (-)
9. **The 1975**
„Being Funny In A Foreign Language“ (10)
10. **Loudon Wainwright III**
„Lifetime Achievement“ (4)
11. **Die Sterne**
„Hallo Euphoria“ (5)
12. **Marlon Williams**
„My Boy“ (-)
13. **Beth Orton**
„Weather Alive“ (7)
14. **Bruce Springsteen**
„Only The Strong Survive“ (-)
15. **Kendrick Lamar**
„Mr. Morale & The Big Steppers“ (-)
16. **Die Nerven**
„Die Nerven“ (14)
17. **Courtney Marie Andrews**
„Loose Future“ (-)
18. **Pete Astor**
„Time On Earth“ (8)
19. **Ezra Furman**
„All Of Us Flames“ (13)
20. **The Unthanks**
„Sorrow’s Away“ (-)

CHARTS LESER

1. **Neil Young & Crazy Horse**
„Toast“ (2)
2. **Wilco**
„Cruel Country“ (1)
3. **Neil Young & Crazy Horse**
„Barn“ (4)
4. **Arctic Monkeys**
„The Car“ (-)
5. **Red Hot Chili Peppers**
„Unlimited Love“ (7)
6. **Bob Dylan**
„Rough And Rowdy Ways“ (3)
7. **Marlon Williams**
„My Boy“ (14)
8. **Porcupine Tree**
„Closure/ Continuation“ (10)
9. **Amanda Shires**
„Take It Like A Man“ (18)
10. **Jochen Distelmeyer**
„Gefühlte Wahrheiten“ (-)
11. **Suede**
„Autofiction“ (16)
12. **The 1975**
„Being Funny In A Foreign Language“ (-)
13. **Beth Orton**
„Weather Alive“ (-)
14. **Calexico**
„El Mirador“ (5)
15. **Heather Nova**
„Other Shores“ (6)
16. **Jack White**
„Entering Heaven Alive“ (12)
17. **Der Nino aus Wien**
„Eis Zeit“ (19)
18. **Kraftklub**
„Kargo“ (-)
19. **The Beatles**
„Revolver“ (-)
20. **Lambchop**
„The Bible“ (15)

MITMACHEN UND GEWINNEN

Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre eigenen Favoriten gegenüber und senden Sie bitte bis zum 1. Dezember 2022 (leider knapp wegen Weihnachten) eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen gibt es diesmal fünf Exemplare des neuen Albums *„The Ruby Cord“* von Richard Dawson.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Das Mädchen, das vom Himmel fiel

Mit nur einem Song hatte Jupiter Flynn schon einen bekannten Produzenten und eine Award-Nominierung. Jetzt erscheint ihr erstes Album. Dabei ist die Frankfurterin erst achtzehn

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

NACH DEM SCHULABSCHLUSS KANN man ein Studium oder eine Ausbildung anfangen, ins Ausland gehen, jobben, abhängen – oder ein Debütalbum veröffentlichen. Das jedenfalls macht die 18-jährige Noa aus Frankfurt am Main, die sich Jupiter Flynn nennt. Und das, obwohl sie erst 2019 anfing, Songs zu schreiben.

Doch wer hier ein postmodernes Popmärchen vermutet – mit einem Song-Snippet auf TikTok viral gegangen und so von einem Label entdeckt worden –, liegt falsch. „Mir ging es eine Zeit lang sehr schlecht, deswegen war ich in einer Klinik. Und dort habe ich meiner Zimmergenossin vorgeschlagen: Lass uns einfach mal einen Song schreiben, haha! Ich hab das dann ein bisschen ernster genommen als sie, habe diesen ersten Song zu Ende geschrieben und dann einen weiteren angefangen und seitdem nicht mehr aufgehört“, erzählt Noa. Sie komponiert die Lieder auf ihrer Ukulele, die sie in die Klinik mitgenommen hatte. Wenn ein Song fertig ist, spielt sie ihn den anderen vor. „Es hat mir superviel Spaß gemacht, die Reaktionen zu sehen. Und das Songschreiben hat mir sehr dabei geholfen, mit meinen Erfahrungen umzugehen und sie zu verarbeiten.“

Zurück zu Hause nimmt Noa in ihrem Zimmer vier ihrer Songs auf und lädt sie beim Musikdienst SoundCloud hoch. „Aber ich wollte unbedingt mehr mit der Musik machen. Ich wollte nicht, dass die Songs nur auf SoundCloud rumhängen und keiner sie hört.“ Ein Glück, dass Noas Onkel den Leiter des Musikverlags Wintrup kennt. Der hört sich die vier Songs an und schlägt ihr vor, mit Pola Roy, dem ehemaligen Schlagzeuger von Wir sind Helden, ins Studio zu gehen und an ein paar Songs zu arbeiten – dann könne man ja weitersehen. „Das hat mich total überrascht. Ich wusste natürlich auch nicht, was auf mich zukommt. Die ersten Tage im Studio waren sehr überwältigend, gar nicht real.“

Im Frühjahr 2021 veröffentlicht Jupiter Flynn dann mit „Difficult Times“ ihren ersten „offiziellen“ Song. Es ist einer der vier SoundCloud-Tracks in professionellem Gewand. Eine ironisch angehauchte Auseinandersetzung mit der Lockdown-Zeit („Our First World problems are stacking up/ Where's the toilet paper and the pasta stock?“), die zu einer unaufdringlichen Musikkulisse auch die trostlose Ausweglosigkeit verhandelt („Meet new people that will make you feel all right/ How do I meet people when I'm not allowed outside?“). Dann bekommt Noa einen Anruf von Pola Roy: Der Deutschlandfunk hat sie für den New Music Award nominiert. Und das mit nur einem veröffentlichten Song.

Ein bekannter Produzent, ein Plattenvertrag, eine Nominierung. Doch ob sie überhaupt Fans hat, weiß Noa nicht. Bislang hat sie bloß ein paar Support-Gigs gespielt, für Pablo Brooks oder Seed To Tree. Meist tritt sie dann allein mit ihrer Ukulele und ihrer 40-Euro-Thomann-Gitarre auf, manchmal hat sie einen Gitarristen dabei. Jetzt will sie eine Band zusammenstellen und bald ihre eigenen Konzerte spielen. So wirklich in der Musikszene angekommen fühlt sie sich noch nicht – und etabliert erst recht nicht. Es sind schwierige Zeiten, um Musikerin zu werden. „Vor allem auch wegen der Nachwirkungen von Corona: Es ist schwierig, Konzerte vollzukriegen, und mit den steigenden Preisen in allen Bereichen haben Leute weniger Geld, das sie dafür ausgeben können. Und es gibt auch einfach ein Überangebot: So viele Menschen wollen jetzt live spielen, weil sich das durch Corona alles verzögert hat.“

Noa ist vor gut einem Jahr nach Berlin gezogen, vor allem wegen der Musik. Groß, grau und nass, hat ihr die Stadt den Start nicht leicht gemacht. Doch Metropolen ist sie gewohnt: Noa wuchs in Amsterdam auf, mit acht Jahren zog sie mit der Familie nach Frankfurt. Als sie vierzehn war, lebte sie ein paar Monate in New York, danach verbrachte sie ein halbes Jahr in Sydney. „Da habe ich angefangen, meine Tagebucheinträge auf Englisch zu schreiben. Erst weil ich es cool fand – und dann hab ich gemerkt, dass ich meine Emotionen gut auf Englisch ausdrücken kann. Die Sprache ist viel ästhetischer zum Songschreiben – auf Deutsch klingt alles so schnell kitschig.“

Ihr Debütalbum, *„Moon“*, ist fast eine reine Herzschmerzplatte, die in verschiedenen Facetten davon erzählt, über jemanden hinwegzukommen. Das ist mal dramatisch, mal tief traurig, und ja, auch mal kitschig. Auf die Gitarrenballade „The Idea Of Me“ könnte selbst Taylor Swift neidisch sein. Im Titeltrack „You Call Me Your Moon“ flirren und wabern die Sounds, es ist Jupiter Flynns „Space Oddity“. Zwischendurch gibt es auch mal härtere und humorvolle Töne, doch insgesamt ist *„Moon“* eine ruhige Platte, die aus Schmerz entstanden ist. „Imagine how boring we'd be if we were happy all the time/ Aren't you happy to get hurt sometimes?“, heißt es im Song „This Isn't Right“. „Ich schreibe nur dann gute Lieder, wenn es mir schlecht geht. Pola sagt, das sei Quatsch. Aber wenn es mir gut geht, schreibe ich oft wochenlang nichts – und wenn es mir schlecht geht, schreibe ich alle zwei Tage einen Song.“

Obwohl Noa sich entschieden hat, als Jupiter Flynn ihr Seelenleben mit ihrer Hörerschaft zu teilen, bleibt sie im Gespräch zurückhaltend, ein wenig schüchtern, der Hintergrund der Songs scheint zu intim, um davon zu erzählen. Auch im Studio fiel ihr vor allem das Singen zunächst schwer, weil es ihr unangenehm war, dass ihre Stimme allein mit dem Produzenten war. Sie musste sich erst daran gewöhnen, jemanden so nahe an sich selbst und ihre Musik heranzulassen. Auch ihren eigenen Stil musste sie erst finden. „Als ich am Anfang noch nicht wirklich wusste, in welche Richtung meine Musik gehen soll, habe ich versucht, mich an Cavetown zu orientieren, weil er mein größtes musikalisches Vorbild ist. Ich liebe seine Musik, seine Texte, die Metaphern, die er benutzt – er hat mich extrem inspiriert. Ich würde meine Musik als ‚Alternative Indie Pop‘ bezeichnen, aber Pola und ich versuchen immer ein paar spacey Sounds reinzubringen, etwas, das man aus dem Weltall wiedererkennen könnte, wenn man die Songs hört.“

Jupiter, Mond, Weltall – die Faszination für das Universum gründet in Noas Lieblingsbuch, „These Broken Stars“, aus dem der Name Flynn entnommen ist. Als sie jünger war, wollte Noa Astronautin oder Naturwissenschaftlerin werden. In Berlin hatte sie sogar ein Chemiestudium angefangen, es dann aber abgebrochen – die Musik brauchte sie dringender als das Weltall.

UNENDLICHE WEITEN

JUPITER FLYNN

Aus „These Broken Stars“, ihrem Lieblingsbuch, stammt der Name Flynn. Doch wenn man „Noa Flynn“ googelt, wird alles von Suchergebnissen zu der gleichnamigen Figur aus der Romcom „The Kissing Booth“ überflutet – also würde sich Weltall-Fan Noa einen Planeten als Künstlerinnen-Vornamen aussuchen.

MOND

Das Cover-Artwork von *„Moon“* hat eine Freundin von Noa gestaltet. Es zeigt im Comicstil eine Astronautin oder einen Astronauten inmitten eines Sternenmeers und zwischen den Bruchstücken des Mondes. Zerbrochener Mond, zerbrochene Liebe.

ASTRONAUTIN

Früher wollte Noa Astronautin werden. Auch heute ist es noch ihr „unerreichbarer“ Traum, die Erde einmal vom Weltall aus betrachten zu können, ganz weit weg zu sein von allem, was dort passiert.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FOTO: RAPHAEL DAVID NÖSNER

Jupiter
Flynn

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

REISEFIEBER

TECHNIK

RS

Weekend-Trip gefällig? Der Umsatz mit Koffern in Deutschland beträgt 2022 immerhin rund 3,1 Milliarden Euro – einen großen Anteil daran hat das rollende Segment

VON RALF NIEMCZYK

AM BESTEN FÜR

FERNREISENDE

Samsonite Proxis Spinner

Großer Hartschalen-Trolley (75 x 51 cm, 96 Liter) mit vier Leichtgangrollen für perfekte Mobilität. Variable Farbgebung von Matt Graphite bis Honey Gold. Reparaturgarantie in speziellen Servicecentern. Ausgestattet mit Packriemen und zweiteiliger, ausziehbarer Teleskopstange.

429 Euro **SAMSONITE.DE**

AM BESTEN FÜR

INTERRAILER

Eastpak Tranverz M Black

Smarte Budget-Alternative. Die Rucksack-Spezialisten kombinieren wasserfesten Polyester mit einem leichtgängigen Rollensystem. Großzügig bemessener Stauraum in zwei separaten Fächern. Integriertes TSA-Schloss und praktische Vordertasche mit Reißverschluss. Das alles bei 67 cm Höhe.

160 Euro **EASTPAK.COM**

AM BESTEN FÜR

SUSTAINABLES

Horizn Studios Circle One

Wer voll öko verreisen will, wählt 100 Prozent pflanzliche Materialien. Die limitierte Edition vereint Reise-Performance, Design und Nachhaltigkeit. Circle One steht für „Wiederverwertung, Reparaturservice und Halt für immer“. Echte Materialinnovation, die biologisch abbaubar in Europa gefertigt wird.

980 Euro **HORIZN-STUDIOS.COM**

AM BESTEN FÜR

FASTLANER

Floyd Cabin

Cleveres, funky Packsystem aus der US-Surfer-Szene. Eine designpreisgekrönte, kreischfarbige Hartschale aus Makrolon für optimistische Reise-Styler. „Cabin“ hat eine Höhe von 55 cm und eine Breite von 39 cm. Stabile Alu-Armaturen schützen rund 41 Liter Stauinhalt bei einem Leergewicht von 4,1 Kilo.

445 Euro **FLOYD.ONE**

AM BESTEN FÜR

PROFITRAVELLER

Rimowa Original Cabin

Der Unkaputtbar-Klassiker aus eloxiertem Aluminium bietet eine lebenslange Herstellergarantie. Robust und leicht ist der Vier-Rollen-Trolley als Handgepäck im Flieger nutzbar. Ideal für Kurzreisen und Businesstrips: Trennwände, TSA-Schloss, 31 Liter Volumen. 55 cm Höhe.

780 Euro **RIMOWA.COM**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Moka Efti mit Weidemann (l.)

Ein Schritt weiter

Das Moka Efti Orchestra hat sich von „Babylon Berlin“ emanzipiert – und haucht seinem Konzept neues Leben ein

Von MAX GÖSCHE

Wenn Nikko Weidemann über seine Arbeit mit dem Moka Efti Orchestra spricht, wirkt er nicht wie ein 61-Jähriger, sondern eher wie ein Mittzwanziger, der noch tausend Ideen im Kopf hat, die er verwirklichen will. Das neue Album, *„Telegramm“*, markiert die Loslösung von Tom Tykwers Erfolgsserie „Babylon Berlin“, für die das Moka Efti Orchestra ursprünglich zusammengestellt wurde. Inzwischen hat die Musik des Ensembles ein Eigenleben entwickelt. Und die Mitglieder – darunter etliche Jazz-Profis, für die das Projekt anfangs einfach nur another job war – lieben das Bandgefühl. *„Telegramm“* emanzipiert sich noch mehr als die „Babylon Berlin“-Stücke vom Sound der Goldenen Zwanziger. Chanson, Bossa nova, Swing, Gypsy Music, Kammerpop britischer Prägung oder Big-Band-Jazz im Stile Frank Sinatras – Weidemann, sein Ko-Komponist Mario Kamien und Arrangeur Sebastian Borkowski binden das alles zu einem bunten Strauß von Songs zusammen und schaffen dabei das Kunststück, nicht nach Retro-Schema F zu klingen. Weidemann möchte damit auch außerhalb Deutschlands reüssieren: „Mein Wunsch ist es, die Begrenztheit auf das ARD-Sendegebiet zu überwinden. Aber leider hat uns Corona bei diesem Vorhaben ganz schön gefickt.“

Weidemann ist ziemlich gut rumgekommen. Geboren in der Nähe von Köln. Mit vier Jahren Umzug nach Freiburg. Als er zwölf war, bekam sein Vater einen Chefarztposten in Rotenburg an der Fulda. Oder wie Weidemann sagt: „an der Zonengrenze“. Mit sechzehn steigt er aus dem Hin und Her seiner Eltern aus. Mit siebzehn reist er durch die USA, auf den Spuren von Frank Zappa. Danach zieht es ihn nach Berlin-Wilmersdorf, wo seine Großeltern wohnen. Sein Opa ist Deutschrusse. Weidemann spürt eine gewisse emotionale Verbindung zum Osten und Interesse am Leben auf der anderen Seite der Mauer.

Er schwärmt von der Aufbruchsstimmung im Westberlin der frühen Achtziger. Niemand habe die Szene so geprägt wie David Bowie. Doch am beeindruckendsten findet er Blixa Bargeld von den Einstürzenden Neubauten. Der sei so charismatisch und exzentrisch gewesen, „dass es die Vorstellungskraft eines Abiturienten aus Nordhessen sprengte“. Weidemann spielt in zahlreichen Bands und gründet seine eigene, namens Flucht nach vorn. Später flüchtet er für viele Jahre nach London und New York. Er baut sich einen Bekanntenkreis auf, zu dem so prominente Kollegen wie Guy Chambers, Yoko Ono, Sean Lennon und Jeff-Buckley-Bassist Mick Grondahl gehören. 2002 kehrt er nach Berlin zurück, lernt den Regisseur Wolfgang Becker kennen und stellt für dessen 50. Geburtstag eine Band zusammen. Er wird so etwas wie der Haus-und-Hof-Musiker der Produktionsgesellschaft X Filme und freundet sich mit Tom Tykwer an.

Zeitsprung. 2016 hat Weidemann die Drehbücher für die ersten beiden Staffeln von „Babylon Berlin“ im Briefkasten. Er rekrutiert ein Orchester und schreibt mit Tykwer und Kamien den grandiosen Titelsong „Zu Asche, zu Staub“, der sich bereits von den Fesseln der Geschichtstreue befreit. „Der Auftrag lautete von Anfang an: Schert euch nicht um zeitimmanente Genauigkeit“, erklärt Weidemann. „Tykwer sagte: Lasst uns vorstellen, was gewesen wäre, wenn die Nazis nicht an die Macht gekommen wären.“ Diesem Gedankenspiel blieben auch die anderen Stücke verhaftet.

Anders verhält es sich nun mit *„Telegramm“*. Das Album wirft ein Schlaglicht auf einen blinden Fleck deutscher Musikgeschichte: Das letzte Lied, „Ein Ballade“, stammt von einer Holocaustüberlebenden. Weidemann und Co. geben Konzerte in Gedenkstätten: „Wenn wir den Hedonismus und Eskapismus der 20er-Jahre hochleben lassen, folgt daraus die logische Konsequenz, dass wir uns auch anschauen, was danach passiert ist.“

FOTO: JOACHIM GERN

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Auch Stars sind Menschen

Eine stimmungsvolle Retrospektive des gefeierten Fotografen Olaf Heine

Die Bilder von Olaf Heine waren schon oft im ROLLING STONE zu sehen. Aber auch auf den Seiten etwa von „Spiegel“, „Stern“ und „Vanity Fair“ oder auf den Covern von Alben der Ärzte, der Eagles und von Rammstein stößt man regelmäßig auf Motive des mittlerweile in Berlin lebenden Fotografen, der Anfang der Neunziger in seiner Heimatstadt Hannover mit seinen Arbeiten für Lokalhelden wie Fury In The Slaughterhouse und Terry Hoax erstmals von sich reden machte.

Sein Stil ist unverkennbar: In stimmungsvollem Schwarz-Weiß, geradezu klassisch komponiert, oft mit subtilem Humor inszenierte er Künstler:innen wie Iggy Pop, Don Cheadle, Marius Müller-Westernhagen, Bono, Snoop Dogg, Bret Easton Ellis, Jessica Schwarz, Jared Leto, Chris Cornell oder - hier zu sehen - die britische Sängerin und Schauspielerin Rita Ora und zeigte dabei auch die menschliche, verletzliche Seite der Porträtierten.

Nun präsentiert Heine, der auch schon bei Musikclips für Casper, A-ha und Die Toten Hosen Regie führte, in der prächtigen karriereübergreifenden Monografie „Human Conditions“ *(Prestel, 55 Euro)* auf 224 großformatigen Seiten mit einem Vorwort von Rammstein-Keyboarder Flake einige seiner schönsten Aufnahmen der Natur der Menschen und Stars. Parallel sind seine Highlights in einer Ausstellung der Galerie Camera Work in Berlin (bis 4. Februar) zu sehen.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FOTO: OLAF HEINE / COURTESY OF CAMERA WORK GALLERY

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Q&A

Hans Zimmer

Der Hollywood-Filmkomponist über Vorbilder, seine Vergangenheit im Punk und sein „Braaam“-Konzept

Von SASSAN NIASSERI

IM NÄCHSTEN FRÜHJAHR VERöffentlicht Hans Zimmer ein Album mit seinen Scores in Rock- und Weltmusik-Arrangements. Im April beginnt eine Tournee durch acht deutsche Städte. Der 65-Jährige gilt neben John Williams als bedeutendster lebender Filmkomponist: Seine Alben haben sich rund 25 Millionen Mal verkauft, für „Der König der Löwen“ und „Dune“ erhielt er den Soundtrack-Oscar. Seine Karriere startete der Ende der 70er-Jahre zunächst nach London ausgewanderte und heute in Hollywood lebende Hesse als New-Wave-Musiker, zuletzt hat er mit Pharrell Williams, Johnny Marr und Vampire Weekend gearbeitet. Interviews gibt er auf Englisch.

Herr Zimmer, wie –

Halt! Wie viele 65-jährige Komponisten, die keine Rockstars sind, schaffen es in den ROLLING STONE? Wobei: Die meisten Rockstars sind sogar älter als ich, oder? Ich fühle mich geehrt!

Vielleicht kann man Sie einen Punk nennen? Sie stürzen Dinge um. Sie haben die Soundtrack-Welt verändert, weg von Klassik und Leitmotiven, hin zu Sounddesign.

Meine vier Helden sind Ennio Morricone, John Barry, John Williams und Jerry Goldsmith. Doch das, was sie machen, will ich nicht machen. Was nicht heißen soll, dass ich keine traditionelle Orchestermusik mehr komponieren könnte wie für „Gladiator“. Aber ich widme mich jetzt lieber einer anderen Idee: der *(er sagt das Wort auf Deutsch)* Klangfarbenmusik. In „Dune“ geht es ja nicht um Sci-Fi-Schlachten, sondern um die Macht der Frauen. Ich hätte Figuren wie Lady Jessica ein Leitmotiv geben können. Stattdessen verpasste ich ihr einen Sound, der nachschwingt und bleibt, wenn sie den Raum verlässt. Wie ein Parfüm.

Sie sagten mal, Sie wollen Musik komponieren, die Menschen abgrundtief hassen. Aber soll nicht auch böse Musik anziehend sein?

Natürlich. Das „Joker“-Motiv beginnt leise. Sie sollen sich darin einrichten können. Und können sie diese Anspannung aushalten? Es sind Töne, die Fragen stellen. Hassenswerte Musik zu schreiben ist ein Privileg ausschließlich des Filmkomponisten. Wer sonst möchte das machen? Ich schrieb den Score für „Frost/Nixon“ und sagte mir: Ich soll verflucht sein, wenn am Ende jemand auch nur das geringste Mitgefühl für Richard Nixon empfindet, nur weil er mein Leitmotiv mag! Das ist ja das Problem mit Musik: Sie erzeugt automatisch Empathie, erweitert Charakterzüge. Kennen Sie die Band Garbage?

Klar.

Sie hatten mit „The World Is Not Enough“ einen „James Bond“-Song komponiert. Als ich unlängst meine eigene „Bond“-Suite vorführte, sprachen sie mich an: „Wir lieben dich – weil du damals The Damned produziert hast!“ Ich habe nämlich einen Punk-Background. Und dieses Punk-Ethos nutze ich – ob für die Anarchie in „Joker“ oder in „Frost/Nixon“.

Als Sie 1995 den Oscar für Ihre afrikanisch inspirierten Klänge des „Königs der Löwen“ gewannen, war der Begriff „kulturelle Aneignung“ nahezu unbekannt. Später folgte Ihre japanische Musik für „Der letzte Samurai“. Was halten Sie von der Debatte?

Ich habe den „Samurai“ und die stilistische Herausforderung sehr ernst genommen, das war ein schwieriger Lernprozess für mich. Je mehr ich lernte, desto weniger verstand ich. Und dann engagierte ich japanische Musiker. Im Rücken die Deadline. Kurzum, ich präsentierte meine Stücke japanischem Publikum. Und die Menschen dort fragten: Woher kennen Sie unsere Musik so gut? Im Herzen bin ich noch Punk, also provoziere ich gern. Aber was ich nicht gern tue, ist Menschen verletzen. Kultur ist etwas, das man im Herzen trägt. Doch bis zur Ausbeutung, bis zum Kulturimperialismus ist es nicht weit.

Viele Ihrer Stücke werden als „Temp Music“ verwendet, als temporäre Tracks, die während der Bearbeitungsphase des Films als Richtline für die Atmosphäre dienen und die ungeduldige Produzenten zunehmend veranlassen, für den richtigen Soundtrack einfach Imitate in Auftrag zu geben. Deshalb klingt heutige Filmmusik oft gleich. Wie finden Sie –

I fucking *hate* temp music! Mein Stück „Journey To The Line“ aus „The Thin Red Line“ wird seit 1998 überall benutzt. Ich nenne es nur noch „The Forbidden Cue“.

Sie gelten als Erfinder des „Braaam“-Klangs, des megawuchtigen Bläserdonners, als würden AC/DC Alphörner spielen. Haben Sie sich die Bezeichnung ebenfalls ausgedacht?

Nein! Und es gibt hier ein Missverständnis. Chris Nolan hat den „Braaam“ erfunden, nicht ich. Der „Braaam“ ist ein Storypoint in „Inception“ von 2010. „Braam“ bedeutet, dass alles verlangsamt wird – die Protagonisten sinken immer tiefer in ihren Trancezustand. Deshalb mein massiver, zeitlupenartiger Einsatz mit dem Orchester. Mich verfolgt der „Braaam“-Missbrauch, denn in „Inception“ gibt es einen Grund, warum ich ihn in Töne gekleidet habe. Aber weil der Sound so kraftvoll ist, wurde er von vielen kopiert, die den Sinn nicht verstanden haben. Und dann landete „Braaam“ in Trailern, die einen Höhepunkt nach dem anderen auffahren. Lustig betrachtet: Obwohl der „Braaam“ missbraucht wurde, erfassen die Trailer, mit ihren Sprüngen von Höhepunkt zu Höhepunkt, das „Braaam“-Konzept an sich doch ganz gut.

FOTO: LEE KIRBY

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Haltet die Kinder da raus!

Wie gut war eigentlich das Musikjahr – und gibt es noch Pop? Ein gemütliches vorweihnachtliches Beisammensein von vier Freunden

Anna, Roderich, Clara und Ulf sitzen anlässlich ihres traditionellen Adventssaufens beisammen. Soeben hat das Gespräch den Themenkomplex „Weltuntergang und allgemeiner Daseinsverdruss“ verlassen. Man wendet sich der Popmusik zu.

Ulf: War 2022 jetzt ein gutes Pop-Jahr?

Roderich: Pop ist so egal geworden, oder?

Clara: Jahre aber auch.

Ulf: Dann halt Musikjahr – meine Güte! War es ein gutes Musikjahr?

Clara: Kate Bush hatte einen Hit. Insofern für mich ein gutes Musikjahr.

ERIC PFEIL

FÜHRT POP TAGEBUCH

Roderich: Ja, aber mit einem uralten Song. Was nur wieder zeigt, wie schlimm es um Pop bestellt ist, wenn der große Pop-Moment des Jahres ist, dass lauter Seriengucker-Jugendliche das olle Ding zum Hit machen.

Clara: Sag das den Jugendlichen!

Anna: Und sag Kendrick Lamar, dass Kate Bush der größte Pop-Moment des Jahres war.

Roderich: Also ich hör ja nur noch sehr gute oder sehr schlechte Musik. Alles andere interessiert mich nicht.

Ulf: Was soll das heißen?

Roderich: Ich hör nichts Mittelmäßiges mehr. Gute Musik höre ich, weil sie gut ist. Schlechte, weil sie was über Scheitern und Unzulänglichkeit erzählt, das hat ja auch einen Glanz. Aber Mittelmaß ist immer Zeitverschwendung.

Anna: Na ja, gestern hast du irgendwann Maxïmo Park gehört. Wenn das nicht mittelmäßig ist, was dann?

Roderich: Hä? Maxïmo Park ist doch nicht mittelmäßig!

Ulf: Also mein größter Pop-Moment des Jahres war die neue Platte von Little Simz.

Clara: Neulich hast du gesagt, dass das Bob-Dylan-Konzert dein absoluter Höhepunkt des Jahres war.

Ulf: Bob Dylan ist was anderes.

Anna: Stimmt – was anderes als Musik.

Roderich: Bob Dylan ist der perfekte Musiker für mich. Der macht entweder sehr gute oder sehr schlechte Musik, aber nie mittelmäßige.

Ulf: Hm, aber *„Street-Legal“* zum Beispiel ist schon mittelmäßig.

Roderich: Das ist eine Platte, auf der nur sehr gute oder sehr schlechte Songs drauf sind. Sie kann also im Ergebnis nicht mittelmäßig sein.

Anna: Können wir bitte aufhören, über Bob Dylan zu reden, und wieder über Musik sprechen?

Clara: Das Riesenthema in Deutschland waren ja dieses Jahr die leeren oder halb leeren Konzerte.

Roderich: Das muss so ein Horror sein, heutzutage in ’ner kleinen Band zu spielen: Den ganzen Tag musst du diesen schlimmen Social-Media-Quatsch machen, und abends spielst du dann in irgendeinem leeren Club.

Anna: Ja, aber hat das nicht immer zum Kunstmachen gehört, dass man nun mal nicht davon ausgehen kann, totalen Success zu haben?

Roderich: Klar, bloß heute funktioniert ja nur noch dieses Ultrasichere.

Ulf: Genau. Auf der anderen Seite gab es dieses Jahr ja doch auch die vollen Arenakonzerte. Rammstein, Billie Eilish, Rolling Stones, Coldplay …

Anna: Alles Bratwurst-Events. Das sind ja keine Konzerte.

Clara: Ich hab mal ’ne Frage: Wann fing das eigentlich an, dass bei diesen Riesenevent-Konzerten – bei Coldplay, bei den Foo Fighters – an einem gewissen Punkt Kinder aus dem Publikum auf die Bühne geholt werden, die dann bei einem Stück Keyboard oder Schlagzeug spielen dürfen? Ich find, das ist komplett unkünstlerischer Horror. Das ist die Disneyisierung von Popmusik.

Ulf: Bob Dylan holt keine Kinder auf die Bühne.

Roderich: Hihi.

Ulf: Ich glaub, das liegt, wie alles andere auch, an Social Media. Das wird gemacht, seit diese Bands wissen, dass das super auf Instagram aussieht.

Anna: Oder fing Springsteen damit an?

Roderich: Niemals!

Ulf: Der kommt ja nächstes Jahr wieder auf große Tour.

Anna: Bratwurst-Tour.

Roderich: Das ist für mich jetzt schon der Höhepunkt des Pop-Jahres 2023.

Anna: Lasst uns lieber wieder über die beschissene Weltlage reden, okay?

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Ice Spice

Mampf

Drill ist der Rap-Sound der Stunde – und Ice Spice seine Königin. Nebenbei hat sie eine Kultfigur erfunden: den Munch

Von JEFF IHAZA

ICE SPICE HAT NOCH NICHT VIEL VON Atlanta gesehen, als sie mit dem ROLLING STONE telefoniert. Aber sie hat sich bereits ein Urteil gebildet, wie man es von einer eingefleischten New Yorkerin erwarten würde: „Es sieht ein bisschen aus wie Jersey." Die 22-jährige Rapperin ist zum ersten Mal in der Stadt, sie will an den BET HipHop Awards teilnehmen, dem letzten in einem Wirbelwind von Auftritten, seit „Munch (Feelin' U)" das Internet erobert hat. Es ist eine der größten Award-Shows in den USA, Kendrick Lamar räumt dabei in den Hauptkategorien ab – Ice Spice bleibt staunender Zaungast.

Doch ihr HipHop-Track ist der Ohrwurm der Saison. Er fügt den Melodien des bereits dominanten New Yorker Drill-Sounds eine gewisse, nun ja, Würze hinzu. „‚Munch' bringt den Spaß an Drill zum Vorschein", sagt sie. „Vorher war Drill meist ein bisschen zu ernst, manchmal ein bisschen zu gewalttätig, was ja irgendwie auch cool ist. Ich hab den ganzen Tag lang diesen Rah-Rah-Scheiß gemacht – aber ‚Munch' hat definitiv die lässige Seite an mir rausgekitzelt."

Drill ist eine immer populärer werdende Spielart des TrapRap, die aus Chicago stammt und auf kurzen, düsteren Tracks mit oft gewaltverherrlichenden, nihilistischen Lyrics fußt. In den vergangenen Jahren haben sich lokale Spielarten herausgebildet – wobei sich der Bronx Drill durch Verwendung geschmeidigerer, meist älterer Soul-, HipHop- und Funk-Samples heraushebt.

In der Bronx wurde Ice Spice als Isis Gaston geboren. Und dem Stadtbezirk verdankt sie ihren Zugang zur Musik. „Das Leben dort war manchmal ein bisschen chaotisch, aber es hat meistens Spaß gebracht", sagt sie. „New York hat mich selbstbewusst gemacht." Auch ihr Vater war Rapper, wenn auch kein bekannter, und Ice Spice erinnert sich, dass ihre Mutter immer gesungen hat. „Ich habe

„Der Munch ist nämlich nicht nur verfressen, er ist auch ein Hater"

das Gefühl, mit Musik geboren zu sein, ganz natürlich." Mit Hilfe des Drill-Produzenten RIOTUSA, den Ice Spice während ihres Studiums an der New York State University kennenlernte, entstand „Munch". „Ich nahm in meinem Zimmer auf, wollte schnell einen Song machen, als mir diese Figur in den Kopf kam: ein verzweifelter Mann, der die ganze Zeit essen will. And I was just, like, ‚munch'. Ich beschreibe diese Figur als das, was sie ist: ein mampfender Fresssack."

„You thought I was feeling you?", erkundigt sich Ice Spice mit einem hinterhältigen Anflug von falschem Mitleid in der Hookline des Songs. „That nigga a munch/ Nigga a eater, he ate it for lunch." Der Track wurde schnell ein Hit, auch dank TikTok. Zunächst schoben Kritiker den Erfolg des Songs auf das Video, in dem ein Großteil der Bildschirmzeit den Konturen des Körpers von Ice Spice gewidmet ist. Aber es dauerte nicht lange, bis sie auch den Text auswendig mitsprachen. „Viele meinten zuerst: Das ist Müll", sagt Ice Spice. „Doch am nächsten Tag sagten sie: Der Track geht mir nicht mehr aus dem Kopf." In zahllosen Videos und Memes konnte man in Echtzeit beobachten, dass viele Menschen, meist Männer, die versucht hatten, Spice' Sexualität gegen sie zu verwenden, sich schließlich selbst als Munchs entpuppten. „Denn der Munch ist nämlich nicht nur verfressen, er ist auch ein Hater", fügt sie hinzu.

„Munch" ist eine Art Fallstudie über das Potenzial von Drill als erweiterter Klangpalette für HipHop und Pop. Mit einer gleichmäßig rollenden Kadenz schwebt Ice Spice über die triefende Staccato-Percussion des Stücks. Schon jetzt singen und tanzen alle, von Studentinnen in Kalifornien bis hin zu Teenagern in der Bronx, in Online-Clips zu ihrem Track. Sogar Drake ist ein Fan. Auf Instagram lobte er ihre Musik und lud Ice Spice zu seinem Festival ein. Und der strenge HipHop-Kritiker Joe Budden, in den Nullerjahren selbst Eastcoast-Rapper, gibt in einem Podcast-Clip eine perfekte Munch-Imitation und rappt genüsslich zu dem Track, während seine Co-Moderatoren geschockt tun. In den sozialen Medien verbreitete sich der Clip rasend. „Dieser Scheiß war so lustig!", freut sich Ice Spice. „Ich habe sehr gelacht. Irre, dass Joe das macht, denn ich glaube, dass er nur schwer zu begeistern ist!"

Für die Zukunft habe sie große Pläne, sagt die Rapperin. Noch vor Ende des Jahres würde sie gern ein komplettes Album veröffentlichen. Und es scheint, als habe der Erfolg sie milde gestimmt – den Protagonisten ihres Hits gewährt Ice Spice jedenfalls noch eine Gnadenfrist: „Die Fresssäcke sollen bitte weiter essen, denn wir brauchen sie noch!"

FOTO: COURTESY OF TRINECIA AMOR

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

NEW NOISES IM DEZEMBER

PLAYLIST

New Noises #167

Unsere „New Noises“ stehen einmal mehr im Zeichen von exzellentem Songwriting: Weyes Blood und Margo Price bestätigen ihre Klasse, Seth Avett erweist dem Songschreiber Greg Brown Reverenz, und Jupiter Flynn begeistert mit Coming-of-Age-Folk

CD GESTALTUNG: PATRICK KLOSE

▸ Weyes Blood
„Twin Flame“

Mit *„Titanic Rising“* (2019) hat Natalie Mering alias Weyes Blood eines der schönsten Songschreiber-Alben der letzten Jahre veröffentlicht. Mit „Twin Flame“ vom neuen *„And In The Darkness, Hearts Aglow“* behauptet sie sich zwischen Joni Mitchell und Lana Del Rey.

▸ Sloan
„Magical Thinking“

Das kanadische Quartett wirkt auf seinem 13. Album so vital wie eine Newcomer-Band. „Magical Thinking“ besticht durch unwiderstehliche Power-Pop-Harmonies und ein treffsicheres Riff.

▸ Seth Avett
„Just A Bum“

Dass Folk- und Bluegrass-Gefilde seine Heimat sind, hat er mit The Avett Brothers schon überzeugend bewiesen. Auf seinem neuen Soloalbum interpretiert er einige der schönsten Stücke des Songschreibers Greg Brown.

▸ Margo Price
„Change Of Heart“

Auf ihrem vierten Album zelebriert die US-Songschreiberin einen süffigen Mix aus Country, Southern Rock, Blues-Licks und poppigen Hooks. „Change Of Heart“ evoziert Lucinda Williams und Tom Petty.

▸ Billy Strings
„John Deere Tractor“

Mit diesem Stück seines neuen Albums, *„Me/And/Dad“*, gelingt dem Bluegrass-Musiker aus Michigan nicht nur eine hübsche Hommage an eine Legende der Landwirtschaftsmaschinen, sondern auch ein famose Ballade.

▸ Jupiter Flynn
„Probably“

Der Sound der Wahlberlinerin Jupiter Flynn speist sich aus alternativem Folk-Pop amerikanischer Prägung. Ihr Debüt, *„Moon“*, von Pola Roy (Wir sind Helden) produziert, ist ein wundervoller Coming-of-Age-Reigen.

▸ Moka Efti Orchestra feat. Severija & Friedrich Liechtenstein
„Turquoize“

Dieses Orchesterpop-Duett vom neuen Moka-Efti-Werk, *„Telegramm“*, schwoft so traumwandlerisch elegant, als hätten Serge Gainsbourg, Lee Hazlewood und Nelson Riddle daran mitkomponiert.

ZU HÖREN BEI: Spotify Apple

PLAYLIST EXTENDED

- **Tindersticks** „Stars At Noon“
- **Ibeyi** „Juice Of Mandarins“
- **Suki Waterhouse** „Neon Signs“
- **Ron Sexsmith** „What I Had In Mind“
- **Gaz Coombes** „Don’t Say It’s Over“
- **Ava Vegas** „Pleasure Pilgrim“
- **Meskerem Mees** „The City“
- **Nina Hagen** „16 Tons“
- **Samia** „Kill Her Freak Out“
- **Rozi Plain** „Prove Your Good“
- **Karo Lynn** „Still, Staring Ahead“
- **Ghost Woman** „Broke“
- **Inhaler** „Love Will Get You There“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Gute Ernte:
Thomas Niehaus
und Neil Youngs
„Harvest“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

„Trost in der Musik“

Durch sein Engagement am Thalia Theater hat der Schauspieler Thomas Niehaus sich in Neil Young reingehört und -gespielt

Foto von ALEXANDRA POLINA
Aufgezeichnet von RALF NIEMCZYK

ES IST MIR ANFANGS SCHWERgefallen, mich für ein Album zu entscheiden. Ich hätte auch Nirvanas *„Nevermind“* nehmen können, das ich rauf und runter gehört habe. Oder *„Night Train“* von dem Jazz-Pianisten Oscar Peterson, das mir mein Klavierlehrer vorgespielt hat, um mir die Welt der Improvisation näherzubringen.

Ich habe letztlich Neil Young gewählt, weil ich mit ihm im aktuellen Dasein als Schauspieler am meisten zu tun habe. Ich spiele am Hamburger Thalia Theater die Hauptrolle in „Mittagstunde“, einem Stück nach dem Roman von Dörte Hansen. Ihre Figur Ingwer Feddersen hört immer Neil Young, wenn er zu seinen Eltern aufs Land fährt, um diese zu pflegen.

Er findet Trost in dieser Musik – mich wiederum hat Young zu einem Gitarrenspieler gemacht. Die Regisseurin Anna-Sophie Mahler hat das angeregt, und ich habe es mir daraufhin mit YouTube-Tutorials draufgeschafft. Blues Harp konnte ich schon. Die Gitarre gehörte nicht zu meinem Repertoire. So habe ich mich parallel zu den Proben ein halbes Jahr reingekniet.

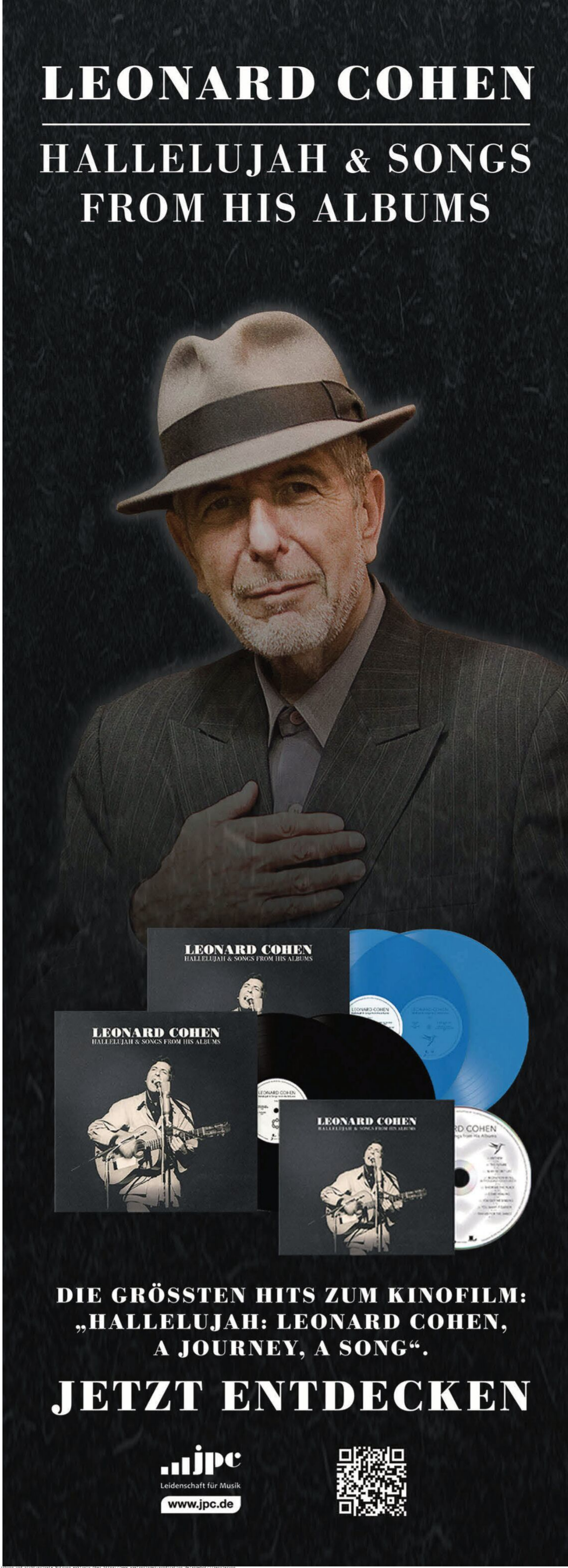
Und ich bin wirklich froh, dass Neil Young mich zum Gitarrenspiel gebracht hat. In meiner musikalischen Familie war ich der Pianomann und Blechbläser, wir haben viel Klassik gehört und gespielt. Bei Young bestehen die Lieder aus sehr simplen Akkorden, und sie haben oft eine einfache Struktur. Dabei sind die aber ungemein raffiniert gemacht. „Heart Of Gold“ etwa, ein Song, den jeder schnell erlernen kann. Dass es aber dann auch so geil klingt wie bei Young, das macht den Unterschied! Beim Singen seiner Lieder fällt dir dann erst mal auf, wie hoch der mit seiner Stimme geht. Nicht so einfach. Doch da wir die Vorstellung bereits 25-mal gespielt haben, werde ich immer routinierter.

Bereits vor drei Jahren gab es am Thalia eine Bearbeitung von Navid Kermanis „Das Buch der von Neil Young Getöteten“. Dort beschreibt er, wie seine kleine Tochter von Koliken geplagt wurde. Und das einzige Mittel, um das arme Kind etwas zu beruhigen, war, Neil Youngs Musik aufzulegen. Bereits dafür habe ich mich mit dem Thema beschäftigt. Heute spiele ich jeden Abend einige seiner Songs mit großer Freude. Mittlerweile habe ich auch intensiv seine schillernde Vita studiert. Sein nerdiges, unermüdliches Rumgefrickel ist faszinierend.

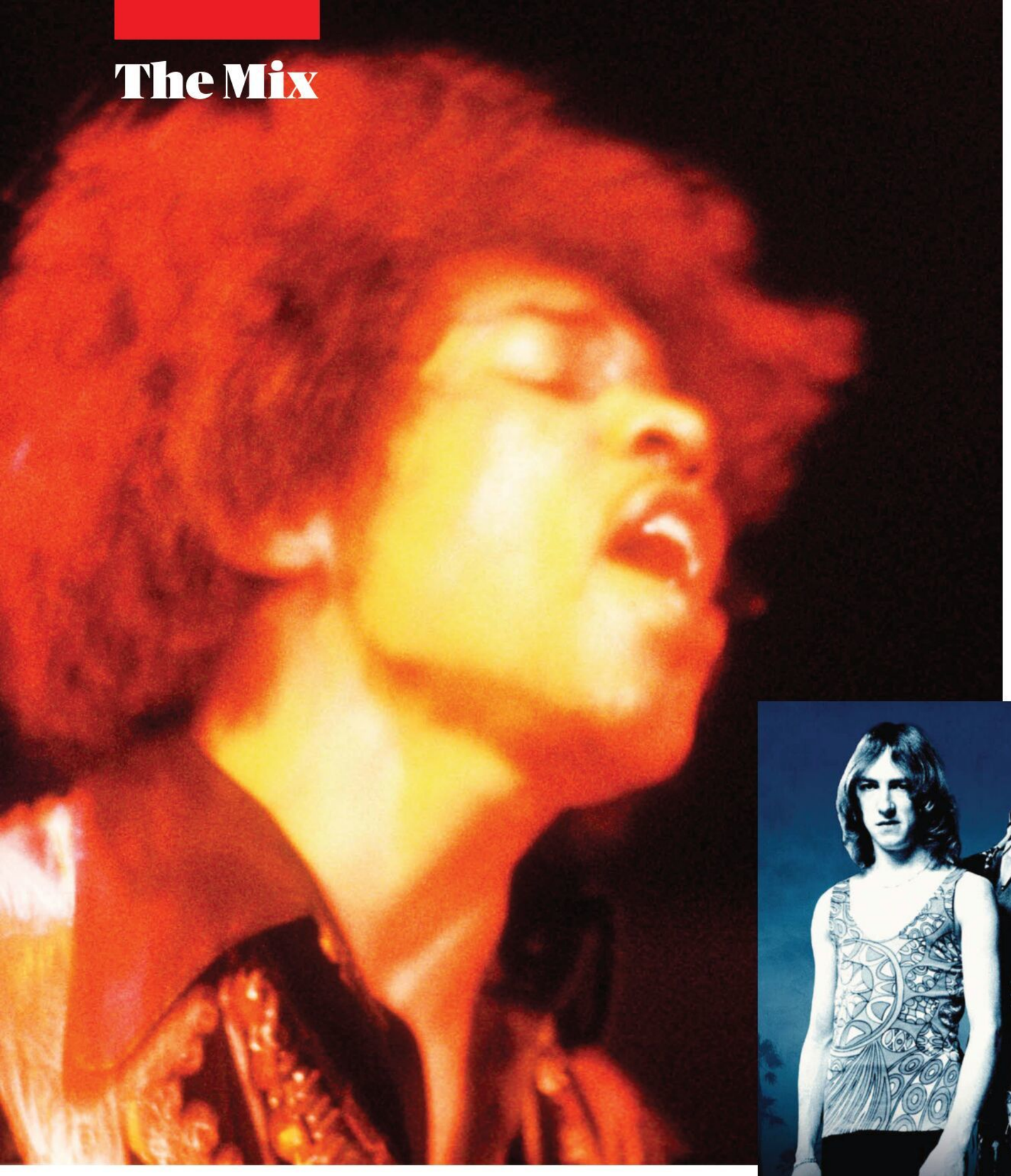
Aktuell interpretieren wir in dem Stück vier Songs. Die stehen auch explizit in der Romanvorlage. Ein Kapitel heißt sogar „Heart of Gold“. „Old Man“ kommt bei der nicht unproblematischen Beziehung zu seinem Vater vor. Neil Young hat sich richtig in mein Leben eingeschlichen. Neulich war ich mal bei einer Autofahrt schlecht drauf, da bin ich rechts rangefahren und habe ganz ähnlich wie Ingwer Feddersen im Stück Neil Young gehört. Wenn ich einen *„Harvest“*-Favoriten nennen müsste, dann „Out On The Weekend“ …

COVER STORIES

Prominente und ihre Lieblingsplatten. Dieses Mal: Thomas Niehaus. Der Lübecker stammt aus einer musikalischen Familie und lernte im Jugendtheater diverse Instrumente. Bereits während der Ausbildung bekam er 2004 ein festes Engagement am Berliner Ensemble. Ab 2009 war er ein Jahrzehnt im Ensemble des Thalia Theaters. Seit 2017 sieht man ihn oft in TV- und Filmproduktionen, etwa in der ZDFneo-Miniserie „Bruder – Schwarze Macht“ und im Kinodrama „Tagundnachgleiche“. Aktuell ist er in der schwarzen Komödie „Ach du Scheiße!“ (Regie: Lukas Rinker) zu sehen, die demnächst auch auf DVD erscheint.



© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



POP IN BILDERN

HISTORY

Vor 80 Jahren wurde das Genie Jimi Hendrix geboren – ein Gitarrenmagier ohnegleichen, der bis heute erstaunt

Von JAN JEKAL

DIE NEUE PLATTE

LIVE IN LOS ANGELES

Sein Leben war kurz, aber das Archiv ist groß. Jetzt erscheint ein Konzert vom April 1969, eines der letzten der Experience. Highlight: ein Medley aus „Voodoo Child“ und „Sunshine Of Your Love“.

DAS SPEKTAKEL

GITARREN-AKROBATIK

Als Instrumentalist war Hendrix virtuos, seine Qualitäten als Showman waren nicht weniger herausragend. Mit der Zunge spielen oder hinter dem Rücken, eine Fender in Flammen aufgehen lassen, wie in Monterey 1967 – Hendrix hieß Spektakel.

DER VERSTÄRKER

MARSHALL 1959SLP

Die Hendrix-Einstellung: alle Knöpfe bis zum Anschlag aufgedreht. Seine Verzerrung überwältigte, Feedback geriet bei ihm zum Kunststück.

DER STYLE

COOL BRITANNIA

In den Boutiquen Londons stellte er seine Garderobe zusammen. Die Husarenjacke war 1967 schwer angesagt, das modische Äquivalent seines bunten Sounds. Später kam der Native-Look.

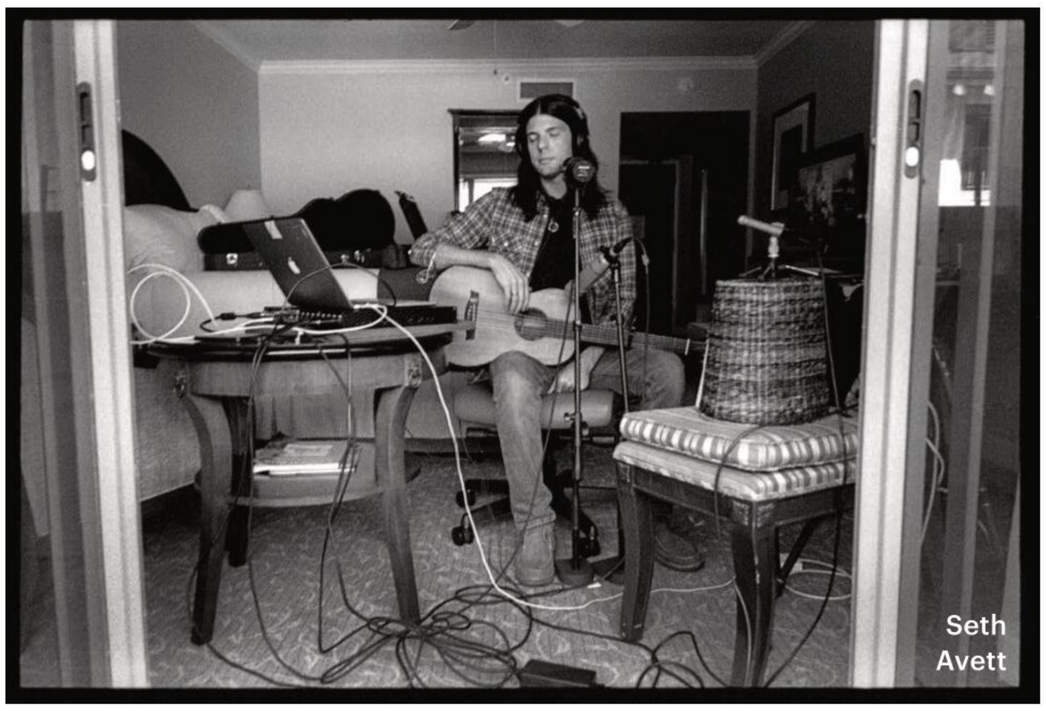
DAS INSTRUMENT

FENDER STRATOCASTER

Der gläsern-metallische Sound der Strat, mit Tremolo durch Effektgeräte gejagt – Hendrix’ Markenzeichen. Als Linkshänder spielte er eine Rechtshändergitarre, zog die Saiten umgekehrt auf. Die tiefen klangen dadurch weicher, die hohen hart.

FOTOS: GETTY IMAGES (2), DPA, ICONIC IMAGES, MARSHALL

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



Seth Avett

Spiel des Poeten

Sonst mit seinen Brüdern im Bunde, hat Seth Avett nun Songs des kaum bekannten Folk-Musikers Greg Brown aufgenommen

Von JÖRG FEYER

EIGENTLICH WOLLTE SETH AVETT NUR VERhindern, dass er auf Tour zu viel dummes Zeug denkt (oder sogar macht). Also schnappte er sich an diesen ja oft komischen Off-Tagen den Laptop und ein paar Mikros, machte aus seinem Hotelzimmer ein Improv-Studio und nahm einen Song von Greg Brown auf. „Ich hörte seine Platten, und die Frage war immer nur: Okay, welchen Song mag ich heute ganz besonders? Die Songs sollten zu mir kommen, einer nach dem anderen." Eine Veröffentlichung habe er anfangs nicht im Sinn gehabt, „ich wusste ja auch nicht, ob der Sound gut genug wäre". Schön und gut. Nur: Wer ist Greg Brown?

Der „vermutlich am meisten unterschätzte Songwriter überhaupt" (Avett) ist jenseits fixer Folk-Festival-Zirkel nie so bekannt und anerkannt worden wie, sagen wir, John Prine, Guy Clark oder Loudon Wainwright. Avett erklärt das mit schlechtem Timing und zu wenig „Raum für Singer-Songwriter und akustische Musik in der Pop-Welt der 80er-Jahre", er hält aber auch meine Überlegung seine Herkunft betreffend für „total berechtigt". Greg Brown, 73, ist halt nicht in Houston oder Nashville zu Hause, sondern immer noch in Iowa. Mittlerer Westen. Flyover Country, „auch in puncto Musikindustrie".

„Boomtown" war der erste Song von Brown, den Seth Avett hörte, damals als Teenager, 1995, in der „Prairie Home Companion"-Radioshow. „Aber richtig verliebt habe ich mich dann in ‚Laughing River'", erinnert er sich. „Departure Songs" hätten ihn „schon immer angezogen: aufzuhören, wegzugehen und woanders ein anderes Leben anzufangen. ‚Laughing River' verbindet diese Romantik auf sehr einfache Weise mit einem Moment der Hoffnung. So fing es an - und dann ging es immer weiter und weiter ..."

So war „Laughing River" (von *„Dream Café"*, 1992) ein sicherer Kandidat für den Streifzug *„Seth Avett Sings Greg Brown"*, der den Vorlagen ungezwungen gerecht wird. Auch wenn Avett mutmaßt, es „hätten auch zehn andere Songs sein können". Das klingt fast beliebig, doch *„Going Driftless"*, das mit Lucinda Williams und Gillian Welch prominent besetzte Brown-Tribute, hatte 2002 bis auf „The Poet Game" tatsächlich ein ganz anderes Repertoire. Die Auswahl ist groß in einem Katalog mit 25 Platten von 1980 bis 2012. Aber eine davon ist dann eben doch mit gleich drei Songs vertreten. „Ja", bestätigt Avett, „mein Lieblingsalbum von Brown ist wohl *‚In The Dark With You'*. Deshalb war es vermutlich unvermeidlich, dass es ein bisschen überrepräsentiert ist." Avett schwärmt von der „Wärme in der Instrumentierung, im Zusammenspiel der Musiker. Es hat eine ganz eigene Ästhetik, mit Panflöten und Bongos." Dazu kämen Songs, „die das ganze Spektrum eines großen Songwriters abdecken, von dem Schatten, der in ‚I Slept All Night By My Lover' heraufzieht, bis zu einem gut gelaunten Fast-Wegwerfsong wie ‚Good Morning Coffee'".

„Am meisten bewundere ich seine Furchtlosigkeit"

Gefragt, welchen Aspekt von Browns Songwriting er sich stärker in seinem eigenen wünsche, antwortet Avett sofort: „Furchtlosigkeit. Ich ertappe mich oft dabei, dass in meinen Songs alles schön aufgeräumt sein und auch noch cool klingen soll." Ein Kampf „mit meiner Eitelkeit". Wobei Furchtlosigkeit manchmal auch nur meint, prosaisch zu formulieren, wenn das notwendig ist, um nach den Sternen zu greifen. Wie in „The Poet Game", dem Titelsong des Albums von 1994, der ebenso wie „My New Book" den ganz großen Bogen vom Profanen zum Philosophischen schlägt. „Allein der Anfang der letzten Strophe: ‚I walk out at night to take a leak underneath the stars ...' Da haben wir's! ‚To take a leak' - eine Formulierung, bei der ich dreimal überlegen würde, ob ich das bringen kann. Greg hat das einfach gemacht, obwohl es so geradeheraus ist. Mir wäre so was schnell zu unpoetisch."

Am Ende des Songs gesteht Greg Brown, dass er nicht weiß, ob er das Spiel des Poeten noch mal spielen würde. Und wie sieht es damit bei Seth Avett aus? Der lacht: „Mann, ich stell es schon mal infrage - aber ich habe keine Ahnung, was ich sonst tun sollte!" Das nächste Album der Avett Brothers ist schon in Arbeit.

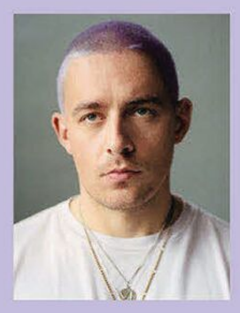
FOTO: CRACKERFARM

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FKP SCORPIO KONZERTE 2022

DERMOT KENNEDY

THE 'SONDER' TOUR
PLUS SPECIAL GUESTS

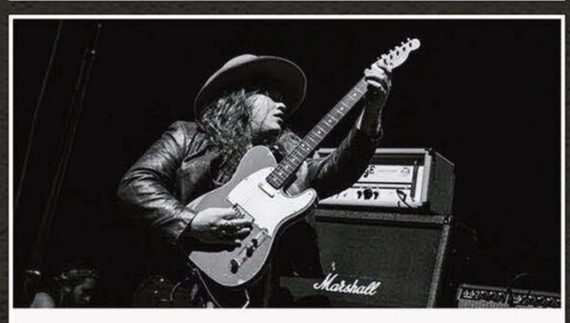


2023
02.03. LEIPZIG
07.03. STUTTGART
09.03. HANNOVER
15.03. FRANKFURT
16.03. MÜNCHEN
18.03. BERLIN
21.03. HAMBURG
22.03. KÖLN

BELLE & SEBASTIAN
EUROPEAN TOUR
14.01. HAMBURG
21.01. BERLIN
22.01. MÜNCHEN

PALAYE ROYALE
SUPPORT: YONAKA
24.01. BERLIN
05.02. KÖLN
19.02. STUTTGART
25.02. MÜNCHEN

PIXIES
SUPPORT: WUNDERHORSE
26.02. BERLIN
27.02. HAMBURG
28.02. MÜNCHEN



MARCUS KING
13.03. BERLIN
16.03. KÖLN

TICKETS UNTER: FKPSCORPIO.COM & EVENTIM.DE

Adam Driver in „Weißes Rauschen“

Ende der Welt

US-Regisseur Noah Baumbach, Experte für Beziehungskisten, bringt Don DeLillos Roman „Weißes Rauschen“ ins Kino

Von PATRICK HEIDMANN

UNVERFILMBAR? DARAN, DASS DON DeLillos Roman „Weißes Rauschen“ in der Filmbranche schon seit Jahren den Ruf hatte, von vielen Regisseuren begehrt, aber kaum für die Leinwand adaptierbar zu sein, verschwendete Noah Baumbach bei seinem neuen Film kaum Gedanken. „Nach ‚Marriage Story‘ ging es mir zum ersten Mal seit Langem so, dass ich keine Geschichte im Sinn hatte, die ich unbedingt erzählen wollte“, erinnert sich der US-Filmemacher beim Interviewtermin in Venedig. „Einen auf einem Roman basierenden Film hatte ich noch nie gedreht. Aber wenn, dann wollte ich mir natürlich ein echtes Prachtexemplar vornehmen. DeLillos Buch hatte ich bereits in meiner Jugend gelesen und nun zu Beginn der Corona-Pandemie noch einmal. Und es passte mehr denn je zu dieser irren Welt, in der wir heute leben. Also habe ich mich ohne Zögern hingesetzt und mit dem Drehbuch begonnen.“

In der Filmografie von Baumbach, der sich für eine geplante Serie auch schon mal Jonathan Franzens Roman „Die Korrekturen“ vorgenommen hatte (ein Projekt, das über eine nie gesendete Pilotfolge nie hinauskam), ist „Weißes Rauschen“ nun allerdings nur auf den ersten Blick eine Ausnahme. Sicher, das Budget war so groß wie nie, und sogar Spezialeffekte kommen hier zum Einsatz. Doch in DeLillos Roman von 1985 lässt sich einiges entdecken, was den Regisseur schon immer umtreibt.

Im Zentrum der in den frühen Achtzigern spielenden Geschichte stehen Jack Gladney (Adam Driver), Geschichtsprofessor und Hitler-Experte an einem renommierten Kleinstadt-College, und seine Patchworkfamilie. Mit Ehefrau Babette (Greta Gerwig) hat er nicht nur eine obsessive Beschäftigung mit dem Tod gemeinsam, sondern auch vier Kinder aus verschiedenen Beziehungen. Doch was als humorvoller Blick auf familiäres Alltagschaos und als Satire auf die Konsumgesellschaft und den Uni-Betrieb beginnt, nimmt neue Gestalt an, als es in der Nähe zu einem Chemieunfall kommt, die ganze Stadt evakuiert werden muss und Jack womöglich den giftigen Substanzen ausgesetzt wird. Und dann ist da auch noch die Sache mit den Tabletten, von denen Babette womöglich abhängig ist.

Neurosen, Ängste und nicht zuletzt die Furcht vor dem Tod waren immer schon Bestandteil von Baumbachs Filmen. In „Weißes Rauschen“ ist nun vor allem Letzteres präsent wie nie. „Wer morgens die Zeitung liest, kann doch eigentlich gar nicht anders, als Angst zu bekommen“, lacht Baumbach. „Mich jedenfalls treibt der Tod ständig um. Was ich aber auch notwendig finde. Denn um sein Leben wirklich zu leben, muss man sich doch bewusst machen, dass es zu Ende gehen wird.“

Wichtigster Anknüpfungspunkt in DeLillos Buch war für den Regisseur, der sich von „Der Tintenfisch und der Wal“ über „Greenberg“ bis hin zu „Marriage Story“ immer wieder mit den Unzulänglichkeiten von Paarbeziehungen und Kernfamilien auseinandergesetzt hat, allerdings ein anderer: „In diesem Fall schien mir die Familie mehr denn je auch eine Metapher für unsere Kultur allgemein zu sein. Sie ist die Wiege der Fehlinformation: Hier wird gequatscht und gequatscht und nicht immer zugehört, und was am Ende wirklich die Wahrheit und was bloß Behauptung ist, lässt sich am Frühstückstisch eher nicht unterscheiden.“

> ***„Der Roman passt mehr denn je zu dieser irren Welt“***

Die Aktualität, die Baumbach seiner Vorlage zwischen Fake-News-Anspielungen, Kapitalismuskritik und vermeintlichen Verweisen auf Corona- und Lockdown-Panik abringt, ist erstaunlich. Trotzdem ist fraglich, ob sein „Weißes Rauschen“ mit seinem Übermaß von Themenfeldern und Figuren wirklich in der Summe überzeugt. Aber wenn am Ende des Films alle Beteiligten zu einem neuen Song von LCD Soundsystem ausgerechnet in einem knallbunten Supermarkt ihrer eigenen Sterblichkeit entgegentanzen, dann freut man sich allein angesichts dieser fantastischen Szene doch sehr, dass Baumbach nicht allzu lange nachgedacht hat, ob sich DeLillos Gedanken überhaupt verlustfrei verfilmen lassen.

FOTO: WILSON WEBB/NETFLIX © 2022

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Bake me back home

Mannemer Dreck, Frankfurter Brenten, Hamburger Eisschollen wecken Kindheitserinnerungen und zeigen regionale Diversität

GUNTER BLANK

GEHT ESSEN

„Mannemer Dreck“, sang 1973 Joy Fleming und machte die Welt jenseits der Kurpfalzmetropole mit deren „zuckersüßer“ Spezialität bekannt. Denn es handelt sich keineswegs um eine spezifisch Mannheimer Mischung aus Schutt, Schrott und Luftverpestung, sondern um ein schnuckeliges Weihnachtsplätzchen, einen Gegenentwurf quasi zur von Chemiefirmen verseuchten Rhein-Neckar-Region. Breiten wir den Mantel des Schweigens über die Tatsache, dass das hauptsächlich aus Zucker, Honig, Mandeln und Marzipan bestehende und mit Zartbitterschokolade überzogene, schon 1862 von dem Bäckermeister Friedrich Bechter erfundene Gebäck im menschlichen Körper kaum weniger verheerende Folgen zeitigt.

Denn bald ist Weihnachten, und in der Adventszeit sind sämtliche Diätregeln außer Kraft gesetzt. Sobald die erste Kerze auf dem Adventskranz brennt, gibt es kein Halten mehr - Portwein, Kakao mit Orangenlikör, Lebkuchen, Schokoladennikoläuse und vor allem Weihnachtsplätzchen beherrschen den Speiseplan. Wobei auffällt, dass die deutschen Lande eine schier unglaubliche Vielfalt hervorgebracht haben. Nicht nur Namen, sondern auch die zum Teil jahrhundertealten Rezepturen spiegeln die jeweiligen Eigenheiten der Regionen wider. Während man sich in protestantischen Gegenden hauptsächlich an Zucker, Mehl, Butter und Eier hält und asketisch frömmelnd lieber von „Weihnachtsbrötchen“ spricht, bevorzugen Katholiken opulente, mit Marzipan, Nougat und Honig veredelte Bomben. Mehr als hundert solcher Spezereien hat der Münchner Konditormeister Martin Schönleben in seinem schlicht „Die besten Weihnachtsplätzchen“ betitelten Kompendium versammelt. Goethes Lieblingsgebäck etwa, die Frankfurter Brenten, deren Herstellung der Dichter Eduard Mörike in einem Gedicht wortreich beschrieben hat. Kaum weniger poetisch schildert Schönleben die Zubereitung von Krausen Jägerschnitten, deren Rezept auf die Mutter von Friedrich Schiller zurückgeht, von Hamburger Eisschollen, thüringischen Teufelsküssen und Butter-S.

Letztere sind seit frühester Kindheit auch dem Verfasser bestens vertraut, immerhin haben drei Generationen von Frauen um seine Gunst gerungen und ihn noch bis weit ins Erwachsenenalter mit Paketen voller Spritzgebäck, Butter-S, Haselnussbrötchen, Husarenkrapfen und Springerle verwöhnt. Die Herstellung der Springerle, die ähnlich den Frankfurter Brenten mit einem Holzmodel - einem mit Reliefmotiven verzierten Nudelholz - ausgerollt wurden, wurde indes irgendwann eingestellt, weil die quadratischen, nach Anis duftenden Kleinkunstwerke extrem temperaturempfindlich waren. Man musste sie auf dem kalten Dachboden lagern, von wo sie erst kurz vor dem Verzehr in die warme Stube verbracht wurden, und trotzdem waren sie oft so bockelhart, dass einem fast die Milchzähne davonflogen.

Husarenkrapfen dagegen waren immer wunderbar zart, mürbe und punkteten mit einem Klacks Hagebuttenmarmelade, der in einer kleinen Vertiefung ruhte. Ihre Herstellung ist einfach. Man braucht 140 Gramm Butter, 2 Eigelbe, die man bei Zimmertemperatur schaumig rührt und mit 70 Gramm Zucker, dem Mark einer kleinen Vanilleschote und 280 Gramm Mehl mit dem Knethaken des Rührgeräts zu einem glatten Teig verarbeitet. Den stellt man eine halbe Stunde in den Kühlschrank, dann formt man eine drei Zentimeter dicke Rolle, die man wiederum in drei Zentimeter breite Stücke schneidet. Daraus werden kleine Kugeln geformt, die man erst in Eigelb und dann in gehackten Mandeln wälzt, ehe man mit einem Kochlöffelstiel eine Delle eindrückt, die mit einem Klacks Marmelade aufgefüllt wird. Ab in den Backofen und bei 150 Grad Umluft etwa 35 Minuten backen, bis sie goldgelb sind. Die übrig gebliebenen Eiweiße fließen in einen mit Eiswürfeln vorbereiteten Shaker, aus dem sie mit pro Eiweiß 30 ml Cognac, 30 ml Rum, 15 ml Madeira, 15 ml Zuckersirup und 20 ml Sahne vermählt, nach heftigem Schütteln als wunderbar sämiger Baltimore Eggnog wieder herauskommen und, mit einer Prise Muskatnuss bestreut, die Wartezeit vertreiben helfen.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Karo Lynn

Im Dunkeln tasten

Mit tiefem Timbre und flirrenden Liedern hat die Leipziger Songschreiberin Karo Lynn eine eigene Art Dream-Pop kreiert

Von MAX GÖSCHE

DIE STIMME, DIE SICH WIE EIN MAJESTÄTISCHER Schatten über Karo Lynns neues Album, *„A Line In My Skin“*, legt, trifft direkt ins Schwarze. Diese Unmittelbarkeit, das tiefe Timbre führen zu den herrlichsten Vergleichen und Übertreibungen. Die Leipziger Songschreiberin wurde schon nach Tracy Chapman und Tanita Tikaram gefragt. Aber die hört sie gar nicht. Die Vorbilder der 25-Jährigen finden sich vielmehr im Folk- und Alternative-Rock-Bereich: Ben Howard, Bon Iver, Daughter, The War On Drugs. Und die spiegeln sich auf *„A Line In My Skin“* noch viel deutlicher als auf Karo Lynns letzter Platte, *„Outgrow“* von 2020, wider, vor allem in den verhallten Gitarrenlandschaften und dem teils elektronisch verfremdeten Gesang. Als würde k.d. langs kleine Nichte Hope Sandovals Platz bei Mazzy Star einnehmen. Selbstbewusster Dream-Pop statt schüchterner Indie-Folk.

Karo Lynn ist in Leipzig geboren. Sie will auch nicht weg aus der mit Abstand lebenswertesten Stadt im Osten der Republik. Der anhaltende Berlin-Hype nervt sie ein bisschen. „Irgendwann scheinen alle Musiker:innen da hinzuziehen, das scheint so der gängige Weg zu sein“, konstatiert sie leicht verdrossen. Der Nachteil daran sei, dass man oft, wenn man einen guten Produzenten oder Instrumentalisten brauche, jemanden aus der Hauptstadt anreisen lassen müsse.

Ganz so schlecht liegen die Dinge in Karo Lynns Fall jedoch nicht. Ihr Drummer und Produzent, Cornelius Miller, wohnt nämlich ebenfalls in Leipzig. Mit ihm hat sie sehr lange am Klangbild des neuen Albums gefeilt. „Cornelius hat mich vor den Aufnahmen gefragt, was mir wichtig ist. Ich habe ihm geantwortet: Zwei Dinge. Ich will, dass meine Stimme im Vordergrund steht. Und ich will richtig geile Gitarrensounds.“ Nach diesem Vorgespräch folgten monatelanges Ausprobieren und Experimentieren mit Verstärkern und Effektgeräten.

Einen Hang zum Perfektionismus entwickelte Karo Lynn schon früh. Im Musikunterricht schrieb sie ihren ersten Song, da war sie sechzehn. In über zwanzig weiteren Stücken suchte sie nach einem eigenen Stil. Vorspielen möchte sie diese Skizzen und Demos aber niemandem. Das seien Versuche gewesen. Das Ziel, Musikerin zu werden, habe sie damals nicht gehabt. „Ich bin da so reingerutscht“, sagt sie lakonisch. Sie studierte dann aber erst mal

„Je professioneller es wird, desto mehr Leute stoßen dazu. Alles unter einen Hut zu kriegen ist tricky“

Mathematik und Physik auf Lehramt, machte ihr Staatsexamen und steckte nebenbei so viel Zeit und Leidenschaft wie möglich in ihre Songs. 2019 gewann sie den Wettbewerb Köstritzer Fresh Talent, wurde von Markus Kavka interviewt und trat im Vorprogramm von Rea Garvey auf. Inzwischen unterrichtet sie an einem Gymnasium und fühlt sich manchmal ziemlich zerrissen: „Je professioneller das mit der Musik wird, desto mehr Leute stoßen zum Team. Desto schwieriger wird es, nebenbei einen soliden Job zu machen. Das alles unter einen Hut zu kriegen ist echt tricky.“

Derzeit wartet Karo Lynn auf die Förderung ihrer nächsten Tour durch die gemeinnützige Projektgesellschaft Initiative Musik. Die hat ihr schon mehr als ein Album finanziert. „Ohne diese Initiative wäre bei mir vieles nicht möglich“, gesteht die Künstlerin. Und wenn man sich die Förderlisten anschaue, auch bei sehr vielen anderen nicht. Seit 2020 wird sie zudem von einem Management unterstützt. Ansonsten gehört Karo Lynn zu einer Generation, in der DIY nicht mehr nur für eine coole Anti-Mainstream-Haltung steht, sondern schlicht der einzige Weg ist, überhaupt etwas kreativ auf die Beine zu stellen. Für die Veröffentlichung von *„A Line In My Skin“* hat sie ihr eigenes Label, Strays Don’t Sleep, gegründet.

Karo Lynn hat keine hohen Erwartungen. Die aktuellen Verhältnisse lehren eine harte Lektion Realismus. „Mein größtes Ziel ist es, mit meiner Musik meinen Lebensunterhalt zu verdienen und mein Team fair zu bezahlen“, erklärt sie. Die Träume der Generation Z greifen nicht nach den Sternen, sie tasten im Dunkeln, ganz behutsam, auf der Suche nach einem echten Gefühl. Wie die eleganten, flirrenden Lieder auf *„A Line In My Skin“*.

FOTO: BÁRA FINNSDÓTTIR

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Sloan

Die Kraft des Kollektivs

Seit 30 Jahren veröffentlichen die Kanadier Sloan verlässlich gute Power-Pop-Platten. Ihr Rezept: Unabhängigkeit. Und alle vier dürfen Songs schreiben

Von JÖRN SCHLÜTER

DER ANFANG DER KARRIERE VON Sloan ist ein Musikmärchen. Das Quartett aus dem kanadischen Halifax hatte 1992 kaum ein Dutzend Shows gespielt, als David Geffen sie unter Vertrag nahm. Geffen Records hatte Nirvana und war damals das heißeste Label der Welt – dass eine Band aus der Provinz Nova Scotia es so weit bringen könnte, war nicht vorstellbar. „In ganz Kanada war das ein großes Thema“, erinnert sich Gitarrist und Sänger Jay Ferguson. „Wir hatten unsere Platte im Wohnzimmer aufgenommen und mischten sie in einem Megastudio in L. A.“

Doch schon beim zweiten Album gab es mit dem schönen Traum Schwierigkeiten. Sloan nahmen ein Album mit konzisem Power-Pop auf – also etwas ganz anderem als dem Grunge-Rock ihres Debüts. Geffen wollte mehr Lärm, aber die Band setzte sich durch – um den Preis, dass Geffen wohl veröffentlichte, die Unterstützung aber weithin versagte. Da begann das zweite Kapitel der Band.

Das dritte Sloan-Album (*„One Chord To Another“*, das erfolgreichste ihrer Laufbahn) erschien 1996 auf dem bandeigenen Label Murderecords und wurde an andere Labels lizensiert; die Band vermarktete alle Rechte. Das große Gefühl, aus eigener Kraft erfolgreich sein zu können, ist die frühe Wiedergeburt von Sloan. „Wir teilen alles: den Profit, das Ausbleiben des Profits, die Tantiemen“, erklärt Ferguson im Rückblick. „Das hat uns zusammengehalten.“ Hinzu kommt, dass Sloan allen Bandmitgliedern Raum für kreativen Ausdruck bietet. Jeder der vier Musiker schreibt Songs und spielt nicht selten auch gleich alle Instrumente. „Ich glaube, das hält unser Interesse an der Band wach. Wenn wir einen Frontmann hätten oder einer von uns das meiste Geld verdienen würde, weil seine Songs öfter im Radio laufen, würde es uns vermutlich nicht mehr geben.“

Stattdessen veröffentlicht die Band nun seit dreißig Jahren in derselben Besetzung verlässlich gute Alben mit Brendan-Benson-artigem Power-Pop, Seventies-Referenzen und einer deutlich erkennbaren Beatles-Vorliebe. 2006 erschien das Album *„Never Hear The End Of It“* mit 30 Songs. Es war das „White Album“ der Kanadier – in einer Zeit, als sie angesichts neuer kanadischer Acts wie Broken Social Scene, Feist und Arcade Fire nicht mehr zu den Coolen gehörten und trotzdem cool waren.

„Hätten wir einen Frontmann, gäbe es uns wohl nicht mehr“

Das neue Album heißt *„Steady“*. „Steady“ könnte das Motto der Band sein. Anders als die meisten vorangegangenen Werke entstand es nicht in einem Proberaum-Komplex in Toronto, sondern im Keller des Produzenten, der den ständigen Lärm anderer Bands nicht mehr ertragen konnte. Es ist aber offenbar egal, wo Sloan aufnehmen – die Alben klingen immer gut. Auf *„Steady“* knarzen die Gitarren mit einer tollen Unmittelbarkeit, die Playbacks sind warm und dicht komprimiert. Sloan konzentrieren sich auf das Wesentliche. „Ich arbeite lieber den Sound einer einzelnen Gitarre heraus, als sie mit einer zweiten künstlich zu vergrößern. Nichts gegen Jeff Lynne und ELO, aber wir haben eher *‚Rubber Soul‘* zum Vorbild.“ Der Sound der Beatles steckt in mehreren neuen Liedern, etwa in dem von Ferguson geschriebenen „She Put Up With What She Put Down“. Dazu kommen eine Spur Glam und die für Sloan typische weiche Melodieseligkeit vielstimmiger Backing Vocals. Die werden von der ganzen Band gesungen und halten das dank der vier Komponisten ausgesprochen facettenreiche Songwriting zusammen. „Wer wann bei wessen Songs mitspielt, hat viel damit zu tun, dass wir alle mehrere Instrumente spielen – aber es wird auch von unserem Alltag diktiert, wenn jemand zum Beispiel schnell seine Kids von der Schule abholen muss.“

Auch über die vielen tollen Gitarrenriffs muss man sprechen, die in verschiedenen Verzerrungsstufen das Album prägen – man denkt an große Songs der Band wie „Money City Maniacs“ von 1998, dessen Geist in dem großartigen „Scratch The Surface“ beschworen wird. „Wenn du schnell vorangehen willst, geh allein – wenn du weit kommen willst, geh zusammen“, hat Gitarrist-Sänger Chris Murphy unlängst über seine Band philosophiert. „Ich sage: Wir sind wie ein Investmentfonds“, beschreibt Ferguson das Kollektiv. „Wenn bei einem die Aktien schlecht stehen, stehen sie bei einem anderen gut.“

FOTO: CALM ELLIOT ARMSTRONG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Post-Rock-Politik

Jammen statt Jammern: Der Hamburger Kultursenator Carsten Brosda und die Band Das Weeth Experience

Von MAIK BRÜGGEMEYER

CHRISTOF JESSEN ARBEITET SEIT 1986 im Plattenladen Michelle Records am Gertrudenkirchhof, einer Hamburger Institution. Im Jahr 2000 hat er ihn mit zwei Kollegen aus der Insolvenz gerettet und übernommen. Jessen ist auch Sänger und Gitarrist der Band Das Weeth Experience, die seit Anfang der Neunziger Platten macht und unter anderem mit Yo La Tengo, Giant Sand und Calexico tourte. Als Michelle Records im ersten Lockdown im Frühjahr 2020 schließen musste, streamte die Band jeden Tag einen Song live aus dem Laden. Eine Initiative, die zeigt, dass ein Plattenladen mehr sein kann als ein Treffpunkt für Connaisseurs, Nerds und Hipster – ein sozialer Ort, dem das seelische Gleichgewicht seiner Kund:innen am Herzen liegt, und ein wichtiger Teil des Kulturlebens einer Stadt. „Ich habe mich nie in meinem Leben, egal ob es meine Band oder meinen Laden betrifft, als Teil der Hamburger Kulturszene empfunden“, sagt Jessen. „Da gab es auch keine Berührungspunkte. Kultur und Politik haben erst seit Carsten für mich ein anderes Verhältnis zueinander.“

„Von Kunst wird zu oft eine vordergründige Politisierung erwartet“

„Carsten“ ist Carsten Brosda, SPD-Politiker und seit 2017 Kultursenator der Stadt Hamburg. „Ich finde es wirklich erstaunlich, dass er von Staatsoper oder Theater bis zum Pudel Club oder irgendwelchen Metal-Übungsräumen alles beachtet, allem eine Stimme gibt und alles gleich ernst nimmt. Als wir im ersten Lockdown waren und keiner eine Ahnung hatte, wie man mit der Situation umgeht, habe ich ihm nachts um zwölf eine Mail geschickt und hatte um halb eins eine Antwort. Und ich dachte: Was ist denn das fürn Freak? Und es war nicht einfach nur eine Antwort, sondern eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Thema.“

Und so kam Jessen auf die Idee, den Kultursenator, der ohne sein Wissen schon lange sein Kunde war, für eine Zusammenarbeit zu gewinnen. „Wir arbeiteten an einem Stück für die Vertonung eines längeren Textes. Und dann habe ich Carsten gefragt, ob er sich vorstellen kann, da im Rahmen unserer Lockdown-Konzerte mitzumachen.“ Im ersten Lockdown hat es aus Termingründen nicht geklappt, aber im zweiten fragte Dirk Matzke, der Booker vom Hamburger Club Knust, ob sie das Projekt nicht in seinen Räumen umsetzen wollten. Wenige Tage später, am 18. Dezember 2020, standen Das Weeth Experience und Brosda auf der Bühne. Der Auftritt wurde als Benefizkonzert für die Essensausgabestelle DeinTopf im Hamburger Karolinenviertel live gestreamt und von Produzent Tobias Levin mitgeschnitten. Jetzt erscheint das 48-minütige Stück beim neuen plattenladeneigenen Label (erhältlich über michelle-records.de und in ausgesuchten Plattenläden) streng limitiert auf 525 LPs auf „Willy-Brandt-rotem Vinyl“ (Jessen). Und auch der Titel ist ein Zitat des Ex-Kanzlers: „Nichts kommt von selbst, und wenig ist von Dauer.“

Der Kultursenator liest zum Elektronik- und Americana-informierten Post-Rock-Stück von Das Weeth Experience einen Text, collagiert aus seinen Büchern „Die Kunst der Demokratie“, in dem er sein Verständnis von Kultur und Kulturpolitik ausführt, und aus „Ausnahmezustand“, einer kurzen frühen Reflexion über die Auswirkungen der Corona-Pandemie. Der Text hat durchaus popkulturelle Bezüge, er reflektiert etwa über Leonard Cohens Song „Democracy“ und die Country-Supergroup The Highwomen mit Brandi Carlile, die eine feministische Sicht auf gängige Macho-Country-Erzählungen gibt. Er interessiere sich für Künstler:innen, die „durchaus populäre, archaische Geschichten“ erzählen, „die politisch relevante Resonanzräume eröffnen“, so Brosda. „Das ist nicht vordergründig politisch, hat aber eine unglaublich hohe politische Relevanz. Ich finde, wir erwarten von Kunst heute viel zu oft eine vordergründige Politisierung. So nach dem Motto: Jetzt verhaltet euch doch mal zu … Das finde ich total langweilig. Aber natürlich ist der Umstand, dass Kunst eine Welt erschaffen kann, die nicht ist, aber sein könnte, eine eminent politische Erfahrung und zudem eine eminent politische Ressource. Und diese Erfahrung der Kunst zu stärken und auf sie hinzuweisen, das ist das, was ich versuche.“

Er sei kein Künstler, so Brosda, „aber ich bewege mich natürlich in durch Kunst geprägte Räume hinein mit dem, was ich da mache. Und das fand ich spannend. Zu gucken: Was entsteht eigentlich, wenn du einen eher politischen, analytischen Text nimmst und den in einen künstlerisch gestalteten Raum bringst? Und an so einem Moment, wo dann auch Widersprüche offensichtlich werden, habe ich Spaß. Das ist das Schöne.“

Ein Widerspruch besteht darin, dass Kunst mit seinem utopischen Potenzial den Zustand des Systems, das Brosda als Politiker repräsentiert, infrage stellt. Dass er sich darauf einlässt und daran Spaß hat, zeigt seine Offenheit und erklärt vermutlich auch seine Beliebtheit in der Hansestadt. Er könne als Politiker nur über die Möglichkeiten und die Relevanz der Kultur reden und schreiben, so Brosda. „Das ist aber nicht so emotional erfahrbar, wie das aus der Kunst heraus vielleicht auch gehen kann. Und das dann dazuzuholen und zu gucken, was dann passiert, finde ich hochspannend. Auch wenn ich in der Dimension der Dilettant dabei bleibe, dann müssen halt andere die Professionalität reinbringen.“

Brosda (r.) und Jessen (l.) im Hamburger Knust

FOTO: SEBASTIAN MADEJ

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Abschiede

Jerry Lee Lewis

Das größte Verdienst von Jerry Lee Lewis ist vielleicht, dass er das Klavier aus seinem elitären Klassik-Korsett befreit und damit unzähligen Pianisten in der Rock- und Popmusik Türen geöffnet hat. Die Bedeutung des Mannes, der den Spitznamen „The Killer“ bekam, ist kaum zu überschätzen. Die Reaktionen auf seinen Tod am 28. Oktober im Alter von 87 Jahren demonstrierten das noch einmal eindrucksvoll. Kein Geringerer als Bob Dylan würdigte Lewis bei einem Konzert in Nottingham mit einer Coverversion des Songs „I Can’t Seem To Say Goodbye“ und den Worten: „Jerry Lee will live forever – we all know that.“

Lewis wurde am 29. September 1935 in einem Kaff namens Ferriday im Bundesstaat Louisiana geboren. Trotz ärmlicher Familienverhältnisse verpfändeten seine Eltern ihre Farm, um ihrem Sohn ein Klavier und Musikunterricht zu finanzieren. Lewis zeigte Talent und entwickelte früh seinen eigenen furiosen Stil mit Einflüssen aus Boogie-Woogie, Rhythm and Blues, Gospel und Country. Mit 21 zog er nach Memphis/Tennessee, wo er einen Vertrag bei Sam Phillips’ Plattenfirma Sun Records bekam und neben Carl Perkins, Elvis Presley, Little Richard, Gene Vincent, Chuck Berry, Roy Orbison und Buddy Holly zu einem der Fixsterne des Rock’n’Roll avancierte. Stücke wie „Great Balls Of Fire“ und „Whole Lot Of Shakin’ Going On“ sind so legendär wie Lewis’ ekstatische Live-Shows, in denen er sein Instrument buchstäblich in Brand steckte.

Zum jähen Einbruch seines Erfolgs kam es 1958. Lewis hatte die damals gerade einmal 13-jährige Myra Gale Brown geheiratet, seine Cousine ersten Grades. Es folgten Radioboykott und Tourneeabbruch. Von diesem Skandal hat sich Lewis’ Karriere nie ganz erholt. Das musikalische Vermächtnis des Piano-Berserkers und Rock’n’Roll-Anarchisten bleibt indes von ungetrübter Strahlkraft.

FOTOS: GETTY IMAGES (5)

D. H. PELIGRO

Peligro war von 1981 bis zuletzt Drummer der kalifornischen Punk-Helden The Dead Kennedys. 1988 stieg er zudem kurzzeitig bei den Red Hot Chili Peppers ein und schrieb an Songs des Albums *„Mother’s Milk“* (1989) mit. Peligro starb am 28. Oktober in L.A. an Kopfverletzungen infolge eines Sturzes.

JODY MILLER

Vor allem in den 60er-Jahren nahm die Country-Sängerin ein paar betörende Alben und Singles auf. Zu ihrem Signature-Hit wurde ihre Adaption von Roger Millers „King Of The Road“ mit dem Titel „Queen Of The House“. Am 6. Oktober starb Miller 80-jährig nach langer Parkinson-Krankheit.

NOEL DUGGAN

Gemeinsam mit seinem Bruder Pádraig gehörte er zur Gründungsbesetzung der Folk- und New-Age-Band Clannad, deren einzigartigen ätherischen Sound Duggan als Gitarrist und Songschreiber mitprägte. Er starb am 15. Oktober im Alter von 73 Jahren in der irischen Stadt Donegal.

JOYCE SIMS

Ihren größten Erfolg feierte die Sängerin und Songschreiberin aus Rochester/New York mit ihrem Debütalbum, *„Come Into My Life“* (1987), und dem gleichnamigen Top-Ten-Hit, einer eleganten Mischung aus Dance-Pop, Funk-Licks und R&B-Hochglanzproduktion. Sims starb am 13. Oktober 63-jährig in L.A.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Musikgeschichte abonnieren und dauerhaft sparen!

ABO +

Zusätzliche Vorteile. Nur für Abonnent*innen.

Die Playlist für Alle

CD exklusiv für Abonnent*innen

Heft-CD
ab sofort exklusiv für Abonnent*innen
+ monatliche Playlist für Alle

+ **Preisvorteile**
im RS-Shop:

rollingstone.de/shop

+ **8% Rabatt**
auf jeden Einkauf bei jpc sichern – ob Vinyl, Bücher oder Filme!

+ **15 € Rabatt**
auf das Festival-Ticket

rollingstone-beach.de

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

1-Jahres-Abo

Jetzt nur
88 €*
12 Ausgaben + 1 Prämie

Nina Hagen
Unity

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

2-Jahres-Abo

Jetzt nur
176 €**
24 Ausgaben + 1 Prämie

Leonard Cohen
Hallelujah & Songs From His Albums
(Clear Blue Vinyl)

EXKLUSIVE
CHARLIE WATTS-LITHOGRAPHIE VON CHRISTOPH BOUET
60 limitierte Originalgraphiken 30x30
Nummeriert und signiert

*Mindestlaufzeit 12 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.
**Mindestlaufzeit 24 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo
oder 040 – 468 605 165

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Hallelujah – The Story of a Song

Egal wo sich Leute versammeln, um zu feiern oder zu trauern – „Hallelujah“ ist immer schon da. Die Geschichte eines Liedes, das sich seinem Schöpfer und seiner ursprünglichen Bedeutung entzogen hat und Allgemeingut wurde

VON MAIK BRÜGGEMEYER

Der Song, der Leonard Cohen überlebte

ROLLING STONE
DEZEMBER 2022

Lange bevor es Minnesänger gab, Komponisten und Komponistinnen, Songwriter und Songwriterinnen und von Millionen verehrte Sänger und Sängerinnen, gab es Lieder. Sie erzählten Geschichten und priesen Götter, sie dienten als Erinnerungsspeicher und als Landkarten. Und sie veränderten sich, wenn sie von Sänger zu Sängerin durch die Generationen weitergegeben wurden.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FOTO: GETTY IMAGES

Hat Respekt
vor dem
Lord of Song:
Leonard Cohen

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Cohen Ende der Achtziger. Da hatte er die Bibelverse aus seinem Song bereits herausgekehrt

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Niemand konnte sich daran erinnern, wer sie ursprünglich geschrieben hatte. Sie waren einfach schon immer da.

Heute ist ein Lied in der Regel eng mit einem Interpreten oder einer Interpretin, einem Songwriter oder einer Songwriterin verknüpft, und wenn jemand es singen und ein wenig modifizieren möchte und nicht so genau weiß, wer es geschrieben hat, sind in der Regel Urheberrechtsanwält:innen behilflich.

Lieder haben kaum noch die Möglichkeit, ein Eigenleben zu entwickeln. Aber an dieser Stelle soll es um eines gehen, das seinem Schöpfer entwischt ist. Ein Lied, das über viele Umwege zu einem der meistgesungenen auf diesem Planeten wurde. Man hört es in Castingshows und U-Bahn-Stationen, in Filmen und Serien, auf Beerdigungen und Hochzeiten. Und man hört es viel zu oft. So wie genervtes Gitarrenladenpersonal gern Schilder anbringt, auf denen den Kund:innen unter Androhung von Höllenfeuer verboten wird, beim Ausprobieren des Instrumentariums die Riffs von „Smoke On The Water", „Stairway To Heaven" oder „Seven Nation Army" anzustimmen, möchte man heute jeden Menschen, der sich vor ein Mikrofon stellt, flehentlich bitten, nicht dieses eine Lied zu singen.

Jeder kennt es. Jeder kann daraus zitieren. Zumindest eine Zeile: „You don't really care for music, do you?" Aber kaum jemand weiß, an wen sich diese Zeile richtet und worum es in diesem Lied eigentlich geht. Sein Titel, „Hallelujah", verspricht etwas Tiefgründiges, Weihevolles und Erhabenes, und das reicht den meisten Menschen völlig aus, um einem damit ständig auf die Nerven zu gehen, wenn sie der Meinung sind, es gäbe etwas zu feiern oder zu gedenken. Wenn diese Leute wüssten, dass „Hallelujah" in seiner populärsten Version davon erzählt, wie jemand vom Thron gestoßen und auf einen Küchenstuhl gefesselt wird, dass es um Zweifel an Gott und der Liebe geht, dass dem Song-Ich außer der Erinnerung an das Eindringen in eine Frau, die sich mittlerweile längst abgewandt hat, nichts mehr heilig ist und es am Ende in der Dunkelheit steht und ein kaltes und sehr einsames „Hallelujah" singt, würden sie vielleicht davon absehen, damit ihre Ehe ein- oder ihre verstorbenen Liebsten auszuläuten.

Ein ziemlich großer Prozentsatz der Menschen, die vorgeben, „Hallelujah" zu lieben, hat keine Ahnung von diesem Lied, geschweige denn von seinem Autor. Die Popularität des Songs überstrahlt ihn und sein übriges Werk um ein Vielfaches. Die Titel einer neuen Zusammenstellung seiner bekanntesten Lieder und einer dieser Tage in den Kinos laufenden Dokumentation machen das deutlich. Der Film von Daniel Geller und Dayna Goldfine heißt „Hallelujah: Leonard Cohen, A Journey, A Song" und erzählt, inspiriert von Alan Lights Buch „The Holy Or The Broken" (2012), die Geschichte des Songs und so auch die seines Autors und der verschiedenen Interpret:innen, die ihn populär machten. Das neue Leonard-Cohen-Best-of-Album hat seine Plattenfirma *„Hallelujah & Songs From His Albums"* genannt.

Vieles daran mutet seltsam an. Nach Cohens bekanntestem Lied gefragt, würden die meisten von uns vermutlich immer noch „Suzanne", „Bird On A Wire", „So Long, Marianne" oder „Famous Blue Raincoat" nennen, denn „Hallelujah" scheint ihm irgendwie nicht so richtig zu gehören – die Versionen anderer Sänger:innen sind uns vertrauter. Ja, es kommt einem so vor, als hätte Cohen sich das Lied für diese Retrospektive nur mal kurz ausgeliehen. Dazu passt, dass hier keine definitive Studioversion zu hören ist, sondern eine Live-Aufnahme aus dem Jahr 2008.

Um das Phänomen „Hallelujah" und die dahinterstehende Ironie zu verstehen und vielleicht auch den Song wieder neu schätzen zu lernen, müssen wir so viele Jahre in der Zeit zurückgehen, wie Moses brauchte, um mit seinem Volk die Wüste zu durchqueren. Nämlich vierzig.

Leonard Cohen hatte sich Anfang der Achtziger zurückgezogen, um moderne Psalmen zu schreiben, also liedhafte Verse zu Ehren Gottes. Er sah sich als Wiedergänger des Psalmisten David aus der Bibel. Ja, genau, das ist jener, der, seinerzeit noch ein judäischer Hirtenjunge, mit einer Steinschleuder den riesenhaften Philisterkrieger Goliath tötete und damit zum Helden bzw. Rockstar wurde. Damit nicht genug, brachte er es schließlich zum König von Judäa und Israel. Und immer wenn es Mitternacht schlug, stand er auf, um Gott mit seinen Psalmen zu preisen, was alle Ungläubigen seines Reiches, die in den Bann dieser Lieder gezogen wurden, sich versammeln ließ, um das Wort Gottes zu studieren. Allerdings war jener jüdische Gott nicht unbedingt dafür bekannt, sich sonderlich viel aus Musik zu machen. Daher schrieb Davids jüdisch-kanadischer Nachfolger Cohen die Verse „Now I've heard there was a secret chord/ That David played, and it pleased the Lord/ But you don't really care for music, do ya?" in eines seiner Notizbücher, in denen er über die Jahre Vers um Vers, Strophe um Strophe auftürmte. Jeden Morgen nach dem Aufstehen setzte er sich hin, um weiter daran zu arbeiten. Es war ein Ritual. Eine Meditation. Das, was er dabei zu Papier brachte, war der Form nach kein Psalm. Eher ein Song. Mit siebzig oder achtzig Strophen. Er schrieb immer zu viel. Das Kürzen und Verdichten war ein wesentlicher Teil seines kreativen Prozesses. Aber hier wusste er gar nicht, wo er anfangen sollte. „Manchmal denke ich, ich sollte mich an die alte Beat-Philosophie halten: Erster Gedanke, bester Gedanke", hat er später in einem Interview mit dem Journalisten Larry Sloman gesagt. „Aber das hat für mich nie funktioniert. Einen ersten Gedanken gibt es kaum – es ist alles Anstrengung."

Er gab dem Text nach dem Wort, mit dem jede Strophe endete, den Titel „Hallelujah"– hebräisch für „Lobet den Herrn". „Das Wort ‚Halleluja' ist so reich an Resonanzen, dass die Menschen es seit Tausenden von Jahren singen, um unsere kleine Reise hier zu begleiten", hört man Cohen zu Beginn von „Hallelujah: Leonard Cohen, A Journey, A Song" sagen. Es war ein großer Kampf, den er da inmitten seiner kleinen Reise mit diesem Songungetüm kämpfte. Als er bereit war, nach Abschluss seines Psalmenbuchs, das er „Book Of Mercy" nannte, nach fünf Jahren Pause wieder ein neues Album aufzunehmen, schloss er sich in einem Zimmer im Royalton Hotel am Times Square in Manhattan ein, um „Hallelujah" zu beenden. „Ich erinnere mich noch, wie ich in Unterwäsche auf dem Teppich lag und immer wieder mit dem Kopf auf den Boden schlug und sagte: ‚Ich kann das nicht mehr. Es ist zu schwer und zu einsam'", erklärte er Sloman. „Glaubst du, dass sich alle so viel Mühe mit einem Popsong geben?", fragte daraufhin der Journalist, dem Joan Baez auf Bob Dylans Rolling Thunder Tour den Spitznamen „Ratso" gegeben hatte. Cohen schwieg und starrte ins Leere.

Er hatte die Mühen jedenfalls auf sich genommen, auch wenn er seinerzeit noch keine Ahnung hatte, ob es sich lohnen würde. „Die Arbeit ist getan. Und es ist wirklich gut geworden. Es ist makellos. Es existiert schwarz auf weiß. Es ist egal, ob es rauskommt oder wahrgenommen wird", erklärte er Sloman und fuhr in selbstironischem Ton fort: „Ich sage dir, das ist alles für die Geschichtsbücher. Ich habe das Gefühl, mir steht eine riesige posthume Karriere bevor. Mein Vermögen wird wachsen. Mein Name wird in aller Munde sein." Sloman lachte.

Cohen hatte den Song schließlich auf vier Strophen reduziert. Die erste begann mit Davids oben zitiertem geheimen Akkord, in der zweiten wurde der mit großer Libido ausgestattete König von Gott, wie es im Talmud heißt, auf die Probe gestellt, und er versagte, weil er sich mit der verheirateten Bathseba einließ, ihren Mann an die Front schickte und die Witwe in seinen Harem aufnahm, woraufhin ihm sein Schicksal übel mitspielte. In der dritten und vierten Strophe setzte Cohen sich mit diesem tragischen Gottesanbeter gleich und verteidigte seine Rolle als religiöser Dichter vor dem zweiten Gebot („Du sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht missbrauchen"): „There's a blaze of light in every word/ It doesn't matter which you heard/ The holy, or the broken Hallelujah!" Jedes Wort leuchtet den Weg, das heilige Wort Gottes genauso wie das gebrochene eines fehlbaren Menschen.

„I did my best, it wasn't much", heißt es in der letzten Strophe. „I couldn't feel, so I tried to touch/ I've told the truth, I didn't come to fool you/ And even if it all went wrong/ I'll stand

„Ich habe das Gefühl, mir steht eine riesige posthume Karriere bevor. Mein Vermögen wird wachsen"

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Leonard Cohen, 1988

before the Lord of Song/ With nothing on my lips but Hallelujah.“ Der versöhnliche Abschluss eines Liedes, das versucht, das Heilige und das Menschliche, die Unreinheit der Welt und die Reinheit des Glaubens zu versöhnen.

Cohen wollte „Hallelujah“ und die anderen Songs des nächsten Albums mit John Lissauer aufnehmen, einem Songwriter und Produzenten, den er Anfang der Siebziger in Montreal kennengelernt und der sein opulentes Album *„New Skin For The Old Ceremony“* (1974) produziert hatte. Danach waren sie gemeinsam auf Tour gegangen und hatten begonnen, gemeinsam neue Lieder zu schreiben und aufzunehmen. Für ein paar Konzerte, die Cohen ohne Lissauer spielte, hatten sie ihre Arbeit unterbrechen müssen. Der Produzent hatte allerdings vergebens auf Cohens Rückkehr gewartet. Die nächsten Lebenszeichen des Sängers waren die Alben gewesen, die er mit Phil Spector (*„Death Of A Ladies' Man“*, 1977) und Henry Lewy (*„Recent Songs“*, 1979) aufgenommen hatte. Erst sieben oder acht Jahre später rief Cohen Lissauer an: „Hey, man. Wanna work?“

Der Songwriter bestellte Lissauer in sein Hotelzimmer, packte seine Gitarre aus, ging dann aber zu einem kleinen Keyboard mit billig klingendem Rhythmusgerät, spielte C, F, G, a-Moll, F und beschrieb sprechsingend, was er da tat: „It goes like this, the fourth, the fifth/ The minor falls, the major lifts/ The baffled king composing Hallelujah.“ Lissauer war, wie er nun in der Dokumentation erzählt, ziemlich irritiert. „Ich dachte: *Jeez*, das ist wie ‚Kurt Weill trifft …‘ Irgendwie Berlin in den Dreißigern. Ich dachte, er nimmt mich auf den Arm. Ich meine, es ging hier um ein Leonard-Cohen-Album, das musste delikat und ernsthaft und tiefgründig und historisch sein. Aber das klang wie Post-Disco-Electro-Zeug.“

Die etwas billig klingenden Eighties-Synthesizer hört man auch auf dem Albumtrack, den die beiden im Sommer 1983 im Quadrasonic Sound an der Seventh Avenue in Manhattan aufnahmen. Es wirkt geradezu komisch, wenn nach der Erwähnung von König Davids heiligem Akkord wie zur Illustration ein sehr profaner Keyboardakkord ertönt. Aber Cohens seit dem letzten Album um einige Zigarettenstangen tiefer gewordene Stimme, die gar nicht mehr den Versuch unternimmt zu singen, und der helle Chor, in dem die Cohen-Vertraute Jennifer Warnes mitsingt, geben dem Song so viel Gravitas, dass man diese Cheesiness und Albernheit als selbstironische Brechung goutieren kann.

John Lissauer erzählte später oft, wie zufrieden er mit dem Ergebnis der Studioarbeit gewesen sei. Er war sich sicher, dass das Album, das den Titel *„Various Positions“* tragen sollte, der Plattenfirma gefallen würde. Doch der neue Chef von Columbia Records, Walter Yetnikoff, war kein großer Cohen-Fan. „Ich besuchte den CEO von Columbia Records“, erzählte Cohen später. „Zunächst prüfte er kritisch meinen Anzug. Dann sagte er: ‚Leonard, we know you're great, but we don't know if you're any good.‘“

Man kann heute darüber lachen, dass Yetnikoff die Größe dieses Albums nicht erkannte, auf dem sich mit „Dance Me To The End Of Love“, „Heart With No Companion“, „Coming Back To You“, „If It Be Your Will“ und „Hallelujah“ eine Handvoll späterer Cohen-Klassiker befanden. Aber fairerweise muss man sagen, dass Cohen seinerzeit keineswegs Klassikerstatus hatte. Seine auch schon eine Weile zurückliegenden letzten Alben hatten sich von Mal zu Mal schlechter verkauft. *„Recent Songs“* hatte es nicht mal mehr in die Charts geschafft – außer ausgerechnet in Österreich und

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Deutschland. The world didn't really care for Cohen, did it? Cohen war fünfzig Jahre alt, und selbst die Synthesizer auf seinen neuen Aufnahmen klangen ziemlich altertümlich. Es half auch nicht, dass der eingängigste Song von König David handelte. *„Various Positions"* war nicht das nächste *„Thriller"*, das auch weit über ein Jahr nach der Veröffentlichung wie ein Untoter immer wieder auf Platz 1 der Charts kletterte.

Yetnikoff lehnte das Album ab. Seine europäischen Kollegen waren gnädiger, sodass *„Various Positions"* Ende Dezember 1984 schließlich auf CBS in Europa erschien. In den USA erbarmte sich ein paar Monate später das kleine Label Passport aus South Plainfield/New Jersey, wo im selben Jahr ein Solowerk des Ex-New-York-Dolls-Sängers David Johansen und das letzte Album von Todd Rundgrens Band Utopia zu den populärsten Veröffentlichungen zählten. Don Shewey schrieb für den ROLLING STONE eine lauwarme Besprechung, in der er ein paar Songs positiv hervorhob. „Hallelujah" war nicht darunter. Der Song war schon vergessen, als er veröffentlicht wurde.

„Leonard, wir wissen, dass du großartig bist, aber wir wissen nicht, ob du auch gut bist"

Nur einer hatte genau zugehört: Bob Dylan. Als der sich im Sommer 1988 auf eine Tour begab, die die Odyssee wie eine gut organisierte Kaffeefahrt erscheinen lassen würde, spielte er den Song in Montreal und Los Angeles. Schon ein Jahr zuvor hatte er Cohen bei einem Treffen in einem Pariser Café erzählt, wie sehr er „Hallelujah" schätzte – vor allem die hoffnungsvolle letzte Strophe. Cohen erklärte, der Song habe ihn Jahre seines Lebens gekostet, und er fragte Dylan, wie lange er für „I And I", einen Song von *„Infidels"*, den er verehrte, gebraucht habe. Dylan habe, so Cohen später, nur mit den Schultern gezuckt und gemurmelt: „I dunno. Fifteen minutes?"

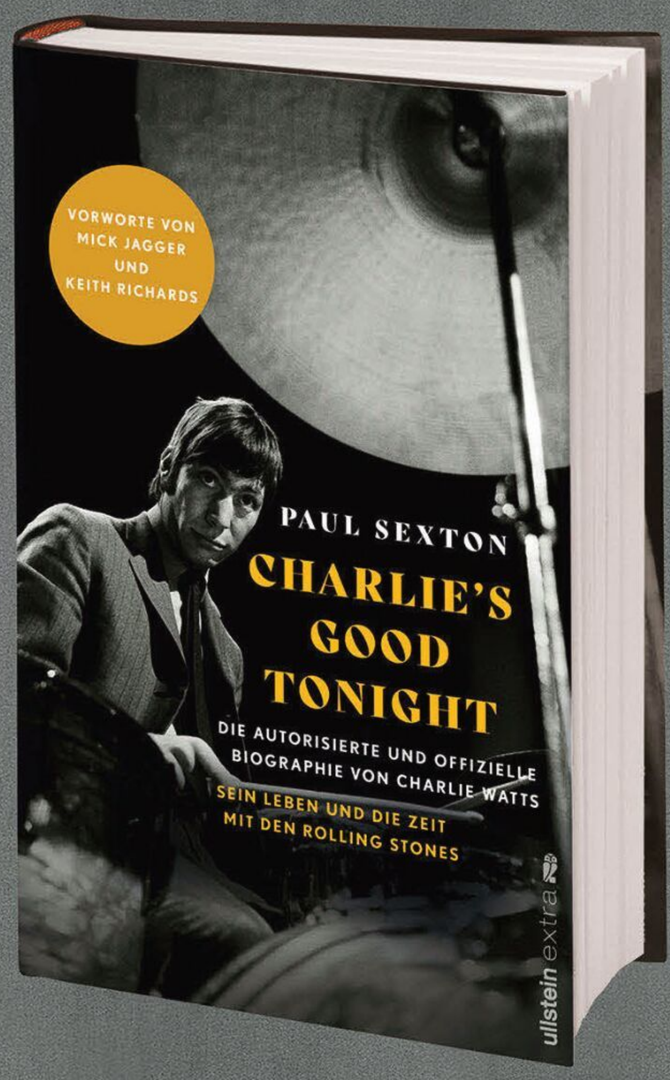
Cohen dürfte seinerzeit verschwiegen haben, dass er eigentlich immer noch an „Hallelujah" schrieb. Schon als er 1985 auf Tour ging, hatte er immer wieder Strophen gestrichen und neue ergänzt. Als er den Song 1988 für ein Fernsehspecial aufnahm, war das Lied kaum wiederzuerkennen. Er hatte es stark verlangsamt, und vom Text der Albumversion war nur noch die letzte Strophe übrig geblieben. Die Bibelreferenzen waren alle gestrichen. Es ging nun um weltliche Dinge. Am Anfang stand das Ende einer Beziehung. „Baby, I've been here before/ I know this room, I've walked this floor/ I used to live alone before I knew you", sang Cohen fast trotzig. Aber die Erinnerung an den Sex mit der Ex war ihm noch heilig. „I remember when I moved in you/ And the holy dove was moving too/ And every breath we drew was Hallelujah." Er wolle sich nicht beschweren, sang er nun, aber er sei kein Pilger, der das Licht gesehen habe – „no, it's a cold and it's a very lonely Hallelujah!"

Er habe das Lied in die säkuläre Welt stoßen wollen, erklärte Cohen später in einem Interview. „Ich wollte zeigen, dass ‚Hallelujah' auch aus Dingen entstehen kann, die nichts mit Religion zu tun haben." Nicht nur sein Song hatte sich aus den Fesseln der Religion befreit. Cohens Karriere hatte durch das wieder weltweit auf Columbia erschienene *„I'm Your Man"* und die durchaus modern klingende Single „First We Take Manhattan" Fahrt aufgenommen. Das französische Pop-Magazin „Les Inrockuptibles" feierte die Cohen-Renaissance mit dem Tribute-Album *„I'm Your Fan"*, auf dem Künstler:innen aus Post-Punk und Indie-Rock den von der Punk-Generation seinerzeit noch quasi gecancelten Cohen ehrten: Nick Cave, R.E.M., Pixies, Robert Forster, Lloyd Cole. Cohen-Intimus Ratso Sloman war gefragt worden, ob er noch jemanden kenne, der etwas beitragen könne. Ihm war gleich John Cale eingefallen, mit dem er in den Achtzigern Songs geschrieben hatte und von dem er wusste, dass er Cohen verehrte. Cale war gleich Feuer und Flamme gewesen und hatte einen Song covern wollen, der ihn bei einem Cohen-Konzert im New Yorker Beacon Theatre einige Jahre zuvor komplett umgehauen hatte: „Hallelujah". Sloman erklärte ihm daraufhin, dass Cohen das Lied seit der Albumveröffentlichung stark umgeschrieben habe.

„Ich rief Leonard an und bat ihn, mir den kompletten Songtext zu schicken, und es waren eine Menge – fünfzehn Strophen", erinnerte sich Cale später. „Es war eine lange Rolle Faxpapier. Und dann habe ich die Strophen ausgewählt, die wirklich zu mir passten. Einige davon waren religiös, und niemand hätte mir geglaubt, wenn sie aus meinem Mund gekommen wären. Ich habe die cheeky ones ausgewählt."

Das stimmt allerdings nicht so ganz. Denn Cale behielt die König-David-Strophen bei, wechselte dann zu Cohens säkularisierten Versen und schnitt die hoffnungsvolle letzte Strophe ab. Durch ein paar kleine, aber entscheidende Veränderungen strich er jegliche Demut aus den Zei-

Die offizielle und autorisierte Biografie über den am meisten bewunderten Drummer der Welt: CHARLIE WATTS



EMPFOHLEN VON RollingStone GERMANY

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Biografie eines Songs

Ein Überblick über die wichtigsten Versionen und Variationen von „Hallelujah“

1. Strophe

Now I’ve heard there was a secret chord
That David played, and it pleased the Lord.
But you don’t really care for music, do you?
It goes like this: the fourth, the fifth,
The minor fall, the major lift;
The baffled king composing Hallelujah!

2. Strophe

Your faith was strong, but you needed proof.
You saw her bathing on the roof;
Her beauty and the moonlight overthrew you.
She tied you to a kitchen chair,
She broke your throne, she cut your hair,
And from your lips she drew the Hallelujah!

3. Strophe

You say, I took the name in vain;
I don’t even know the name.
But if I did, well, really, what’s it to you?
There’s a blaze of light in every word;
It doesn’t matter which you heard,
The holy, or the broken Hallelujah!

4. Strophe

I did my best, it wasn’t much.
I couldn’t feel, so I tried to touch.
I’ve told the truth, I didn’t come to fool you.
And even though it all went wrong,
I’ll stand before the Lord of Song
With nothing on my tongue but Hallelujah!

5. Strophe

Baby, I’ve been here before.
I know this room, I’ve walked this floor.
I used to live alone before I knew you.
Yeah, I’ve seen your flag on the marble arch,
But love is not some kind of victory march,
It’s a cold and it’s a very broken Hallelujah!

6. Strophe

There was a time you let me know
What’s really going on below.
But now you never show it to me, do you?
I remember when I moved in you,
And the holy dove was moving too,
And every single breath that we drew was Hallelujah!

7. Strophe

Now maybe there’s a god above,
But all I ever learned from love
Is how to shoot at someone who outdrew you.
And it’s no complaint *(not a cry)* that you hear tonight,
And it’s not some pilgrim *(somebody)* who’s seen the light –
No, it’s a cold and it’s a very lonely *(broken)* Hallelujah!

DAS ORIGINAL
Leonard Cohen, *„Various Positions“* (1984)
STROPHEN: 1, 2, 3, 4

DIE ERSTE COVERVERSION
Bob Dylan, live 1988
STROPHEN: 1, 2, 3, 4

DIE REVIDIERTE VERSION
Leonard Cohen, *„Cohen Live“* (1994) aufgenommen 1988
STROPHEN: 5, 6, 7, 4

DIE TRIBUTE-VERSION
John Cale, *„I’m Your Fan“* (1991)
STROPHEN: 1, 2, 5, 6, 7

DIE GENERATION-X-VERSION
Jeff Buckley, *„Grace“* (1994)
STROPHEN: 1, 2, 5, 6, 7

DIE FILM-VERSION
John Cale, im Film „Shrek“ (2001)
STROPHEN: 1, 5, 7

DIE SOUNDTRACK-VERSION
Rufus Wainwright, *„Shrek“*-Soundtrack (2001)
STROPHEN: 1, 2, 5, 6, 7

DIE CASTING-SHOW-VERSION
Alexandra Burke, Single (2008)
STROPHEN: 1, 2, 7

DIE BEI YOUTUBE ERFOLGREICHSTE (UND SCHLIMMSTE) VERSION
Pentatonix, *„A Pentatonix Christmas“* (2016)
STROPHEN: 1, 2, 5, 7

FOTOS: GETTY IMAGES (5), DPA

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

len und ließ sie unerbittlich klingen. „And it's not a cry that you hear tonight/ And it's not somebody who's seen the light/ No, it's a cold and it's a broken Hallelujah!" Cale nahm also für das Tribute-Album ein Lied auf, das Cohen so nie gesungen hatte. Es war ein Song, in dem die Welt und das Reich Gottes unvereinbar schienen. Die Trauer und Verzweiflung in Cales Stimme machten mehr als deutlich, dass dieser Mann nicht daran glaubte, dass am Ende alles gut ausgeht. Dieses „Hallelujah" ist ein enger Verwandter zu Cales „Fear Is A Man's Best Friend": „Life and death are just things you do when you're bored/ Say fear's a man's best friend/ You add it up, it brings you down."

In dem Jahr, in dem *„I'm Your Fan"* erschien, arbeitete der New Yorker Impresario und Produzent Hal Willner mit den Kuratorinnen Janine Nichols und Susan Feldman an einer ganz ähnlichen Hommage für Tim Buckley: einem Konzert in der St. Ann's Church in Brooklyn Heights, bei dem Künstler wie Richard Hell, Eric Andersen und Syd Straw Lieder des 1975 verstorbenen Songwriters singen sollten. Willner nahm Kontakt zu Buckleys ehemaligem Manager Herb Cohen auf, und der sagte: „Du weißt schon, dass er einen Sohn hat, oder?" – „Ist der gut?", fragte Willner. „Besser als sein Vater", sagte Cohen.

So kam es, dass der 24-jährige Scotty Moorhead, der ein Jahr zuvor nach New York gezogen war, als Gitarrentechniker für die Commitments jobbte, gelegentlich in Bands und bei Studiosessions Gitarre spielte und Harmonien sang, unter dem Namen Jeff Buckley in der St. Ann's Church begleitet unter anderem von Gary Lucas und Greg Cohen vier Lieder seines Vaters sang. Seine engelhafte Stimme klang wie die Chorknabenversion der oft durchaus diabolischen von Buckley dem Älteren. Beim letzten Stück, „Once I Was", das er allein zur akustischen Gitarre sang, riss eine Saite und er brachte das Stück a cappella zu Ende. Das Lied wurde zu einer intimen Zwiesprache zwischen Vater und Sohn: „Do you ever remember meeeee?"

Die ungeteilte Aufmerksamkeit des Publikums gefiel Buckley, und er verschaffte sich auf Vermittlung von Commitments-Gitarrist Glen Hansard einen Gig in dem irischen Café Sin-é im East Village, wo er einmal pro Woche solo auftrat und Coverversionen seiner liebsten Songs von Led Zeppelin, Van Morrison, Bob Dylan und Billie Holiday sang. Die St.-Ann's-Kuratorinnen Nichols und Feldman gehörten oft zu den Gästen und gingen danach noch was trinken. Als sie eines Abends spät in Feldmans Wohnung saßen, zog diese *„I'm Your Fan"* aus dem Regal und spielte den letzten Song: Cales „Hallelujah". Buckley borgte sich die Platte und lernte den Song, der wenig später der absolute Höhepunkt jedes seiner Konzerte werden sollte und ihm schließlich einen Plattenvertrag bei ebenjenem Label einbrachte, das den Song ursprünglich abgelehnt hatte: Columbia Records.

Zwangsläufig fand „Hallelujah" sich dann auch auf seinem heute legendären Debüt, *„Grace"*. Der Song hatte wieder seine Form geändert. Buckley sang den gleichen Text wie Cale, aber statt der harten Klavier-Arpeggios hörte man nun eine fließende, melodische Gitarre. Der Sänger war nicht länger verzweifelt oder desillusioniert, sondern verträumt und jung und von großer erotischer Anziehung. Auch wenn Stephanie Zacharek das in ihrer Drei-Sterne-Besprechung für den US-ROLLING-STONE anders sah. „Der Gesang des jungen Buckley ist nicht immer überzeugend", schrieb sie. „Er klingt nicht angeschlagen oder verzweifelt genug, um Cohens ‚Hallelujah' zu singen."

„Grace" war nach der Veröffentlichung im August 1994 nicht sonderlich erfolgreich, aber Buckley stellte auf der anschließenden, mehrere Jahre dauernden Tour einer neuen Generation von Musikfans „Hallelujah" vor. Und wenige Tage nach Buckleys tragischem Tod durch Ertrinken in einem Nebenkanal des Mississippi im Mai 1997 stimmte auch Bono bei einem Benefizkonzert im New Yorker Downing Stadium vor 50.000 Fans am Ende des U2-Sets zu seinen Ehren „Hallelujah" an.

Nachdem am 11. September 2001 zwei Flugzeuge in die Türme des World Trade Centers gerast waren, zeigte der Musiksender VH1 einen Clip in Dauerrotation, der die Bilder der rauchenden Ruinen zeigte. Dazu lief Jeff Buckleys „Hallelujah". Man konnte darin einen Akt der Trauer sehen, auch wenn die Zeilen „Maybe there's a god above/ As for me, all I've ever seemed to learn from love/ Is how to shoot at someone who outdrew ya" in diesem Kontext eher nach Vergeltung klangen. Aber vermutlich hörte niemand so genau hin. Der Clip war wohl der Versuch, die Aura des Songs zu retten. Denn die Welt konnte „Hallelujah" zu diesem Zeitpunkt aus einem ganz anderen Kontext: aus „Shrek", einem irre erfolgreichen Animationsfilm der DreamWorks-Studios. Nachdem der titelgebende grünfarbige, knuffige, sich selbst hässlich fühlende und etwas tumbe Held eine schöne Prinzessin aus einem von einem Drachen bewachten Turm befreit und ihrem zukünftigen Ehemann übergeben hatte, um sich liebeskrank in seinen Heimatsumpf zurückzuziehen, quengelte Cale eine gekürzte Version von „Hallelujah". König David war noch da, der Sänger der „used to live alone before I knew you" auch, der Sex war gestrichen. Für alle, die nicht wussten, wer John Cale war, klang das wie eine ungefährliche und zahme Version, die in einem

„Freut mich, dass der Song so oft gecovert wird. Aber man sollte ihn eine Weile nicht mehr singen"

CLEMENS CHRISTIAN POETZSCH
CHASING HEISENBERG
DAS NEUE ALBUM AB
11.11.2022
ALS CD, VINYL UND STREAM
NEU START KULTUR
INITIATIVE MUSIK gGmbH
NEUE MEISTER
Gefördert durch die Initiative Musik gemeinnützige Projektgesellschaft mbH im Rahmen von Neustart Kultur mit Projektmitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Cohen bei den Aufnahmen zu *„Various Positions“*, 1983

Kinderfilm gut aufgehoben war. Wer „Hallelujah“ in seine Hochzeitsfeier einbaut, denkt dabei an „Shrek“. Wer es auf einer Beerdigung spielt (wie etwa Linkin-Park-Sänger Chester Bennington im Mai 2017, als sein Freund Chris Cornell zu Grabe getragen wurde) oder am Rande einer nationalen Tragödie (nachdem im November 2016 feststand, dass Donald Trump neuer US-Präsident werden würde, sah man in der Comedy-Show „Saturday Night Live“ die Komikerin Kate McKinnon in der Rolle der Wahlverliererin Hillary Clinton „Hallelujah“ singen), denkt vermutlich eher an den früh verstorbenen Jeff Buckley.

Auf dem millionenfach verkauften „Shrek“-Soundtrack sucht man Cale übrigens vergebens. Bei DreamWorks entschied man, darauf nur Küntler:innen zu veröffentlichen, die beim eigenen Label unter Vertrag standen – und so singt Rufus Wainwright eine sanfte Belcanto-Version (inklusive Sex). Sie wurde zum Blueprint für viele ambitionierte Sänger:innen der Generation „Shrek“, die in den folgenden Jahren bei Castingshows auftraten und maximales Drama wollten. Die britische „X Factor“-Gewinnerin Alexandra Burke etwa landete mit dem Song 2008 in ihrer Heimat einen Weihnachts-Hit. Empörte Buckley-Fans, die verhindern wollten, dass die Gesangsathletin mit ihrer puderzuckrigen Version (ohne Sex) die britischen Charts anführte, kauften in Online-Shops wie wild die *„Grace“*-Version, Connaisseure luden sich Cohens Original herunter. Doch vergeblich – Burke gewann und stellte einen Rekord auf: In den ersten 24 Stunden verkaufte sich ihre Version 105.000-mal, Buckley landete abgeschlagen auf Platz 2, Cohen grüßte lächelnd von Platz 36. „Hat mich natürlich gefreut, dass der Song noch gecovert wird“, kommentierte er den Erfolg. „Aber ich finde, man sollte ihn eine Weile nicht mehr singen.“

Ob er an der Popularität von „Hallelujah“ mehr verdient hat als späte Genugtuung, ist nicht ganz klar, denn seine langjährige Managerin Kelley Lynch hatte die Rechte an vielen seiner Lieder ohne sein Wissen nach und nach verkauft, seine Konten geplündert und mehr als fünf Millionen Dollar aus seinen Pensionsfonds veruntreut. Eines Tages ging er zur Bank, und es war kein Geld mehr da. Er verklagte Lynch und bekam vom Gericht auch neun Millionen Dollar zugesprochen, doch die Ex-Managerin ignorierte die Klage, und die Millionen hatte sie auch nicht. Derweil verlangten alte Geschäftspartner Geld vom klammen Cohen, und er war gezwungen, fünfzehn Jahre nachdem er sich aus dem Konzertgeschäft zurückgezogen hatte, um seine Zeit in einem buddhistischen Kloster zu verbringen, wieder auf Tour zu gehen.

Ende Juni 2008 spielte er eines seiner ersten Konzerte vor über hunderttausend Menschen beim Festival im englischen Glastonbury. Natürlich sang er auch „Hallelujah“. Diese Live-Aufnahme des Songs, den Columbia einst abgelehnt hatte, eröffnet die bereits erwähnte, gerade erschienene Best-of *„Hallelujah & Songs From His Albums“*. Man hört den Song in der Version, die John Cale einst zusammengestellt hatte, erweitert um die hoffnungsvolle letzte Strophe des Originals: „I did my best, it wasn’t much/ I couldn’t feel, so I learned to touch/ I’ve told the truth, I didn’t come all this way to Glastonbury to fool ya“, singt Cohen und die Menge jubelt. Doch selbst wenn alles schiefgehe, versichert er, werde er am Ende mit nichts als einem Halleluja auf der Zunge vor dem Lord of Song stehen – einem Gott, der sich also sehr wohl etwas aus Musik macht.

Am 7. November 2016 holte der Allmächtige den Songdichter dann tatsächlich zu sich. Sein Lied aber ließ er weiterleben. ®

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

WEIL MANN NIE AUSLERNT!

Jetzt im Handel oder online bestellen unter shop.playboy.de

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Richard Dawson,
schockiert nach
dem Lesen der
Simulationshypothese

Vom Leben im Nebel

DER NORDENGLISCHE FOLKSÄNGER RICHARD DAWSON SETZT DER NATUR SEINER HEIMAT EIN DENKMAL – UND ÜBERLEGT, OB WIR NICHT ALLE IN EINER COMPUTER-SIMULATION LEBEN

VON JAN JEKAL – FOTOS VON KUBA RYNIEWICZ

42

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

„Der Wald war ein virtueller Raum."

Richard Dawson wohnt nicht mehr in Newcastle. Er wohnt jetzt vierzehn Kilometer außerhalb, auf dem Land, weiter entfernt von der Stadt als je zuvor in seinem Leben. Um seine bleibende Verbundenheit mit seiner nordenglischen Heimat auszudrücken, bezeichnet er sich auf seinem neuen Album als „Richard Dawson of Newcastle upon Tyne", wie ein mittelalterlicher Barde, der die Balladen seiner Heimat singt. Mehr als jeder andere Musiker seiner Zeit ist Dawson dieser Barde. Ein Folkmusiker, der uralte Formen aufgreift und belebt. Zugleich ist er etwas ganz anderes: Ihn als eine Art musikalischen Rollenspieler zu sehen, der Vergangenes nur nachstellt, wäre ein riesiges Missverständnis. Im Rückgriff auf alte Formen überwindet er Zeitgeist und Trends und nähert sich dem Heiligen Gral des Künstlers: der Wahrheit über den Menschen.

Dawson ist 41, ein bärtiger, kräftiger Mann, sanftmütig und liebenswert, mit einer eher hohen Stimme und einem breiten nordenglischen Akzent, ein Mann, der herzhaft gähnt und nach dem Gähnen „Oh dear!" sagt, als hätte er sich mit seinem Gähnen selbst ein wenig erschreckt. Er meldet sich via Zoom aus dem Haus, in dem er mit seiner Frau, Sally, wohnt, einer Grafikdesignerin und gelegentlichen musikalischen Partnerin. An einem Punkt des Gesprächs zieht er ins Wohnzimmer um, weil sein Laptop das Ladekabel braucht, und er entschuldigt sich dafür bei seiner Frau: „Hoffentlich bin ich nicht allzu unausstehlich!"

Mit dem Umzug aufs Land kam die Idee, ein Album über die Natur zu schreiben. Über die Hügel und Flüsse und Moore Nordenglands, die Pilze und Vögel, ohne großen thematischen Überbau. Als er dieser Idee ein wenig folgte, veränderte sich das idyllische Bild einer unberührten Landschaft in eine andere, ungleich unheimlichere Szenerie. „Mir erschien der Wald wie ein computergenerierter Raum", sagt er. „Jedes Herumflattern eines Tiers, jedes Fallen eines Blatts war Teil einer Computerwelt." Er habe sich viel mit der Simulationshypothese beschäftigt, der in bestimmten philosophischen Kreisen an Zustimmung gewinnenden Idee, dass wir alle in einer computergenerierten Simulation leben.

In seiner 44-minütigen Ballade „The Hermit", die das neue Album, *„The Ruby Cord"*, eröffnet, wird der Wald zum virtuellen Raum, einer simulierten Realität, durch die eine Figur wandelt wie durch die Welt eines Videospiels. Dunstige Strahlen einer aufgehenden Sonne beleuchten den Waldboden, ein Einsiedler wandert durch Waldstücke und Flusslandschaften, sammelt Beeren und Bärlauch, im Schatten alter Burgen und an Mühlen vorbei. Dawsons Vokabular wandelt sich mit der Zeit von altmodischem Englisch zur digitalen Moderne, entlarvt die pastorale Schönheit als Simulation. Nach der Klimakrise, so könnte man das deuten, ist der letzte Ort, an dem es noch gesunde Natur zu sehen gibt, der von einer Virtual-Reality-Brille simulierte Raum.

„Ich konnte kaum glauben, dass ich einfach irgendwo hingehen konnte", sagt Dawson über Open-World-Computerspiele wie Red Dead Redemption, die diesen Song inspiriert haben. Er wollte die Ländereien in „The Hermit" wie einen Raum erscheinen lassen, durch den sich die Hörer:innen frei bewegen können, wie eben in einem Open-World-Spiel, wo es keine Grenzen gibt, keine Mission, keine Struktur, sondern nur eine virtuelle Landschaft. „Es gibt hoffentlich genug Andeutungen von Orten und Dingen, dass es sich wie die offene Welt eines Computerspiels anfühlt", sagt Dawson. „Ich wollte der Vorstellungskraft meiner Hörer:innen genug Raum lassen."

DIESES RAUMLASSEN PASsiert nur noch sehr selten, in der Musik wie in jedem anderen Bereich des modernen Lebens. „Das Internet hat unser Denken in vielerlei Hinsicht revolutioniert", sagt Dawson. „Mir gefiel die Idee, etwas zu machen, das der Schnelllebigkeit unserer Zeit entgegenwirkt und jemanden zwingt, langsamer zu werden." Weite Strecken des Stücks sind instrumental, bestehen aus Streicherquietschen, einem schleppenden Schlagzeug, Besenwischen, einer E-Gitarre, die kaum Akkorde und wenige Noten spielt, die einfach irgendwie da ist mit ihrem Verstärkerrauschen und dem Wandern der Finger über das Griffbrett, und dem Placken einer Harfe. Eine impressionistische Klanglandschaft, trocken abgenommen, die sich nicht aufdrängt, die einem die Arbeit einer ästhetischen Erfahrung nicht abnimmt.

„Es gibt ständig so viele Möglichkeiten", sagt Dawson. „Die Wirkung, die das auf einen hat, ist, dass wir alle unaufhörlich auf der Suche nach neuen Dingen und Erfahrungen sind, statt dass wir uns tiefer mit einer Sache beschäftigen." Er will sich trotzdem nicht als „kulturpessimistischen Boomer" verstanden wissen. (Einmal sagt er: „I sound like some old fuddy-duddy!") Aber das tiefe Eintauchen in etwas, sei es ein Musikstück oder ein Buch oder einfach ein Thema, über das man wenig weiß, sieht er als Kulturtechnik, die immer stärker verloren geht. Er verbringe selbst viel Zeit auf YouTube und sei ganz erstaunt, welche Unmengen an Erklär- und Reaktionsvideos es dort gibt – häufig von Leuten, die er verdächtigt, nicht gerade Expert:innen auf dem Gebiet zu sein, über das sie gerade dozieren. „Es gibt keinen Platz für Nebel, für Unklarheit", sagt er. „Ich sehe keine

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Videos von Menschen, die darüber sprechen, dass sie etwas nicht verstanden haben."

In dem neuen Song „The Tip Of An Arrow" spricht eine Figur namens Temperance (dt.: Selbstbeherrschung) mit ihrer Tochter und gibt ihr eine Weisheit mit auf den Weg, die Dawson selbst wohl unterschreiben würde: „In einer Welt wie der heutigen/ In der jeder Mensch/ Eine Fülle von Daten/ Auf der bebenden Höhlenwand seines Augapfels/ Mit einem Wimpernschlag anzeigen kann/ Sind die einzigen bedeutsamen Fakten/ Jene, die nicht leicht zu verbreiten sind./ Ja, es ist wichtig, *wie* wir lernen./ Echtes Wissen muss man sich verdienen/ Alles andere ist eine Hülle/ Ein Simulakrum der Weisheit."

Das tiefe Eintauchen in eine Welt, die Aneignung echten Wissens und seine künstlerische Verwertung machten Dawson bekannt. *„Peasant"*, sein 2017 erschienenes Album, ist die dichte, erdige Heraufbeschwörung einer mittelalterlichen Welt, ein Liederzyklus, der vom Leben der Bewohner von Bryneich erzählt, einem Königreich in Yr Hen Ogledd, dem Alten Norden, bevor es England gab. Eine düstere Welt, dominiert von Aberglauben, Gewalt und Angst vor fremden Mächten, die morden und Verwüstung anrichten. Dawson haut es uns nicht um die Ohren, aber es liegt nahe, dass er diese frühmittelalterliche Dorfgemeinde nicht heraufbeschwört, um eine isolierte, entfernte Geschichte zu erzählen, sondern als Analogie zu unserer Gegenwart, als Erkenntnis der Kontinuität menschlicher Erfahrung: Leben ist schwer, die Angst vor dem Tod treibt uns um. Manchmal lenken wir uns ab, dann geht es uns gut. Die Vergangenheit ist nicht vergangen, in uns leben die Ängste unserer Ahnen.

Die mündliche melodische Überlieferung von Geschichten, von Ereignissen und Erlebnissen, von Wissen und Warnungen, gehört zu den ältesten Kulturpraktiken des Menschen, und die menschliche Stimme ist damit das älteste Instrument, eines, das, sagen wir, vor dreitausend Jahren nicht anders geklungen hat als heute. Natürlich kann man heute eine Stimme elektrisch verstärken, sodass sie es mit einem Orchester aufnehmen kann. Aber ungefiltert, unverzerrt ist sie ein archaisches Instrument, eine Verbindung in die Vergangenheit. Dawson nimmt seine Stimme trocken und hart auf, man hört seine Stimme, die mal nach wettergegerbtem Seemann, mal nach hellem Knabengesang klingt, brechen und kratzen. Er singt mit einer Inbrunst, als gäbe es keine Mikrofone und als müsste er unverstärkt mit der Lautstärke der anderen Instrumente konkurrieren.

„Die interessantesten Merkmale einer Stimme sind ihre Schwächen", sagt er. „Die Momente, in denen sie bricht oder schief klingt." In der modernen Musikproduktion hätten sich Konventionen durchgesetzt, die er bedauere. Es gebe den Anspruch einer Art hyperrealen Perfektion. „Wir erwarten, dass Sänger:innen immer den Ton treffen. Vor allem bei Musik, die im Radio läuft, oder bei elektronischer Musik. Da ist so wenig Platz für Fehler oder das Knarren eines Instruments. Und gerade das sind die guten Sachen!" Würde Musik wie seine im Radio laufen, würde sie vom Publikum als fehlerhaft verstanden werden. „Diese Ästhetik, die alles groß und knackig klingen lässt, die alles perfekt auf den Punkt bringt, das ist nur ein ganz kleiner Teil der Möglichkeiten von Musik." Es gebe so viel mehr Raum für Ausdruck – und für Chaos. „Man muss bereit sein, ein bisschen scheiße zu klingen", sagt er und lacht. „Hat man diesen Schritt einmal gewagt, befindet man sich an einem guten Ort."

Dawson wurde 1981 in Newcastle geboren, als jüngstes von drei Kindern. Seine Mutter war Kinderkrankenschwester in der Notaufnahme und später Kinderschutzbeauftragte, sein Vater war Verpackungsarbeiter und später Lauftrainer. Dawsons ältere Geschwister waren, wie der Vater, äußerst sportlich. Der junge Richard war das weniger, er versenkte sich in Bücher und Heavy Metal, verließ sein Zimmer ungern, scheiterte in der Schule, kam als junger Erwachsener schließlich in einem Plattenladen unter. Da hatte er begonnen, sich für Jazz zu interessieren, und ein Konzertbesuch beim Sun Ra Arkestra wurde zum Erweckungserlebnis, wie er vor einigen Jahren dem „Guardian" erzählte: „Zu sehen, wie Marshall Allen sein Saxofon spielt, uns direkt in die Augen schaut und den Ton aus seinem Instrument direkt auf uns schmettert … Ich dachte: Oh mein Gott, das ist es, was ich machen will!"

P!nk Summer Carnival 2023
PLUS SPECIAL GUESTS
28. JUNI BERLIN
ZUSATZTERMIN! 5.+6. JULI MÜNCHEN
ZUSATZTERMIN! 8.+9. JULI KÖLN
ZUSATZTERMIN! 12.+13. JULI HANNOVER
A PRK PRESENTATION IN ASSOCIATION WITH Marshall Arts Ltd START piranha kultunews event.

AN EVENING WITH LIONEL RICHIE
21.6.2023 WIESBADEN
22.6.2023 MÖNCHENGLADBACH
A PRK PRESENTATION IN ASSOCIATION WITH Marshall Arts Ltd kultunews event.

m1k_e + Th_e mech_an1c5
REFUELED! TOUR 2023
31. MAI FRANKFURT
02. JUNI BERLIN
03. JUNI HALLE
04. JUNI HAMBURG
06. JUNI STUTTGART
07. JUNI DÜSSELDORF
ALL THE HITS & A DROP OF GENESIS
A PRK presentation by arrangement with Solo & Tony Smith Personal Management kultunews

THE DIRE STRAITS EXPERIENCE
TOUR 2023
FEAT. CHRIS WHITE, FORMER MEMBER OF DIRE STRAITS
WITH SIX WORLD-CLASS MUSICIANS
31. MAI DÜSSELDORF 2. JUNI FRANKFURT
3. JUNI HAMBURG 4. JUNI HALLE 6. JUNI BERLIN
kultunews event.

JOHN CALE AND BAND
16.02. KARLSRUHE
19.02. FRANKFURT
25.02. HAMBURG
26.02. LEIPZIG
28.02. BERLIN
05.03. MÜNCHEN
RollingStone kultunews event.

STEVE HACKETT GENESIS REVISITED
FOXTROT at FIFTY
+ HACKETT HIGHLIGHTS
EUROPEAN TOUR 2023
22.4. BIELEFELD • 23.4. HANNOVER
24.4. NÜRNBERG • 26.4. BERLIN
27.4. HAMBURG • 29.4. HALLE
2.5. STUTTGART • 3.5. ESSEN
4.5. FRANKFURT • 6.5. AACHEN
7.5. MANNHEIM
PRK by arrangement with SOLO kultunews event.

TICKETS 01806 - 570 000 eventim PRK prknet.de

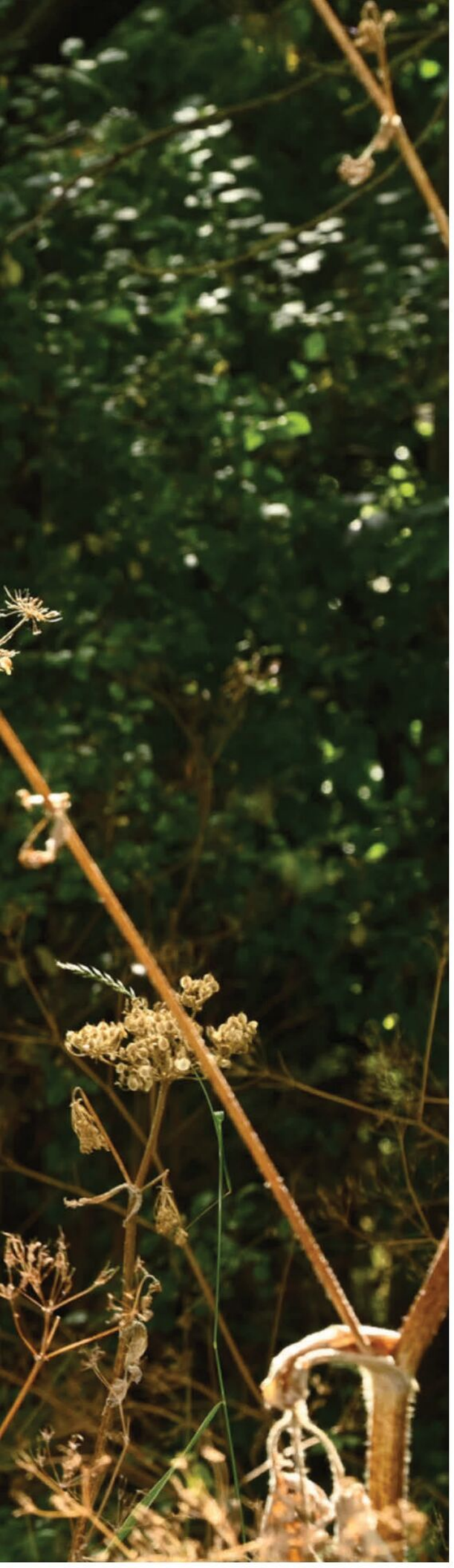
© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Von seiner ersten Veröffentlichung, *„Richard Dawson Sings Songs And Plays Guitar“* von 2005, hält er heute nicht mehr viel. Angenehme Folksongs, Liebeslieder, romantisch und klar, aber die Dringlichkeit und Ambition seiner späteren Platten ahnt man allenfalls. *„The Magic Bridge“* (2011) war das erste Album, mit dem er zufrieden war, eine düstere Outsider-Platte, avantgardistischer Folk, entstanden aus der Einsamkeit seiner Zwanziger. Die nächsten beiden Alben, *„The Glass Trunk“* (2013) und *„Nothing Important“* (2014), waren noch besser, noch exzentrischer, noch offener für alte Formen und A-cappella-Vorträge. Aber es war dann das Mittelaltertableau von *„Peasant“*, das ihn als einen der großen Songwriter unserer Zeit zeigte.

Nach diesem Heraufbeschwören einer frühmittelalterlichen Dorfgemeinde nahm er sich der Gegenwart an, oder der damals ganz nahen Zukunft, und veröffentlichte 2019 *„2020“*. Die Mystik und metaphorische Dichte des Vorgängers ließ er liegen, stattdessen schrieb er mit großer Klarheit und Direktheit, zeichnete ein realistisches Porträt der englischen Arbeiterklasse. Die Corona-Pandemie des titelgebenden Jahres konnte er natürlich nicht vorausahnen, in seinen präzisen Beschreibungen eines harten Alltags zeigte er jedoch gesellschaftliche Risse auf, die von der Pandemie dann brutal aufgebrochen wurden. Er beschreibt einen Arbeiter, der in der Lagerhalle eines großen Online-Händlers schuftet, Artikel zum Verschicken bereitlegen muss und dabei seine absurde Quote nur einhalten kann, wenn er auf den Gang zum Klo verzichtet und stattdessen Windeln trägt.

„All over the city we arise, arise/ For a job we despise, despise, despise“, heißt es in „Civil Servant“. Er singt da aus der Sicht eines Beamten, der am Telefon verzweifelten Menschen erklären muss, warum sie nicht länger Anspruch auf staatliche Unterstützung haben. Er macht diesen Beamten nicht zum Bösen, sondern zeigt ihn als einen Menschen, der in einem menschenfeindlichen System gefangen ist. Damals wie heute, im Mittelalter wie in der digitalen Moderne, regiert die Ungleichheit, triumphiert die Macht über die Wünsche und Bedürfnisse der Menschen, sie saugt ihre Kraft auf, lässt sie als Hüllen zurück. „In my bed, I can hear

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



Steht er nur hinter einem computergenerierten Strauch? Richard Dawson in der Nähe von Newcastle

Richard Dawson

the strangled voices/ Of all the people I've failed, I've failed, I've failed."

„The Ruby Cord", das neue Album, ist der letzte Teil einer Trilogie. *„Peasant"* war die Vergangenheit, *„2020"* die Gegenwart. Jetzt kommt die Zukunft. Aber natürlich ist sie auch die Gegenwart, so wie *„Peasant"* ebenfalls die Gegenwart war. In „Museum" stellt er sich ein Museum vor, das die Geschichte der Menschheit nacherzählt, nach deren Ende. „Ein Archiv der Vergeblichkeit/ Kilometerlange Korridore/ Belebt mit projizierten Menschen/ Gebunden in Lichtschleifen für immer und ewig." Soldaten voller Angst, in Kleiderbergen stöbernde Shopper, sanft die Erde umkreisende Astronauten. Alles nur noch entfernte Erinnerungen. Das Album kulminiert in einer triumphalen Hymne, „Horse And Rider", einem wunderbaren Ende, in dem sich die angestaute Spannung des Albums in einem kathartischen Walzer entlädt, dessen aufsteigendes Streichermotiv wohl die mitreißendste Melodie des Albums ist. In den Strophen ist das Stück spärlich instrumentiert, nur Dawsons Stimme und seine Gitarre, die im Tandem eine mittelalterliche Melodie spielen. Sie unterstützen sich gegenseitig, bilden eine Einheit, wie die beiden titelgebenden Figuren des Songs, Pferd und Reiter.

„Wer hat wirklich die Kontrolle?", sagt Dawson über das Lied. „Weder das Pferd noch der Reiter. Sie arbeiten zusammen." Die Erzählposition verstärkt diese Ebenbürtigkeit: Dawson singt, in einem wunderschönen Kunstgriff, aus der Perspektive des Pferds. Im Stalldunkel vermischen sich der Atem von Tier und Mensch, dann lässt sich das Pferd im Mondlicht durch die Gassen führen. Schließlich fliegen sie zusammen, lassen das schlafende Dorf hinter sich zurück: „From the village still at-dream we fly."

Dawsons beschreibt das Zaumzeug, das Kopfgestell, das metallische Gebiss. Aus der Genauigkeit seiner Bilder, seiner Worte erwächst die Poesie. „Man muss sorgfältig mit Wörtern umgehen", sagt er. „Im Leben sowieso, aber eben auch in Liedern. Denn da hat man die Zeit, es richtig zu machen. Jedes Wort hat eine Form, wie ein Pinselstrich in einem Gemälde. Es ist wichtig, so gründlich wie möglich zu sein." Bevor er einen Song über die Natur seiner Heimat schreibt, geht er in die Bibliothek, liest über Pilze und Vögel, sucht schöne Wörter wie eine Elster glitzernde Dinge. „Scharlachroter Kelchbecherling zum Beispiel", nennt er zufrieden eine Vogelart, die ihm kürzlich bei Recherchen begegnet ist. Echte Expert:innen würden trotz aller Sorgfalt einige Fehler finden, schätzt er. „Aber für ein Lied reicht es." ®

WAS MIT MUSIK
RollingStone
Der Branchen-Podcast
Der Insider-Talk mit Blick hinter die Kulissen der Musikindustrie
Ab sofort überall wo es Podcasts gibt
ROLLINGSTONE.de/wasmitmusik

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

MUSIKERIN TRIFFT MUSIKERIN

In unserer Reihe „Musikerin trifft Musiker“ gibt es jedes Jahr äußerst spannende Begegnungen zwischen heimlichen Seelenverwandten, Konkurrent:innen und Künstler:innen unterschiedlicher Generationen und Genres, die ihre Gemeinsamkeiten entdecken

Karen O & Michelle Zauner

Die Sängerinnen von den Yeah Yeah Yeahs und Japanese Breakfast über die Macht des Neinsagens, koreanisch-amerikanisches Aufwachsen und die Freude daran, Dinge zu zerschlagen

VON ANGIE MARTOCCIO / FOTOS VON KANYA IWANA

VOR ETWA EINEM JAHR scrollte Karen O durch Instagram und stieß auf ein Foto der Japanese-Breakfast-Sängerin Michelle Zauner, das sie ein wenig beunruhigte. Das Foto stammt von einer Station auf Zauners unermüdlicher Tournee der vergangenen Jahre, die mehr als einhundert Konzerte und Promo-Auftritte nach ihrem für einen Grammy nominierten dritten Album, *„Jubilee“*, und ihrem Memoiren-Bestseller „Crying In H Mart“ umfasste. „Sie hatte den Millionen-Meilen-Blick“, sagt Karen O, die im November 44 wird.

Wir sind in Los Angeles, und Karen O und Zauner sitzen in einem Studio im Arts District, treffen sich zum ersten Mal persönlich und blicken zurück auf ihren virtuellen Austausch aus der Zeit, als dieser Millionen-Meilen-Blick entstand. „Sie hat mir ein paar wirklich nette Nachrichten geschickt“, sagt Zauner, 33. „Es fühlte sich sehr nach Karen O an. Sie schrieb: ‚Wenn du je einen Tisch mit mir zerstören willst …‘“

Karen O bricht in Gelächter aus. Als Sängerin der Yeah Yeah Yeahs, der Indie-Rock-Band, die sie im Jahr 2000 gründete, kann sie das nachvollziehen. „Das Tourleben kann einen zermürben“, sagt sie. „Das Beste, was man in einer solchen Situation tun kann, ist, ein bisschen Glas zu zerschlagen. Für mich war es ein Poster von uns. Ich bin mit dem Fuß da durchgetreten. Das nimmt einem den Schrecken.“

Zauner wuchs mit der Bewunderung für Karen O auf, eine koreanische Amerikanerin, die für ihre magnetische Bühnenpräsenz – sie spuckte nicht selten Bier in die Menge – und ihre New Yorker Ausstrahlung berühmt wurde. Die Yeah Yeah Yeahs haben kürzlich *„Cool It Down“* veröffentlicht, ihr erstes Album seit neun Jahren. Karen O ist durchaus bereit, einige Ratschläge zu geben: „Michelle, wenn du dich je bei mir über die Schmerzen von irgendwas beschweren willst, bin ich deine Frau.“

KAREN O: Ich fühle mich auf eine komische Art sehr vertraut mit dir. Geht es dir mit mir auch so?

ZAUNER: Ich habe auch dieses Gefühl. Ich meine… ich denke, wir haben ein ähnliches Leben gelebt.

KAREN O: Es gibt eine Menge Parallelen. Aber die Parallelen erklären nicht wirklich … Es ist einfach die Chemie, eine natürliche Verbindung, die man mit jemandem spürt.

ZAUNER: Ich glaube, wir reden auch beide schnell und sprunghaft, mit vielen Füllwörtern. Und das gibt mir das gute Gefühl: Das macht jemand anders auch so!

KAREN O: Ganz genau. Und ich habe gemerkt, dass du ein sehr authentischer Mensch bist, und ich bin bis zu einem gewissen Grad genauso – ich wünschte, ich könnte Snappy McSnap-Snaps sein und einfach alle zum Lachen bringen. Aber ja, ich muss einfach ich sein, und das spüre ich auch bei dir.

Wie habt ihr die Musik des jeweils anderen entdeckt? Michelle, du hast in „Crying In H Mart“ sehr schön darüber geschrieben, wie du als Teenager eine Yeah-Yeah-Yeahs-DVD (einen Konzertmitschnitt aus dem Fillmore von 2004) entdeckst.

KAREN O: Das ist auch eine verrückte DVD. Es ist eine Art Deep-Cut-DVD.

ZAUNER: Ja. Ich hatte was mit so einem Typen. Das einzig Coole, was er zu bieten hatte, war …

KAREN O: … diese DVD?

ZAUNER: Diese DVD. Und er war ein wirklich großer Fan. Es fängt mit „Y Control“ an und steigert sich, und dann kommst du einfach von der Seite angesprungen. Ich hatte noch nie diese Art von Showmanship gesehen, vor allem nicht von einer Frau. Nicht nur von einer Frau, und nicht nur einer halb asiatischen Frau, von der ich zu dem Zeitpunkt noch nicht mal wusste, dass du das bist. Sondern ich habe noch nie jemanden gesehen, der so viel Kontrolle über seine Bewegungen hat und sich gleichzeitig so roh und chaotisch anfühlt. Es gibt Angeberei, aber es gibt auch viel Freude. Und dann entdeckte ich später, dass du in Busan geboren wurdest.

KAREN O: Eigentlich bin ich in Seoul geboren.

ZAUNER: Du bist in Seoul geboren, richtig! In deiner Wikipedia stand Busan.

KAREN O: Steht das da immer noch?

ZAUNER: Ja, das steht da immer noch.

KAREN O: Wir haben es vor zwei Jahren geändert. Ich schätze, dann haben sie es zurückgeändert …

ZAUNER: Busan will dich offenbar für sich beanspruchen. *(Lacht.)* Es kam mir wie ein verrücktes kosmisches Ding vor, dass jemand einen ähnlichen Hintergrund haben könnte, zu der Zeit, als ich noch nicht mal einen anderen Menschen kannte, der die gleichen Erfahrungen gemacht hatte wie ich.

KAREN O: Ich habe viel von der Vorabveröffentlichung aus deinem Buch im „New Yorker“ gehört. Ich hatte das Gefühl, es könnte eine ziemlich wilde Erfahrung sein, das zu lesen, und tatsächlich habe ich noch nie Memoiren gelesen, die mir so sehr gefallen haben. Ich hatte noch nie die Memoiren einer Halbasiatin – „halfie“ haben wir das immer genannt –, also einer halb koreanischen, halb amerikanischen Frau gelesen, die eine Band gründet. Es gibt einfach so viele Parallelen. Es war eine wirklich großartige Erfahrung. Wir haben sogar die Verbindung, dass du mit deiner Mutter nach Korea gegangen bist. Es ging sehr tief, so rohe und glaubwürdige Memoiren zu lesen, aber auch dass sie von jemandem stammen, der so ist wie ich. Das hat mich sehr beeindruckt, und es ist brillant. Jeder sollte ein Memoir als Begleitmaterial zu seinen Platten haben.

ZAUNER: Ich würde alles dafür geben, die Memoiren von Karen O zu lesen. Es gibt den Film (*„Meet Me In The Bathroom“, eine Dokumentation über Lizzy Goodmans Oral History der New Yorker Rockszene der frühen Nullerjahre)*, aber ich habe ihn noch nicht gesehen. Du?

KAREN O: Ja. Ich musste ein paar Anmerkungen machen, um ihn in die Richtung zu lenken, die sich mehr anfühlte wie …

ZAUNER: … du.

KAREN O: Ja, repräsentativ für das, was ich durchgemacht habe. Denn die meiste Zeit meiner Karriere war ich nur von Typen umgeben.

ZAUNER: Hast du dich damals auch so gefühlt? Oder war das einfach so normal, dass du nicht mal an eine Alternative gedacht hast?

CREDITS: STYLING VON NATASHA NEWMAN-THOMAS. FASHION-ASSISTENT: PEYTON REGAN. KAREN O: HAARE: GREGG LENNON JR. MAKEUP VON AMBER D. FOR A-FRAME. TOP VON JUNYA WATANABE. SHORTS VON SIMONE ROCHA. STIEFEL UND HANDSCHUHE VON ACNE. MICHELLE ZAUNER: FRISUR VON SAMI KNIGHT FÜR A-FRAME. TOP UND HOSE VON ACNE. SCHUHE VON JOHN FLUEVOG. MAKEUP VON HINAKO NISHIGUCHI FÜR A-FRAME.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

© Alle Rechte verbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

KAREN O: Das einzige Mädchen zu sein? Ich meine, es hat definitiv seine Vorteile, das einzige Mädchen zu sein. Zum Beispiel …

ZAUNER: … die Schlange vor der Toilette.

KAREN O: *(Lacht.)* Ja. Es gibt keine Toilettenschlange, nie! Und ja, ich denke, es ist aufregend. Ich habe mich einfach sehr rebellisch und trotzig gefühlt, und ich habe es geliebt, alle Regeln zu brechen, die die Jungs befolgen mussten. Ich war konkurrenzorientiert, also hatte ich das Gefühl, dass es immer nur um mich ging, gegen einen Haufen „Boybands", wie ich sie nenne. Aber ja, es war wirklich einsam. Es gab so viele Momente, wo ich das Gefühl hatte, dass ich wirklich eine Mentorin hätte gebrauchen können, eine andere Frau, die das schon hinter sich hat. Aber es gab nur wenige, und es gab nicht die Vernetzung, die es jetzt gibt. Ich konnte niemandem einfach mal eine Nachricht schreiben.

ZAUNER: Ich glaube, als ich anfing, war es wahrscheinlich schon weniger ein Männerclub, aber es fühlte sich damals immer noch so an. Erst mit Japanese Breakfast änderte sich das Bild dann allmählich.

KAREN O: Ich kann nur schwer nachvollziehen, wie es ist, wenn bei dem, was man macht, andere Frauen dabei sind und man eine Art Kameradschaft hat, denn ich war sehr isoliert. Aber es freut mich, dass du das jetzt hast und dass es Bands wie die Linda Lindas gibt, die auch viel Aufsehen erregen. Man fühlt sich nicht mehr so als Außenseiter. Es ist eher so wie: Ja, ich gehöre hierher.

ZAUNER: Wir sind damit aufgewachsen, dich in diesem Raum zu sehen, und das hat den Weg für so viele Leute geebnet.

KAREN O: Das ist es alles wert.

ZAUNER: Ich glaube wirklich nicht, dass ich Musik machen würde, wenn ich das nicht gesehen und mir gesagt hätte: Also sie kann es. Sie macht all das, was meine Mutter schrecklich fände, wenn sie mich dabei sehen würde, und genau das will ich auch machen.

KAREN O: Oh mein Gott! *(Lacht.)*

ZAUNER: Ich bin sogar ein bisschen genervt davon, in deinem Vorprogramm zu spielen, weil ich mich frage: Welche Rock-Moves habe ich unbewusst von Karen geklaut?

KAREN O: Oh, mach dir deswegen keine Sorgen! Ich habe gelesen, dass wir alle Mosaike der Menschen sind, die wir lieben, oder der Menschen, die uns im Laufe der Jahre beeinflusst haben. Ich kann kaum erwarten zu sehen, was du dir einfallen lässt.

ZAUNER: Ich habe eine völlig unlogische Frage, weil ich sie interessant finde. Es war sehr nett, dass du mich angerufen hast, nachdem wir für einen Grammy nominiert wurden.

KAREN O: Oh ja. Graminated.

ZAUNER: *(Lacht.)* Ja, als wir für den Grammy nominiert wurden, habe ich gesagt: „Wow, Karen hat mir ein paar aufmunternde Worte geschickt, um zu den Grammys zu gehen und darauf vorbereitet zu sein, dass es irgendwie seltsam wird!"

KAREN O: Wir waren nur einmal *(2004)* dort. Wir waren total aufgeregt. Meine beste Freundin hat mein Outfit mit ihrer Nähmaschine genäht. Es war super selbstgemacht. Unsere Plätze waren übrigens Nosebleed Seats. Ich erinnere mich nur daran, dass es eine Cirque-du-Soleil-Schaukel gab, und ich glaube, Usher hat darauf geschaukelt. *(Hat er nicht, aber schön wär's gewesen.)* Wir hielten es etwa zehn Minuten lang aus, dann sind wir alle ins Treppenhaus gegangen. Ich habe dieses Bild von uns, wie wir im Treppenhaus rauchen. Ich dachte: Oh Mist, das war hart, das war überhaupt nicht unser Ding!

ZAUNER: Wie waren die Oscars? *(Karen O hat zusammen mit Spike Jonze das Lied „The Moon Song" für sie geschrieben, der 2014 für den besten Originalsong nominiert war.)*

KAREN O: Das war eine ganz andere Erfahrung. Wir waren Teil der Show, weil wir aufgetreten sind. Es fühlte sich sehr VIP an, auf eine komische Art und Weise. Mein Mund war knochentrocken – buchstäblich kein einziges Molekül Feuchtigkeit –, kurz bevor ich auftrat. Ich dachte: Scheiße! Nachdem wir den Song gesungen hatten, stand Leo DiCaprio auf und klatschte, so begeistert war er von unserem Auftritt.

ZAUNER: Wenn man jemanden beeindrucken will, dann ihn. Wie fühlst du dich, wenn du jetzt wieder in den Album-Promo-Tour-Zyklus einsteigst? Wie lange ist es her, dass du das gemacht hast?

KAREN O: Wir hatten unser letztes Album vor neun Jahren veröffentlicht. Inzwischen habe ich ein sieben Jahre altes Kind, und die Pandemie dauert nun schon fast drei Jahre. Die Auftritte in diesem Sommer waren sehr wichtig, um wieder mit einem Publikum in Kontakt zu kommen. Das macht sehr viel Freude. Ich freue mich schon auf die Konzerte, die wir mit dir und den Linda Lindas machen werden. Ein großes „Wir sind zurück. Schaut mal, wie sehr sich die Welt verändert hat, seit wir das letzte Mal hier waren! Wir haben diese unglaublichen asiatisch-amerikanischen Frauen, die uns unterstützen." Für mich war das während des größten Teils meiner Karriere überhaupt kein Thema.

Karen, du hast gesagt, dass du in Interviews selten danach gefragt wirst.

KAREN O: Die Frage, die mir immer gestellt wurde, war: Wie fühlt es sich an, eine Frau zu sein? Denn das war im Moment das Wichtigste. Aber die Sache mit der Halbasiatin finde ich sehr interessant. Ich bin neugierig auf deine Meinung dazu, weil es einfach so viel mehr auf dem Radar ist. Die koreanische Hälfte und die koreanische Kultur im Allgemeinen waren unsichtbar, als ich in den USA aufwuchs. Ich komme aber immer mehr mit diesem Aspekt von mir in Kontakt, weil er so lange unsichtbar war. Obwohl die Frage danach irgendwann alt ist, bist du doch viel tiefer darin verwurzelt als ich, weil du jünger bist als ich. Es ist kulturell extrem relevant geworden.

ZAUNER: Ich glaube, das habe ich erst in den letzten Jahren so empfunden, mit der Popularität von K-Pop und BTS. Und das Internet hat jetzt einen so großen Anteil daran. Man scrollt durch TikTok und kann einer nigerianischen Familie beim Essen zusehen. Man hat diesen verrückten Einblick, den wir nie zuvor hatten, weil es kein Gatekeeping gibt. Ich habe das Gefühl, dass es jetzt viel cooler ist, gemischtrassig zu sein, und so uncool, weiß zu sein. *(Lacht.)* Ich habe

„Ich würde keine Musik machen, wenn ich Karen nicht gesehen und gedacht hätte: Sie macht all das, was meine Mutter schrecklich fände, wenn sie mich dabei sehen würde, und genau das will ich auch"

—MICHELLE ZAUNER

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

mich nie dafür geschämt, Koreanerin zu sein, aber ich wollte auch nicht das Gefühl haben, dass die Menschen irgendwelche Stereotype auf mich projizieren, auf die ich keinen Einfluss habe. Ich wollte nie, dass man mich für unterwürfig, gefällig oder hyperweiblich hält. In gewisser Weise hat sich meine Persönlichkeit in etwas verwandelt, das in direktem Gegensatz dazu stand. Bis zu einem Punkt, wo ich nicht mal mehr weiß, ob diese Teile wirklich dem entsprechen, was ich bin, oder ob sie nur meine Rebellion gegen das waren, was auf mich projiziert wurde. Selbst bei „Crying In H Mart“ stellt sich die Frage: Warum muss das eine „asiatisch-amerikanische Geschichte“ sein? Es ist eine Mutter-Tochter-Geschichte. Es ist eine Coming-of-Age-Geschichte. Es wäre verrückt, „The Catcher In The Rye“ als „weiße Coming-of-Age-Geschichte“ zu bezeichnen. Ich finde es unfair, die Geschichte durch diese Brille zu betrachten, auch wenn sie mir sehr wichtig ist.

Und du, als du „Maps“ geschrieben hast, dachtest du da, oh, ich habe es wirklich geschafft?

KAREN O: Oh ja!

ZAUNER: War das die Leadsingle?

KAREN O: Nein, das war unsere dritte Single von dieser Platte, und als sie rauskam, hatte das Label uns schon aufgegeben. Dann traf „Maps“ wirklich den Nerv der Öffentlichkeit, der Menschen. Das meiste, was wir bis dahin für die Yeah Yeah Yeahs geschrieben hatten, war hart und rebellisch und sexy, und „Maps“ war ein sehr verletzlicher, supereinfacher Song. Und auch sehr in unserem Stil, denn Nick *(Zinner)* hatte so eine blaue Drum Machine, die für uns typisch war. Wir dachten: Das hat was! Es fühlt sich an, als gäbe es eine Art Verschiebung der Ionen im Raum. Es ist geheimnisvoll und unerklärlich.

ZAUNER: Wie sah der Schreibprozess bei dieser Platte aus? Ich habe das Gefühl, wenn man im Leben an den Punkt kommt, wo man Mutter ist und alles so geregelt ist … So vieles vom Songwriting kann, zumindest am Anfang, aus einem Ort des persönlichen Chaos und Dramas kommen.

KAREN O: Die Yeah Yeah Yeahs wurden in diese Zeit der Turbulenzen und der Unruhe in der Welt hineingeboren. Ich lebte in der Stadt, in New York, als der 11. September passierte. Damals herrschte also eine Art Weltuntergangsstimmung. Wir stellen uns gern der Situation und können es nachempfinden, wenn die Welt aus den Fugen gerät.

ZAUNER: Wie kam es zu der Entscheidung, eine so lange Pause einzulegen?

KAREN O: 2013 sind wir endgültig aus unserem Vertrag mit Interscope und Universal ausgestiegen. Es fühlte sich an, als wäre eine psychische Last von uns abgefallen. Ich würde es nicht als Hamsterrad bezeichnen, aber ich war einfach frei von dieser drohenden Deadline. Ich dachte: Wow, das fühlt sich ganz anders an! Wenn wir das nächste Mal eine Yeah-Yeah-Yeahs-Platte machen, dann nur, weil ich wirklich, wirklich, wirklich, wirklich eine Platte machen will.

ZAUNER: Und du dachtest das, ohne zu wissen, dass das dann so lange dauern würde.

KAREN O: Ja. Ich wusste, dass ich eine Familie gründen wollte. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Shirley Manson von Garbage bei einer Dinnerparty, wo sie meinte: „Du willst Kinder haben? Dafür musst du wirklich Platz freiräumen, sonst wirst du deine Chance wahrscheinlich verpassen.“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Finneas & Rick Rubin

Von den Beastie Boys zu Billie Eilish: Zwei bahnbrechende Produzenten erzählen, wie sie ihre größten Hits gemacht haben, wie sie ihre Ohren frisch halten und wie wichtig eine schöne Umgebung ist

VON ANDY GREEN

ES SIND NOCH ETWA ZWEI STUNden, bis Billie Eilish und ihr Bruder, Finneas O'Connell, im australischen Brisbane auf der Bühne stehen sollen. Im Moment ist Finneas jedoch mit den Gedanken nicht beim Konzert, sondern hinter der Bühne, wo er Zoom lädt, um einen seiner Helden zu treffen. „Ich habe das Gefühl, dass wir schon lange füreinander bestimmt sind", sagt Rick Rubin, als Finneas auf seinem Bildschirm auftaucht. „Ich habe das Gefühl, dass es im Äther war, und jetzt ist es tatsächlich passiert. Das ist ein gutes Gefühl!"

Rubin ist in Siena in Italien, wo er im Studio an einem nicht näher benannten neuen Projekt arbeitet. „Ich sehe diese riesigen Bäume, die sich wiegen, und Blätter, die sich drehen", sagt er und blickt aus dem Fenster auf einen tobenden Sturm. „Es ist wunderschön!" Beide Produzenten starteten ihre Karrieren auf eher untraditionelle Weise: Rubin, heute 59, gründete Def Jam Recordings in seinem Wohnheimzimmer an der NYU, während Finneas, jetzt 25, mit seiner Schwester in seinem Kinderzimmer das bahnbrechende Album *„When We All Fall Asleep, Where Do We Go?"* produzierte. Rubin arbeitete später mit diversen Künstlern zusammen, von Johnny Cash bis Jay-Z. Finneas arbeitet weiterhin mit Billie Eilish, aber auch mit Künstler:innen wie Halsey und Kid Cudi und veröffentlichte letztes Jahr sein Solodebüt, *„Optimist"*. Beide lieben Rock, Pop, HipHop und alles, was dazwischen liegt. „Ich bin gespannt zu erfahren, wie du wurdest, was du bist", sagt Rubin, „und wie du machst, was du machst."

FINNEAS: Ich wurde zum ersten Mal mit ungefähr neun durch die Linernotes von Linkin Park auf dich aufmerksam. Dann habe ich mir deine Diskografie angeschaut, und es gab so viele Alben, die ich liebe, von denen ich nicht wusste, dass du sie gemacht hast. Das war eine wirklich aufregende Enthüllung – es war aufregend zu sehen, dass jemand sich für so vieles interessieren kann!

RUBIN: *Ich* wurde zum ersten Mal auf *dich* aufmerksam, weil ich von Billie gehört hatte, bevor ihr Debütalbum überhaupt fertig war. Das Gefühl, dass was Besonderes im Gange war, lag schon in der Luft. Das passiert selten, vor allem in dieser Post-Streaming-Welt, in der alles und jeder ständig existiert. Hattest du zu der Zeit einen Traum von einem Beruf, der nichts mit Musik zu tun hatte?

FINNEAS: Ich wollte wirklich, wirklich, wirklich professionell Musiker werden! Schon mit zwölf dachte ich: Oh mein Gott, wenn ich doch nur Musik machen könnte, um davon zu leben! Bis ich dann achtzehn war *(ungefähr zu der Zeit, als Eilish ihren ersten, von Finneas produzierten Hit, „Ocean Eyes", veröffentlichte)*, war ich also ziemlich gestresst, die ganze Zeit … Okay, jetzt eine persönliche Frage: Wenn ich mir die Bandbreite deiner Karriere anschaue, kommt es mir vor, als wärst du ein Meister darin, anderen das Steuer zu überlassen und zu sagen: „Ich schätze, du könntest in diese Richtung gehen", aber ihnen vertraust, das Auto zu steuern. Sehe ich das richtig?

RUBIN: Als ich anfing, habe ich die ganze Musik selbst gemacht, und ich habe viel geschrieben, auch die Texte. Ich habe aber sehr schnell gemerkt, dass ich nicht alles selbst schreiben kann, wenn ich an vielen Sachen arbeiten will. Die größten Songwriter der Welt können nur ein oder zwei Alben im Jahr schreiben. Also habe ich mich vom Schreiben zurückgezogen und mich mehr darauf konzentriert, wie etwas klang: das Arrangement des Songs, ob das Material gut genug war. Ich gehe vielleicht um 18 Uhr, aber der Tontechniker und der Künstler arbeiten bis in die Nacht weiter. Wenn ich dann morgens zurückkomme, gibt es einen weiteren Stapel Songs zum Anhören.

FINNEAS: Du kommst am nächsten Tag mit einer neuen Perspektive zurück, die du nicht hättest, wenn du die ganze Nacht geblieben wärst.

RUBIN: Das ist ein sehr wichtiger Punkt. Wenn man etwas hundertmal auf eine Art gehört hat, ist es sehr schwierig, es auf eine andere Art zu hören. Heutzutage nehme ich die Musik nicht mehr aus dem Studio mit nach Hause – aus genau diesem Grund. Ich will frisch reinkommen, als würde ich sie zum ersten Mal hören. So hört man sie dann später auch.

FINNEAS: Wie die Menschen etwas hören, ist für mich der einschüchterndste Teil der Veröffentlichung von Musik. Ich habe schon so oft einen Song gehört, ihn zuerst abgelehnt, ihn dann aber eine Woche später ganz anders gehört und ihn geliebt. Ich hoffe immer, dass die Menschen einen Song mehr als einmal hören, weil ich das manchmal brauche.

RUBIN: Hörst du eher Songs oder ganze Alben?

FINNEAS: Ich neige dazu, Musik als Songs zu hören, zumindest wenn ich sie entdecke. Wenn ich einen Flug oder eine Autofahrt vor mir habe, nehme ich mir die ganze Platte vor. Ich liebe ganze Werke. Wie ist das bei dir? Gibt es in letzter Zeit ein Album, das du dir komplett angehört hast?

RUBIN: Ich höre mir die Musik eines Künstlers an, nicht unbedingt ein bestimmtes Album, selten einen Song. Meistens sage ich zum Beispiel, ich möchte die Doors hören, und dann höre ich mir viel von den Doors an. Oder die Beatles oder Sinatra. Meistens ist es nichts Bestimmtes. Es ist eher so: Das ist der Geschmack, den ich jetzt haben will.

Du hast vorhin gesagt, dass dich die Möglichkeit, Musiker zu werden, gestresst hast, als du jünger warst. Und wenn ich mir dein Album *„Optimist"* anhöre, dann höre ich in den Texten eine Menge Stress, weil du in die Zukunft blickst. Es gibt mehrere Verweise auf das Vergessenwerden und das Weitermachen. Verbringst du viel Zeit damit, in die Zukunft zu projizieren?

FINNEAS: Auf jeden Fall! Auf meinem letzten Album, das ich während Covid geschrieben habe, gibt es den Song „Only A Lifetime". In dem geht es darum, präsent zu sein, das Leben ist kurz, man sollte es nicht verschwenden und darauf warten, dass die Zeit vergeht. Ich erinnere mich, dass ich es mit einer gewissen Arroganz geschrieben habe und dachte: Ich habe es geknackt! Und am nächsten Tag habe ich das wieder gemacht. Das ist sozusagen die Polarität von alldem. Ich finde es sehr schwer, auf Tournee zu schreiben – das ist eine Erfahrung für mich, die mich nicht besonders zum Schreiben anregt.

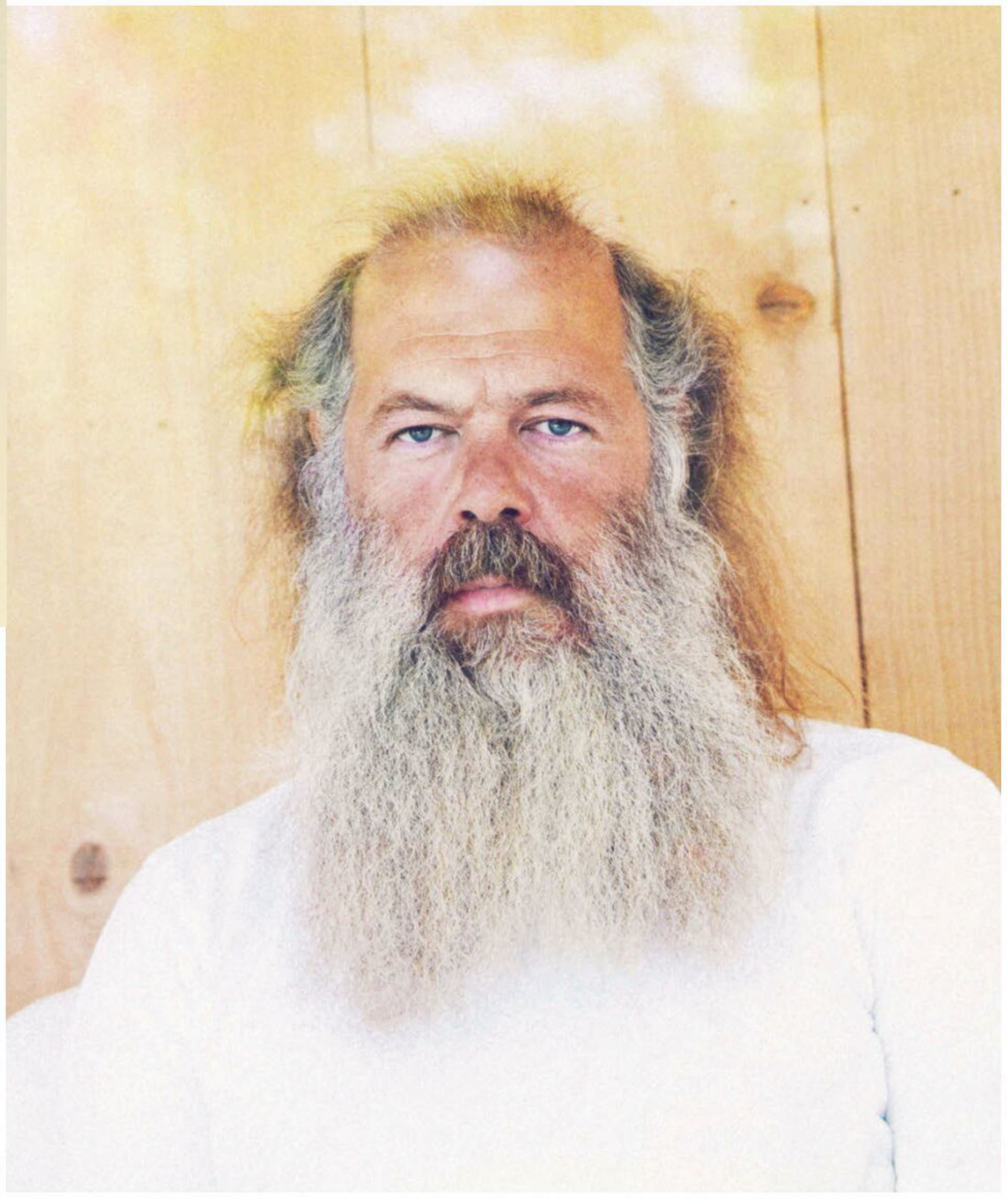
RUBIN: Ich versuche an Orten zu leben, die für meinen eigenen Kopf inspirierend sind. Es hilft mir, wenn ich an einem friedlichen, schönen Ort bin, in einem Wald oder am Meer. Als ich nach Kalifornien zog, war eines der ersten Alben, die ich machte, *„Blood Sugar Sex Magik"* von den Red Hot Chili Peppers. Das war ihr fünftes Album. Wir hatten die Wahl, in ein fensterloses Aufnahmestudio zu gehen, wie bei den letzten vier Alben, oder ein neues Abenteuer zu schaffen. Wir mieteten eine Villa, und die Band lebte dort, und wir arbeiteten dort zusammen. Und tatsächlich haben drei von ihnen das Haus bis zur Fertigstellung des Albums nicht mehr verlassen, was radikal ist. Vor Kurzem haben wir die grundlegenden Tracks für ein neues Strokes-Album aufgenommen. Wir haben es auf einem Berggipfel in Costa Rica gemacht. Draußen hat die Band ein Konzert für den Ozean gegeben, und es war unglaublich!

FINNEAS: *„The New Abnormal" (von 2020)* ist mein Lieblingsalbum der Strokes. Und ich bin schon immer ein Fan der Strokes gewesen. Als ich sah, dass

FOTOS: LOUIS BROWNE; BRYAN SHEFFIELD/REDUX

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

„Dass ich nicht wusste, was ich da machte, hat mir geholfen. Es war echter DIY-Punkrock und entsprach eher dem, was die Hip-Hop-Szene ausmachte, nämlich Break- und Rockbeats“



„Wenn Billie je eine Platte mit einem anderen Produzenten und Autor macht, bin ich sicher, dass es gut wird, weil sie supertalentiert ist, aber es wird so vollkommen anders sein“

du es produziert hast, war ich so wenig überrascht. All die Elemente, die ich an ihrer Musik liebe, sind vorhanden, aber „At The Door“ war wahrscheinlich mein Lieblingssong auf dem Album und eine solche Offenbarung für sie. Ich habe das Gefühl, dass du in den Augen und Köpfen der Menschen in meinem Alter eine Art Mentorenrolle einnimmst. Gibt es jemanden, auf den du verweisen kannst, der in deinen früheren Jahren diesen Platz für dich eingenommen hat?

RUBIN: Es gab einen coolen kleinen Indie-Import-Laden, in dem ich immer rumhing, als ich auf die NYU ging - 99 Records. Als ich Musik machen wollte, haben die mir gezeigt, wo man Platten aufnimmt, Labels druckt und Vinyl presst. Ich hatte nicht viele Mentoren, wenn es um die Produktion der Aufnahmen ging. Und in gewisser Weise war das auch positiv für mich, denn das war die Geburtsstunde des HipHop. Dass ich nicht wusste, was ich da machte, half mir. Es war echter DIY-Punkrock und entsprach eher dem, was die *(HipHop-)*Szene ausmachte, nämlich Break- und Rockbeats. Hast du als Jugendlicher je in einer Band gespielt?

FINNEAS: Ja, hab ich. Die Idee, allein Musik zu machen, erschien mir verrückt. Aber natürlich sind Bands auch immer Chaos, oder können es sein. Ich war nie in einer erfolgreichen Band, aber ich schaue es mir an und kann es nachempfinden. Ich glaube, in einer Band zu sein ist sehr schwer.

RUBIN: Es ist wie drei Ehen gleichzeitig. Deshalb überleben auch so wenige Bands.

FINNEAS: Und sogar meine Schwester und ich sind in gewisser Weise eine Art Band. Es gibt eine Art Monarchie, die meiner Meinung nach für uns im Hintergrund so hilfreich war, weil ich keine Angst habe, meine Meinung zu sagen. Aber ich verstehe auch, wenn sie sagt: „Ich weiß, was du meinst, aber mir wäre es anders lieber.“

RUBIN: Und du kannst dein Ding durchziehen.

FINNEAS: Auf jeden Fall. Aber dann gibt es Bands wie die Strokes oder die Chili Peppers oder Radiohead, bei denen ich das Gefühl habe, dass sie ohne die Chemie zwischen diesen Leuten nicht existieren würden. Wenn eine Band auf Tour geht und einer der Gitarristen aus irgendeinem Grund nicht mitkommt und man ist darüber deprimiert - dann weiß man, dass man seine Band wirklich liebt.

RUBIN: Das kann auch bei einem Künstler und einem Produzenten so sein. Die Musik, die Charli XCX mit *(der 2021 verstorbenen Produzentin)* Sophie gemacht hat, ist meine Lieblingsmusik von Charli XCX. Und jetzt wird das leider nicht mehr ohne Channeling passieren. Manchmal ergibt sich eine Beziehung, die größer ist als die einzelnen Teile. Es scheint, als hättest du das mit deiner Schwester.

FINNEAS: Ich denke, wenn sie - und ich hoffe, sie macht es, wenn sie es möchte - also wenn sie je eine Platte mit einem anderen Produzenten und Autor macht, bin ich sicher, dass das gut wird, weil sie supertalentiert ist. Aber es wird so vollkommen anders sein. Es ist definitiv eine Sache der Chemie. Du und ich hatten uns ja noch nie getroffen. Ich glaube, wenn wir uns mal ohne ein Mikro treffen, werden wir das Gespräch weiterführen, was mich echt freut, weil ich schon immer mit dir reden wollte.

RUBIN: Ich auch. Und es wird dann viel länger dauern, und wir werden Musik hören können. Das wird großartig sein!

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Latto & Flo Milli

Zwei der in diesem Jahr angesagtesten MCs haben hart gearbeitet, um sich in der Musikindustrie zu beweisen – jetzt wollen sie die Liebe und Unterstützung teilen

VON KIMBERLY ALEAH / FOTOS VON DIWANG VALDEZ

MUSIKERIN TRIFFT MUSIKERIN

„MEINE STEINBOCK-SCHWESTER!“ Das gemeinsame Sternzeichen, das Latto, 23, und Flo Milli, 22, auch zur Begrüßung dient, ist nur eine von vielen Gemeinsamkeiten der beiden MCs. Beide kommen aus dem Südosten der USA, beide haben ihre Glückszahl 7 tätowiert – und beide waren noch nie im iFly Atlanta, dem Indoor-Skydiving-Center gegenüber dem Stadion der Atlanta Braves. Latto zieht sich einen roten Fallschirmspringeranzug an und greift nach einem Helm, um den Look zu vervollständigen. „Du weißt doch, dass mein großer Kopf einen extragroßen braucht“, scherzt sie, und sie lachen, als Flo um dieselbe Größe bittet.

Flo Milli kann sich an eine Zeit vor ein paar Jahren erinnern, als Fans, Kritiker und das Musikgeschäft sie und Latto als zwei aufstrebende Rapperinnen gegeneinander ausspielten. Jetzt unterstützen sie sich lautstark gegenseitig. Latto, ein Fan von Flo Millis Album *„You Still Here, Ho?“* aus diesem Jahr, fordert diese auf, einen Lieblingssong zu veröffentlichen, der es nicht auf die Trackliste geschafft hat. Flo Milli erinnert sich an Lattos „Puffhaar-Tage“ vor Hits wie dem letztjährigen „Big Energy“ und an die Inspiration, die sie darin fand zu sehen, wie eine junge Frau wie sie in der Rap-Szene Erfolg hatte. Die Energie im Raum ist klar: Nichts als Liebe.

Ein Fallschirmsprunglehrer unterbricht die beiden mitten im Gespräch, um sie daran zu erinnern, dass sie heute tatsächlich mit dem Fallschirm abspringen müssen, und fragt, wer als Erste springen wird. Zum ersten Mal sind sie sich nicht einig, und Latto lässt ihrer Freundin den Vortritt: „Oh, Flo springt als Erste.“

FLO MILLI: Ich bin so froh, dass wir das zusammen machen! Ich habe das Gefühl, dass wir damit zeigen, dass wir uns wirklich lieben und unterstützen können, weil wir es brauchen. Und ich möchte mich dafür bedanken, dass ihr mich die ganze Zeit unterstützt habt!

LATTO: Du weißt, dass ich dir nichts vormache. Sie fragen mich: „Wer ist deine Lieblingskollegin?“ oder was auch immer, und ich sage dann: „Flo.“ Ich finde, du bist so talentiert! Du bringst was anderes ins Spiel. Und das liegt vermutlich an deiner Steinbock-Energie, denn wir sind einfach Boss-Bitches.

FLO MILLI: Zuerst mal möchte ich das Kompliment zurückgeben. Die Sachen zu machen, die du gemacht hast … Nicht viele können von sich sagen, dass sie etwas vergleichbares gemacht haben. Ich glaube, ich war zwölf, als ich dich zum ersten Mal gesehen hab.

LATTO: Was?! Jetzt fühle ich mich alt!

FLO MILLI: Im Ernst! Als ich jünger war, war ich in einer Rap-Gruppe, und meine beste Freundin, India, hat mir von dir erzählt. Sie sagte: „Girl, Latto? Oh, she hard!“ Ich glaube, das war, als du noch deine buschigen Haare hattest. Wir haben uns deine Videos angesehen, und ich weiß noch, wie du dich über die Jahre entwickelt hast, wie du gewachsen bist. Zu sehen, dass sich ein anderer junger weiblicher MC wirklich kümmert und die Leidenschaft dafür hat … Ich habe nämlich das Gefühl, dass es heutzutage oft nicht mehr so *real* ist.

LATTO: Das ist es wirklich nicht. Aber ich finde gut, dass es zu einer Art Dominoeffekt kommt, wenn andere sehen, dass wir es machen.

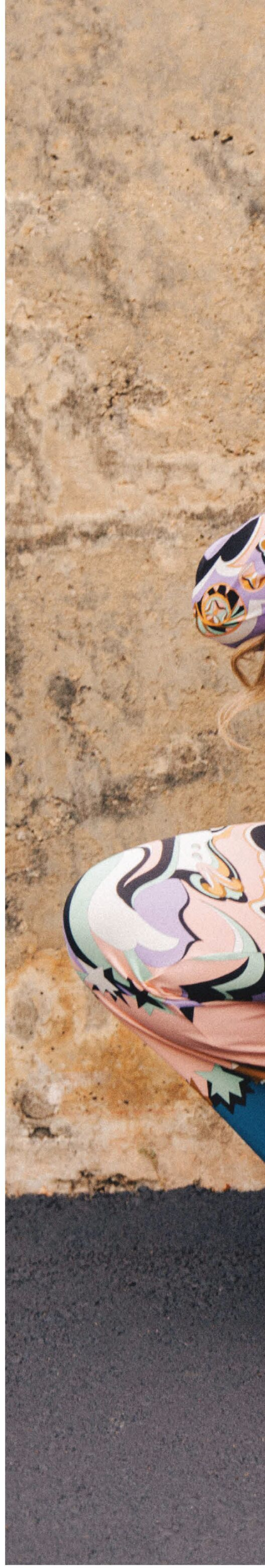
FLO MILLI: Es ist eine Inspiration. Ich kann mich an mehrere Male erinnern, wo sie versucht haben, uns gegeneinander aufzuhetzen, und wir ziehen eine Menge Stärke daraus, dass wir dagegen angehen. Indem wir sagen: „Nein, das ist meine Schwester. Ich werde euch allen zeigen, dass sie mir wichtiger ist als ihr.“ Und was können sie dann schon noch machen?

Ich denke, es ist wichtig, dass man Haltung zeigt, vor allem als junge Künstlerin, die in das Geschäft einsteigt, denn jede kommt aus einem anderen Umfeld. Die Leute wissen es nicht, jedes Mal wenn wir Interviews für BET *(Black Entertainment Television)* gegeben haben, hieß es: „Oh, Latto zeigt dir Liebe!“ Das brauchen wir manchmal.

LATTO: Wir werden alle so oft entmutigt, und dann ist diese eine kleine Anerkennung von jemandem, selbst wenn es jemand Gleichaltriges ist oder jemand, der viel größer ist als man selbst – das motiviert einen einfach wieder. Ich erinnere mich daran, dass Cardi B sagte: She fucked with me.

FLO MILLI: Wie hat sich das angefühlt, als dich zum ersten Mal jemand Berühmtes gelobt hat ?

LATTO: Es ist immer noch unglaublich. Ich erlebe es so, dass sich die harte Arbeit langsam auszahlt. Ich bin mir sicher, dass du Privatnachrichten von Leuten bekommst, besonders wenn du Alben veröffentlichst, von denen du denkst: Verdammt, ich wusste gar nicht, dass du meine Sachen hörst!



© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FLO MILLI: ‚Du hast zugesehen!' - ‚Aber ja, Mädchen, die ganze Zeit.' Das gibt dir wirklich ein gutes Gefühl, weil so viel hinter den Kulissen passiert, von dem die anderen nichts wissen. Sie sehen nur das Produkt, das Glückliche, das Endergebnis. Sie sehen nicht die harte Arbeit, das Blut, den Schweiß.

LATTO: Ja, als ich zum Beispiel mein Album (*„777“*) herausbrachte, war es sehr schwer, die Rechte zu klären. Ich musste sogar einen Song aus meinem Album rausnehmen, den ich unbedingt dabeihaben wollte - tatsächlich war ich mir mit den betroffenen Künstlern einig. Aber ihr Label hat das einfach nicht geklärt, obwohl wir beide sagten: Nein, wir haben eine persönliche Beziehung außerhalb dieser Sache. So etwas ist einfach verrückt!

FLO MILLI: Natürlich hatte ich das gleiche Problem mit den Freigaben, wo die Leute nicht mal versucht haben, die Songs freizukriegen, die ich wirklich gerne wollte. Es war vor allem das und - du weißt schon - einfach eine Menge unterschiedlicher Meinungen. Ich will ehrlich sein, ich versuche immer noch, *(diesen Song)* rauszubringen.

LATTO: Manchmal sind es gar nicht mal so sehr die Künstler, die versuchen, ihren Song oder ihre Strophe zu behalten. Manchmal sind es die Labels. Oder sie haben gerade ihr eigenes Zeug, das sie veröffentlichen wollen.

FLO MILLI: Ja, auf jeden Fall. Denn wenn man mal darüber nachdenkt, sind auch wir alle sehr damit beschäftigt, unser eigenes Zeug zu machen. Ich kam nie dazu, Dich danach zu fragen... aber für mich ging es als damals neue Künstlerin am Anfang alles so schnell. An einem Tag war ich noch in der Schule, und am nächsten sah ich, wie meine Träume wahr wurden. Aber ich merkte schnell, dass es so viele andere Dinge gab, mit denen ich als junge Künstlerin zu kämpfen hatte. Das Trauma, dass sich so viele Leute um einen herum verändern, oder einfach die Kommentare oder die Medien. Das ist etwas ... darüber wird nicht genug gesprochen.

LATTO: Und sich dann bei alldem die mentale Stärke zu bewahren! Ich erinnere mich, wie jung ich war, als ich anfing. Ich fühlte mich irgendwie fehl am Platz. Ich dachte, alle anderen wüssten, was das Beste für mich ist. Fast besser, als ich selbst wusste, was das Beste für mich war - weißt du, was ich meine? Also habe ich auf zu viele Leute gehört: „Du solltest darüber rappen. Du solltest dich so und so anziehen. Du solltest so und so reden, so und so gehen.“ Ich dachte: Verdammt, ich bin ja gar nicht mehr ich selbst! Ich möchte, dass die Menschen Fans von mir sind - nicht von dem, was ihr aus mir macht und für mich geplant habt.

Und jetzt? Ich kümmere mich nervtötend intensiv um meine Karriere. Mein Team sagt sicher: Halt die Klappe! Das ging irgendwie nach hinten los. Denn jetzt muss alles nach meinen Vorstellungen laufen.

FLO MILLI: Mir geht es genauso. Denn wenn man erlebt hat, dass was schiefgelaufen ist, will man es nicht vermasseln. Und wenn man sich um sein Kind sorgt, neigt man dazu, so zu sein. Letztlich weißt du selbst, was das Beste für dich ist. Du weißt, was sich gut anfühlt. Und du weißt, welcher Song ein Hit wird. Weil du dich selbst hierher gebracht hast. Warum also sollte dir jemand sagen, was du machen sollst?

LATTO: Hast du dieses Problem? Ich habe so was gesagt wie: „Das ist der Song.“ Und sie sagten: „Nein.“ Das ist mir bei meinem letzten Album passiert.

„Um die Beste zu sein, muss man von den Besten lernen. Man sucht sich die Großen raus und muss einfach analysieren, was sie so großartig macht“

—FLO MILLI

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FLO MILLI: Ja, ich habe das Gefühl, dass sie uns nicht glauben, wenn wir sagen, dass wir wirklich eine Verbindung zu unseren Fans haben. Ich bin mir sicher, dass ihr, schon bevor ihr berühmt wurdet, Musik veröffentlicht habt und wusstet, worauf es ankommt. Wenn man bei einem Label ist, weiß man schon, was die Leute mögen, wenn man sich was ausdenkt. Es ist wie: Es gefällt ihnen, wenn ich das und das mache, also sollte ich das auch öfter machen. Ich glaube, das ist der Grund dafür.

LATTO: Ja, du kennst deine Fans einfach. Und wenn du dann Songs anteast, weißt du, dass sie bei diesem Teil des Songs durchdrehen werden. Du verstehst dein Handwerk besser als jeder andere. Ich denke, du bist verdammt vielseitig. Wenn ich dich anschaue, sehe ich wirklich einen Superstar. Ich glaube, du hast das Zeug dazu, auf der A-Liste ganz oben zu stehen. Du kannst singen. Ich liebe die Art, wie du deinen Flow veränderst. Jedes Mal wenn ich einen neuen Song oder eine neue Strophe höre, ist es einfach besser und besser. Du spielst mit deiner Stimme – du benutzt deine Stimme wie ein Instrument. Ich versuche das zu lernen.

FLO MILLI: Ich danke dir wirklich! Die Leute, die ich gehört habe, als ich aufgewachsen bin, waren auch irgendwie so. Eine Sache, die mir dabei geholfen hat, war, Künstler:innen zuzuhören, die das auch machen. Ich weiß nicht, wer mir gesagt hat, dass man, um die Beste zu sein, von den Besten lernen muss. Das ist bei mir hängen geblieben. Der Trick ist einfach, sich die Leute auszusuchen – man sieht die Großen. Und man muss einfach analysieren, was sie großartig macht. „Oh, sie haben das und das und das gemacht." – Wo wir gerade beim Thema sind, möchte ich dir sagen, was ich an dir liebe. Erstens: Du bist so schön! Und ich finde, du hast genauso viel Starpower, wie du das von mir denkst.

LATTO: Es ist so schwer, sich selbst als einen Star zu sehen.

FLO MILLI: Richtig, und ich will nicht so weit gehen und sagen, dass ich mich in dir sehe. Aber ich fühle mich zu Menschen hingezogen, denen ich ähnlich bin. Und immer wenn ich dich sehe, ist es, als wärst du bereit, als hättest du eine großartige Selbstkontrolle. Verstehst du, was ich sagen will? Es sind mehr Qualitäten, die einen Star ausmachen, als nur Talent.

LATTO: Es geht um mehr als nur darum, rappen zu können. Es gibt so viele andere Elemente, die man braucht, um ein Star zu sein. … Du hast also einen Song vorgestellt, der nicht auf deinem Album ist.

FLO MILLI: Du magst den Song wirklich?

LATTO: Ja! Ich habe meiner Schwester gesagt: „This bitch is unbeatable!"

FLO MILLI: Willst du die Wahrheit wissen?

LATTO: Er hat dir nicht gefallen?

FLO MILLI: Ich fürchte, dass ich schlechte Kommentare dazu bekommen habe.

LATTO: Ich habe es angeschaut, als du es zum ersten Mal gepostet hast, also konnte ich nicht sehen, wie die Leute darauf reagiert haben. Sie respektieren die Harmonien und die Stacks nicht? Der Scheiß hat echt gebrannt, und man spürt auch deine Vielseitigkeit.

FLO MILLI: Ich werde den Song wohl fallen lassen.

LATTO: Scheiß auf die! Wachse einfach weiter. Lass dich nicht in eine Schublade stecken. Es gefällt euch nicht? Es ist, was es ist. Mir gefällt es, Punkt.

FLO MILLI: Ich bin froh, dass du das gesagt hast, denn ich wollte den Song auf keinen Fall mehr anfassen.

LATTO: Nein, das ist der heiße Scheiß! Schrotte das nicht. Als Fan sage ich dir: Wirf das nicht weg!

„Letztlich weißt du, was das Beste für dich ist. Du weißt, was sich gut anfühlt. Und du weißt, welcher Song ein Hit werden wird"

— LATTO

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Yungblud & Roger Daltrey

Der Indie-Musiker und der The-Who-Sänger über die gute alte Zeit, die sozialen Medien und die Frage, was man tun muss, um nicht aus der Mode zu kommen

VON HANNAH EWENS / FOTOS VON TOM JAMIESON

ROGER DALTREY SPAZIERT DURCH die Kore Studios in der Nähe von Shepherd's Bush in London, öffnet Türen und sucht Yungblud. „Ist er hier?", fragt der Sänger der Who. Und ja, er ist da. „Ein junger Musiker pünktlich! Unerhört!", brummt Daltrey. Jeder in Hörweite lacht. Dieser Ort wurde aus Gründen der Vertrautheit und Bequemlichkeit gewählt: Der 78-Jährige lebt nicht weit von Kore entfernt, etwas außerhalb von London, und er hat hier bereits Songs aufgenommen. Der deutlich jüngere Star, mit dem er sich heute trifft, ist aus Paris eingeflogen, wo er gestern Abend ein Konzert gespielt hat, und wird bald in einen Flieger nach L.A. steigen. Für Daltrey, einen der wichtigsten Protagonisten der britischen Rockmusik, und den 25-jährigen Yungblud, mit bürgerlichem Namen Dominic Harrison, ist es das erste persönliche Treffen. Daltrey ist neugierig, wie Yungblud mit der modernen Musikindustrie und den sozialen Medien umgeht, die Daltrey beide unangenehm findet, und hat Fragen seiner Enkelinnen mitgebracht, zweier großer Yungblud-Fans. Yungblud, ein frisches Gesicht des britischen Pop und neue Stilikone, der jüngst sein zweites Album veröffentlicht hat, bewundert Roger Daltrey, weil er mit dessen Musik aufgewachsen ist – sein Vater und sein Großvater lieben The Who.

DALTREY: Mir tun die jungen Leute heute leid – da ist so viel echter, scharfer Stil in der Vergangenheit …

YUNGBLUD: Ich weiß noch, wie mich das beeinflusst hat in dem, wie ich aussehen wollte. Da gab es euch Jungs, da gab es The Clash… und Jamie Reid, der alle Designs für die Sex Pistols gemacht hat. Und ich fragte mich, wie zum Teufel ich diesen Style ins Heute transferieren könnte. Jeder, den ich in der Musikbranche sah, trug bloß Jeans und T-Shirt.

DALTREY: Als Axl *(Rose)* das erste Mal mit Shorts und T-Shirt auf der Bühne erschien, haben wir uns alle darüber kaputtgelacht.

YUNGBLUD: Ich möchte, dass die Menschen eine Identität haben … Damals gab es so viele unterschiedliche Subkulturen.

DALTREY: Es gibt aber immer auch öde Zeiten, oder? Unfruchtbare Zeiten.

YUNGBLUD: Darum konnte ich es kaum erwarten, mit dir darüber zu sprechen, weil du bei der ersten Rock-Welle dabei warst.

DALTREY: Ich schwamm bloß am Ende der ersten Welle. Ich war dreizehn, als ich Little Richard und Elvis hörte. Little Richard geht mir immer noch nicht aus dem Kopf. Er war alles. Viele reden über Elvis, aber Little Richard gerät irgendwie in Vergessenheit. Doch Paul McCartney wird immer zugeben, dass die Beatles ihr *(intoniert es:)* „Wheeeew" von Little Richard hatten.

YUNGBLUD: Verrückt – ich dachte echt, ihr wärt die Ersten gewesen! Wahrscheinlich weil ich Engländer bin. Ich kannte Elvis, Little Richard und Chuck Berry zwar auch, weil mein Vater und mein Großvater sie für die Größten hielten. Aber für mich fühlten sie sich so weit weg an.

DALTREY: Na ja, Pete Townshend hatte das Gefühl der Jugend der Zeit damals voll erfasst. Es gab eine angestaute Aggression, wie es sie in jeder jungen Generation gibt, und es ging und geht darum, ob man sie auf kreative Weise kanalisiert. Vor uns haben sie die in den Zweiten Weltkrieg kanalisiert – so was wollen wir bestimmt nicht noch mal erleben, oder? Zum Glück gab es die Rockmusik. Townshend hatte ein Auge auf unsere Mode und erkannte, dass sich die Zeiten änderten. Davor lag eine seltsame Durststrecke, die frühe Zeit der Rolling Stones, der Beatles-Look – und plötzlich gab es diese ganz neue Modebewegung, die aus zwei kleinen Stadtteilen kam: Lewisham und Catford im Süden Londons. Statt Motorrad zu fahren und lange Jacken zu tragen, wie die Teds, hatten diese Jungs kurze Haare und schicke Anzüge, dreiviertellange Mäntel *(gemeint sind natürlich die Mods)*. Ich kann mich noch genau erinnern: Wir dachten, das wird die neue Jugendbewegung. Wie auch immer: Ich habe mir gerade dein neues Album angehört, und es ist wirklich aufbauend. Mir gefällt die Art, wie ihr den Crowd-Singing-Sound in eurem Mix einsetzt. Wie machst du das eigentlich?

YUNGBLUD: Im Grunde stehen da nur meine Kumpels und ich zu zehnt um ein Mikrofon herum.

DALTREY: In der Musik der vergangenen zehn Jahre ist oft ignoriert worden, was man allein mit Stimmen machen kann. Ich spreche von Harmonien – hör dir nur die Beach Boys an. Ihr Image war uns völlig fremd. Das waren so spießige Typen in Badehosen. Sie bedeuteten uns nichts – außer Keith Moon natürlich, der auf einem anderen Planeten lebte. Er wäre für sein Leben gern der Schlagzeuger der Beach Boys gewesen, die ganze Zeit über, als er der Schlagzeuger von The Who war. Er wartete nur darauf, dass Dennis Wilson aus seinen Clogs kippen würde und er auf seinen Platz hüpfen könnte. Wenn du dir die Songs der Beach Boys anhörst, die Harmonien und das ganze Zeug, dann hebst du wirklich ab. So was brauchen wir heutzutage dringend auch. Wir haben einfach zu viele mittelmäßige Solostimmen, die mittelmäßige Lyrics singen.

YUNGBLUD: Als ich von Doncaster nach London kam, spielte ich meine ersten Gigs und ging eine Zeit lang auf die Art School und fühlte mich komplett verloren. Dann stellten wir ein Video ins Internet, das wir gemacht hatten, und ein junger A&R-Typ fand es gut und schleppte uns zu Virgin, und dort wollten die uns dann bei „The Voice" unterbringen. Aber ich dachte: Auf gar keinen Fall!

DALTREY: Gott sei Dank! Die wollten mich für die Jury

„Die Beach Boys waren so spießige Typen in Badehosen. Sie bedeuteten uns nichts – außer Keith Moon natürlich, der auf einem anderen Planeten lebte. Er wäre für sein Leben gern der Schlagzeuger der Beach Boys gewesen"

— ROGER DALTREY

LOCATION COURTESY GEORGE APSION AT KORE STUDIOS, LONDON

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

der Sendung, aber ich wollte nicht. Ich werde nicht über den Gesang von irgendwelchen Leuten urteilen – ich würde bloß ihren Enthusiasmus zertrümmern.

YUNGBLUD: Ich erinnere mich, dass sie mir sagten: „Wir bringen dich bei ‚The Voice' unter, und wenn du gewinnst, nehmen wir dich unter Vertrag. Aber du darfst nicht über Politik singen." Ich fing nämlich gerade an, Sexualität, Mode und Gender zu thematisieren. Also habe ich einfach Nein gesagt. Wenn man zu einem Major-Label Nein sagt, macht einem das aber auch ein bisschen Bammel. Ich habe mein iPhone in die Hand genommen und auf Aufnahme gedrückt: „This is how I feel about the world." Die Leute haben darauf reagiert, und aus tausend Followern wurden schnell zehntausend und zwanzigtausend.

DALTREY: Ich nutze das Internet überhaupt nicht. Ich halte auch gar nichts von sozialen Medien. Spätestens als sie bei Facebook den Like-Button eingeführt haben, wurde es mies. Da fingen die Leute an, nur noch um die Likes zu spielen. Die füttern ihr Ego, bis sie am Ende daran kaputtgehen. Also, ich bin nicht auf Facebook oder Instagram. Es ist mir egal, wie du das findest, mach was du willst. Aber du hast deine Karriere darauf aufgebaut. Hast du schlaflose Nächte wegen der Likes?

YUNGBLUD: Diese Seite wurde mir erst bewusst, als ich es geschafft hatte – und das „geschafft" bitte in Anführungszeichen. Es hat mich gelangweilt, dass jeder ein Foto von sich und seinem perfekten Leben an einem verdammten Strand macht. Ich wollte das Gegenteil machen und auf meine eigene Art mit den Menschen kommunizieren.

DALTREY: Ich verstehe, was du meinst. Aber was ich wissen wollte, ist, welche Auswirkungen Social Media auf dich hat.

YUNGBLUD: Heute kaum noch welche. Eine Zeit lang war das aber wichtig in meinem Leben.

DALTREY: Es war also bis zu einem gewissen Punkt wichtig für dich und hat dich beeinflusst. Viele Menschen sind nicht so selbstbewusst wie du, und da kann es für sie schwierig werden. Mir fällt auf, dass du über Yungblud sprichst, als wäre er ein anderer als du. Er ist dein Alter Ego. Wer ist dann der echte Dom darunter? Ist er unsicher?

YUNGBLUD: Ich bin zuversichtlich unsicher.

DALTREY: Du klingst so, wie ich in deinem Alter geklungen hätte, weil du ins Rampenlicht geworfen wirst und alle von dir erwarten, dass du diese tollen Interviews gibst. Ich bin kein Interviewer, aber es fasziniert mich, wie ihr jungen Leute die Musikindustrie umgestaltet. Ich hoffe, dass ihr die Industrie dazu bringt, wirklich *für euch* zu arbeiten. Ich beobachte nämlich, dass viele in und von der Branche finanziell missbraucht werden: Menschen, deren selbst geschriebene Songs weiß Gott wie viele Millionen Male gestreamt werden, und dann bekommen sie einen Scheck über zehn Pfund. Das ist eine schlimme Abzocke.

YUNGBLUD: In der Welt der sozialen Medien und der Trends vergessen wir die Kultur, wir werden alle so passiv. Mein Vater dagegen hat mich mal in die Sheffield Arena mitgenommen, um euch zu sehen. Da war ich etwa neun.

DALTREY: Das muss so vor ungefähr vier Jahren gewesen sein, oder? *(Lacht.)* Haben wir da *„Quadrophenia"* aufgeführt?

YUNGBLUD: Ja, und Zak Starkey hat Schlagzeug gespielt. Und mein Vater hat mich zu einem Curry eingeladen, und jeder in der verdammten Gegend, sogar danach im Curry-Imbiss, trug einen verdammten Parka. Ich sah mich um und wollte also auch einen Parka haben, und obwohl ich damals noch so jung war, verstand ich, dass das der verdammten Musik heute ein bisschen fehlt. Und deshalb trage ich rosa Socken. Ich trage sie, weil ich denke: Was können die Leute tragen, um so zu sein wie ich? Du hast mich gefragt, wer der Dom hinter Yungblud ist. Ich will, dass Yungblud dasselbe für Charlie in Holland oder Freddie in Texas oder Sarah in Australien ist.

Gibt es etwas in Ihrer Karriere, Roger, das Sie nachts wachgehalten hat?

DALTREY: Oh, eine Menge. Ich habe eines dieser Gehirne, die man nur schwer abschalten kann. Das ist eine schwierige Eigenschaft, besonders für einen Sänger. Die Leute machen sich nicht klar, dass ein Sänger, im Gegenbsatz zu einen Gitarristen, nicht die Saiten wechseln kann. Du bist das Instrument. Einer der wenigen Ratschläge, die ich dir geben kann, Dom, ist: Singe nie, wenn du erkältet bist! Und ich habe dir bereits gesagt, dass du dich nach dem Auftritt rehydrieren solltest. Wenn es zu heiß wird, kocht dein Hirn. Wir hatten einen Auftritt in einem Zelt in Paris, dort war es 115 Grad heiß. Liam Gallagher war bei diesem Gig dabei, und der liebe Liam stand mitten im Publikum in seinem verdammten Anorak. Er ist der coolste Kerl überhaupt, ich liebe ihn über alles. Hast du ihn mal getroffen?

YUNGBLUD: Nein, nie. Aber ich liebe seine Band, ich liebe seine Unverschämtheit. Er hat Biss.

DALTREY: Er hat einfach Biss, und ich wünschte, Oasis würden wieder zusammenfinden. Aber Liam hat sich eine eigene Nische geschaffen und ich finde ihn fabelhaft. Er ist total ehrlich. Er hat keine Angst davor zu sagen, was er fühlt. Er ist dir ähnlich. Du erinnerst mich ein bisschen an ihn.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

© Alle Rechte verbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

MUSIKERIN TRIFFT MUSIKER

Chloe x Halle & The Isley Brothers

Zwei der größten Geschwister-Acts des Soul über Inspiration und den Versuch, sich nicht gegenseitig zu nerven

VON GERRICK KENNEDY

FOTOS VON GIONCARLO VALENTINE

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

KURZ NACHDEM SIE RONALD UND ERNIE ISLEY an einem schwülen Nachmittag in der Innenstadt von L.A. kennengelernt hat, erzählt Chloe Bailey ihnen eine kurze, sehr niedliche Geschichte: Als Kinder sangen sie und ihre Schwester Halle „Who's That Lady" von den Isleys – sie fungierten als Background-Sängerinnen, während ihr kleiner Bruder die Hauptrolle übernahm. Die Mischung aus dem muskulösen Funk und dem butterweichen Soul der Isley Brothers war die Essenz eines Großteils der Musik, mit der Chloe und Halle aufwuchsen, und die Brüder können diese Behauptung mit einer erstaunlichen Anzahl von Samples untermauern – eine Liste, die Ernie jederzeit gern herunterrasselt. Dazu gehört auch Chloes und Halles Mentorin Beyoncé, deren Band Destiny's Child die Isleys auf ihrem Debütalbum sampelte. Chloe und Halle haben ihren eigenen R&B mit einer Mischung aus Jazz, Indie-Rock, Trap, Synth-Pop und Soul verfeinert, den sie selbst schreiben und produzieren. In letzter Zeit haben sie neue Wege beschritten: Chloe, 24, plant ihr Solodebüt, während Halle, 22, sich in Hollywood auf Hauptrollen in der kommenden Realverfilmung von „Die kleine Meerjungfrau" und der Musical-Adaption von „Die Farbe Lila" vorbereitet. Aber wie die Isley Brothers, deren neues Album *„Make Me Say It Again, Girl"* kürzlich veröffentlicht wurde, begannen Chloe und Halle als Geschwisterband.

Heute freuen sich die zwei Frauen darauf, Ronald, 81, und Ernie, 70, die beiden noch verbliebenen Mitglieder der klassischen Isley-Brothers-Besetzung, zu befragen. Wie sich herausstellt, sind die Legenden überaus gern bereit, das Gelernte weiterzugeben.

HALLE: Ronald und Ernie, ihr habt uns erzählt, dass ihr zehn Jahre auseinander seid. Wie war die Dynamik, als ihr zusammen auf der Bühne standet? Ich weiß, dass ich meine Schwester manchmal ärgere.

CHLOE: Nein, das machst du nicht. *(Lacht.)*

RONALD: Drei von uns Brüdern haben angefangen zu singen: „Shout", „This Old Heart Of Mine", all die alten Hits. Ernie kam 1969 dazu. Er spielte den Bass bei „It's Your Thing". Mein jüngerer Bruder Marvin schloss sich uns 1970 an, dann kam unser Schwager Chris dazu. Wir machten ein gemeinsames Coverfoto für ein Album, das wir *„3 + 3"* nannten.

HALLE: *„3 + 3"* ist mein Lieblingsalbum!

CHLOE: Ich weiß, wie wir sind, wenn es darum geht, Klamotten zu teilen und uns zanken, wer was anziehen darf und wie es mit bestimmten Bewegungen aussieht, die wir machen dürfen. Wie hat das bei euch funktioniert, als ihr auf Tournee wart?

ERNIE: Jeder Bruder konnte mehr oder weniger anziehen, was er wollte. Ronald hatte vielleicht was von North Beach Leather an. Marvin konnte was aus einem Broadway-Laden tragen. Ich hätte mit meinen schicken Stiefeln irgendwo zwischen Kalifornien und Texas stehen können. Mein Bruder Rudolph hatte so eine Kette, die ich immer sehr cool fand, und er hatte den Stock, den er an Ronald weitergegeben hat. Und wie navigiert ihr als Geschwister im Musikgeschäft?

HALLE: Ich glaube nicht, dass ich es ohne sie geschafft hätte. Sie ist die Mutige und stürmt direkt in die Welt. Ich bin da ein bisschen schüchterner.

CHLOE: Ich glaube, wenn es nur um den kreativen Prozess ginge – Musik zu machen, aufzutreten, zu proben –, dann wäre es ganz einfach. Kein Stress. Aber wenn dann noch die sozialen Medien dazukommen und man die Meinung aller möglichen Leute direkt vor der Nase hat, wird es etwas schwieriger.

RONALD: Wir sind religiös aufgewachsen. Wir haben Gospel gesungen. Das hat uns stark gemacht. Wir haben viel Gottvertrauen. Das hält uns zusammen.

HALLE: Ja, das stimmt. Wir haben Familie in einem Ort namens Moncks Corner/South Carolina. Wenn wir sie im Sommer besuchten, ließen uns unsere Großeltern in ihrer Kirche singen. Diese Lieder sind einfach heilsam.

CHLOE UND HALLE: HAARE: FESA NU. CHLOES MAKEUP VON DAVID VELASQUEZ. HALLES MAKEUP VON CHRISTINA CASSELL. STYLING VON JENNIFER UDECHUKWU. RONALD UND ERNIE: GROOMING: JEFF JONES. RONALDS FRISUR VON KANDY ISLEY. ERNIES FRISUR VON JULIAN PAYNE. STYLING VON BERNARD G. JACOBS FÜR KATY DUDS.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizensierung

CHLOE: Wir lieben es, Musik zu machen, weil das wie eine Therapie ist. Aber wie habt ihr diese Meisterwerke von Songs geschaffen?
RONALD: Das kommt aus der Lebenserfahrung. Wir waren auf der Motown-Schule. Du weißt schon, Sam Cooke, Jackie Wilson ... Aretha Franklin war eine unserer besten Freundinnen. Wir liebten alle Phasen der Musik. *(Zu Ernie:)* Erzähl ihnen von „Fight The Power"!
ERNIE: Unsere Familie wollte zum ersten Mal nach Disneyland fahren. Ich sprang unter die Dusche und fing an zu singen: „Time is truly wastin'/ There's no guarantee/ Smile's in the makin'/ Fight the powers that be." Die Seife flog in eine Richtung, der Duschvorhang in eine andere, und ich suchte einen Stift, um das aufzuschreiben. Wir waren an diesem Tag in Disneyland. Ich hatte die Lyrics in meiner Hüfttasche, aber ich habe erst zwei oder drei Monate später etwas davon erzählt. Ein Song, den ich nicht geschrieben habe - Ronald hat ihn geschrieben -, war „It's Your Thing". Ronald kam an die Haustür und sagte: „Ich habe eine Idee für einen Song." *(Ernie, Chloe und Halle singen gemeinsam „It's Your Thing".)*
RONALD: Ich wachte eines Tages auf und sagte zu Gott: „Ich will einen großen Hit schreiben. Ich will die größte Single schreiben, die wir haben können."
CHLOE: Ist euch denn dann in so einem Moment wirklich klar, dass ihr da gerade einen großen Welthit schreibt?
RONALD: Als wir „Shout" schrieben, wussten wir es.
HALLE: Wie ist eure Familiengeschichte? Haben eure Eltern je gespielt oder geschrieben? Wer hat euch beigebracht, Instrumente zu spielen oder Songs zu schreiben?
RONALD: Meine Mutter war Musiklehrerin und mein Vater sang in *(Irvin C. Millers Revue)* „Brown Skin Models". Wir haben in der Kirche gesungen, und unser Vater hat uns beigebracht, Country & Western, populäre Musik, alle Arten von Musik zu singen. Habt ihr Brüder?
HALLE: Also wir haben einen kleinen Bruder, der sechzehn ist, und eine ältere Schwester, die achtundzwanzig ist und Skye heißt.
RONALD: Singt sie auch?
HALLE: Nein, aber sie ist eine tolle Schriftstellerin.
RONALD: Schreibt sie auch für euch?
CHLOE: Sie schreibt Gedichte.
HALLE: Unser kleiner Bruder will Basketballspieler werden. Er hat eine wunderschöne Stimme, aber er will sie nicht nutzen - ich glaube, dass wir ihm irgendwie den Spaß daran verdorben haben. Er sieht uns auf Tournee und sagt: „Ja ... nein."
CHLOE: Ich kann das gut verstehen. *(Lacht.)* Habt ihr einen Ratschlag für uns, wie wir Musik machen können, die klassisch ist und die Zeit überdauert?
RONALD: Lasst euch inspirieren und macht das, woran ihr glaubt.
ERNIE: Und wenn euch eine kleine Melodie oder eine Zeile in den Sinn kommt, dann folgt ihr.

VORHERIGE SEITE: RONALDS JACKE VON PHILIPP PLEIN. SHIRT VON ETON. HOSE VON DOLCE & GABBANA. BRILLE VON PORSCHE. HUT VON KEITH JAMES. SCHMUCK VON RONALD SELBST. ERNIES ANZUG VON DOLCE & GABBANA. HEMD VON SAINT LAURENT. BRILLE VON PORSCHE. HALLES KLEID VON LAQUAN SMITH. CHLOES OBERTEIL UND ROCK VON MONICA IVENA. CHOKER VON SHINE LIKE ME. ARMBAND VON ON AURA TOUT VU. DIESE SEITE: RONALDS ANZUG VON ALEXANDER MCQUEEN. SHIRT VON ETON. BRILLE VON CARTIER. ANZUG VON ERNIE VON ALEXANDER MCQUEEN. HEMD VON DOLCE & GABBANA. STIEFEL VON SAINT LAURENT. BRILLE VON PORSCHE.

KONZERTBÜRO
SCHONEBERG

Ocie Elliott
25.11. Frankfurt, Das Bett

Sparkling
28.11. München, Milla
29.11. Berlin, Kantine am Berghain
30.11. HH, Uebel & Gefährlich
01.12. Köln, Bumann & Sohn

Erdmöbel
21.12.22 Köln

Milky Chance
16.12. Offenbach, Stadthalle

Pohlmann
13.01. Köln, Kulturkirche

Son Lux
23.02.23 Köln
24.02.23 Berlin
25.02.23 Hamburg
27.02.23 München

Pippo Pollina
31.01. B, Heimathafen Neukölln

Isaac Anderson
31.01. München, Strom

nand
10.02. Nürnberg, Club Stereo
11.02. München, Strom
01.03. FFM, Milchsackfabrik
02.03. Stuttgart, clubCANN
15.03. Leipzig, Naumanns
16.03. Magdeburg, Moritzhof
17.03. Berlin, Badehaus
21.03. Dortmund, FZW
22.03. Köln, Yuca
23.03. Münster, Gleis 22
24.03. Hamburg, Molotow
01.04. Würzburg, Café Cairo

Algiers
01.03.23 Dresden
02.03.23 Berlin
03.03.23 Bielefeld
04.03.23 Schorndorf
05.03.23 Köln

Amanda Tenfjord
13.02. Berlin, Privatclub

Infected Mushroom
04.03. Köln, E-Werk

Courtney Marie Andrews
15.03.23 Berlin
16.03.23 Hamburg

Black Belt Eagle Scout
05.03. Berlin, Badehaus

Helge Schneider
10./11.03. Dortmund, Konzerthaus
17.03. Münster, Halle Münsterl.
25.08. Köln, Tanzbrunnen Open Air

Amistat
15.04.23 Berlin
19.04.23 Frankfurt
20.04.23 Köln

The Thurston Moore Group
16.03. Köln, Kulturkirche
25.03. München, Strom

The Handsome Family
22.03. Köln, Artheater

Ziggy Alberts
28.04.23 Frankfurt
29.04.23 München
05.05.23 Berlin
06.05.23 Hamburg
16.05.23 Münster
20.05.23 Köln

AnnenMayKantereit
24.03. Frankfurt, Festhalle

Jahneration
29.03. Köln, Yuca

Tom Allan And The Strangest
19.04. Berlin,Badehaus
21.04. Köln, Artheater

The Tallest Man On Earth
30.04.23 München
01.05.23 Berlin
02.05.23 Hamburg

Kaiser Quartett
21.04. München, Saal X

Phil Siemers
27.04. Berlin, Columbia Theater

Charlie Cunningham
28.04. München, Isarphilharmonie
29.04. Leipzig, Felsenkeller
01.05. Hamburg, Laeiszhalle
02.05. Köln, Gloria
04.05. Berlin, Admiralspalast
05.05. Frankfurt, Sankt Peter
06.05. Dortmund, Konzerthaus

The War On Drugs
14.06.23 Berlin

TICKETS & INFOS:
WWW.SCHONEBERG.DE

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Ich bin kein Punk

Mit „Unity“ hat NINA HAGEN ihr erstes Album seit vielen Jahren aufgenommen, einen altersradikalen Jam. Ein Telefongespräch mit der Frau, die in der DDR Schlager sang und nach London und New York ging

Von Juliane Liebert

Foto von Gabo

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

NINA 2022
„Ich bin fertig
mit der Welt“

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Nina Hagen ruft fünf Minuten vor

Interviewbeginn an. Kratz-kratz, macht das Telefon. Wie geht es ihr? „Joah, ich sitz hier mit meinem Trinkjoghurt. Kurz ‚Kurt'. Ich habe gerade einen Löffel in meinen Mund gesteckt und runtergeschluckt! Jetzt noch einen! Mmhmm! Weil, wenn ich so Jobs habe mit Menschen, die ich noch gar nicht kennenlernen durfte, da kann ich vorher immer gar nichts essen vor lauter Aufregung. Mein Gott, das haste nicht gesehen! Darum steht jetzt hier ein Apfelsaft mit Zitronentropfen, ein Trinkjoghurt ... So eine kleine Tränke für das scheue Reh im Wald."

Man hätte Nina Hagen vorher nicht als schüchtern eingeschätzt, und sofort tut es einem leid, dass man ihr schon mittags so viel Stress zumutet. Andererseits hat sie den Trinkjoghurt Kurt, der sie beschützt. Auch wenn sie ihn löffelt. Ist es moralisch verwerflich, einen Trinkjoghurt zu löffeln?, fragt man sich, aber bevor man das auch Nina Hagen fragen kann, geht das Gespräch schon weiter.

Es ist kein Interview im eigentlichen Sinne. Sondern eher eine Telefonperformance. Die Godmother of Punk erzählt, worauf sie Lust hat, man lacht oder wundert sich, es gibt Zeitsprünge vor und zurück, man wirft ab und zu etwas ein, manchmal kann man ihre Erzählung ein wenig lenken, manchmal hüpft sie ganz woandershin. Man staunt und erschrickt und bekommt hilfreiche Tipps zur weiteren Recherche. Manchmal erwähnt sie von sich aus Sachen, aber man darf nicht weiterfragen.

„Ich bin fertig mit der Welt, ich kann nicht mehr!", sagt sie etwa. „Obwohl ich total happy bin, denn ich bin ja jetzt Großmutter geworden." Wann denn? „Neulich!" Junge oder Mädchen? „Das ist Privatsache!" Okay, kein Stress.

„Es steht ja sowieso schon geschrieben, weil, die Kinder haben irgendwann mal was gepostet auf ihren sozialen Medien. Dann hat die ‚Bild'-Zeitung das auch mitgekriegt. Und dann haben wir ganz nett mit denen gesprochen, und dann wird es jetzt morgen auch in der ‚Bild' stehen." Mag sie die „Bild"-Zeitung? „Du, ich mag Menschen. Menschen, Menschen, Menschen", erklärt sie. Danach redet sie fünf Minuten über die Liebe Gottes, die es ihr überhaupt erst ermöglicht hat, sich auf eine Bühne zu stellen. Denn sie ist im Namen der Liebe unterwegs, sagt sie. Wie Sailor Moon. „Liebeliebeliebeliebeliebeliebeliebeliebeliebeliebe."

Ihre Monologe über die Liebe Gottes scheinen gar nicht an den Interviewpartner adressiert, sie wirken eher wie ein Mantra, mit dem sie sich beruhigt, wenn ihr die Welt zu viel wird mit ihren Pestiziden und ihrer Genmanipulation. Dabei besitzt sie durchaus Selbstironie. Nach einer besonders langen Ausführung über ihren Glauben ruft sie sich selbst zur Ordnung: „Ja, das reicht jetzt. Sonst können die Leser ja gleich auf Bibel TV umschalten."

Ihr neues Album heißt *„Unity"*. Man kann Nina Hagens Musik auf jeden Fall nicht vorwerfen, altersmilde zu sein – *„Unity"* ist ein wilder Mix aus politischem Protest und anarchischen Klängen, die Lyrics von Nina mit Stimmverzerrer über gelegentlichen Space- und Robotereffekten intoniert. Ab und an möppt mal ein Offbeat rein. Das Schlagzeug trabt gut gelaunt der Erlösung entgegen. Ninas Stimmbänder raspeln ihre Texte wie die Küchenreiben des Grauens. Sie kann aber auch noch jauchzen wie eine frisch aus dem Ei geschlüpfte Punkgöre. Von der Struktur her ähneln die Stücke eher studiotechnisch ausgeschmückten Jam-Sessions als durchkomponierten Liedern.

„Eine Marsbasis zu errichten ist eine furchtbare Idee!", betont sie in dem Song „Venusfliegenfalle", ein Zitat eines NASA-Ingenieurs. Sie ist da in guter Gesellschaft mit ihren Ansichten. Billie Eilish, größter Teenie-Popstar des Planeten, sagte 2019, als man sie fragte, ob sie zum Mars reisen würde: „Zum Mars? Honestly, no. Sogar wenn es einfach wäre. Das Weltall ist creepy, dude! Keine Schwerkraft zu haben wäre so fucking merkwürdig für mich!"

Sie würde sich in dieser Hinsicht gut mit Nina verstehen. „Das Lied ist entstanden aus einer Ohnmacht, die ich in mir fühle, wenn ich sehe, wie da mit riesigen finanziellen Mitteln Schindluder getrieben wird mit der Natur, mit der Nahrungskette, mit den Pflanzen, mit dem Anbau, mit dem Erdboden ... Deswegen gibt es solche komischen Songs auf dem Album. Ich m-öchte gerne, dass so viele Menschen wie möglich wissen, dass es Abgeordnetenwatch gibt, dass wir in der Demokratie die Möglichkeit haben und wahrnehmen sollten, uns gegen Lobbyisten starkzumachen. Das fängt schon im Kleinen an, wenn der Nachbar an seinem Zaun mit seinen schrecklichen chemischen Versprühungshämmern entlangschleicht und jeden Frühling kurz vor Sommerausbruch alles niedersprüht, was da sprießen will, das Grundwasser vergiftet ... Ich kotz im Strahl!"

Man glaubt es ihr sofort. Wenn Nina Hagen von ihrem Leben erzählt, kann einem schnell schwindelig werden von all den Jahreszahlen, Ortswechseln und Ereignissen.

Geboren in der DDR als Tochter der Schauspielerin Eva-Maria Hagen und des Drehbuchautors Hans Oliva-Hagen, wollte sie ursprünglich Schauspielerin werden, was wegen der Beziehung ihrer Mutter zu Wolf Biermann vom Staat verhindert wurde. (Wortwörtlich: „Verhindern!", kommentierte die Stasi.) Sie wurde stattdessen staatlich geprüfte Schlagersängerin und emigrierte 1976 in den Westen. Sie lebte in London, Los Angeles und New York und an tausend anderen Orten.

„Godmother of Punk" darf man sie übrigens nicht nennen. „Mit dem Wort Punk habe ich meine Probleme. Auch meine Freundin Ariana hat damals immer gesagt: ‚Ey, wir sind nicht Punk, wir sind die Slits!' Und ich bin auch kein Punk gewesen, weil, ich war doch schon 22 Jahre alt, als ich in London eingelaufen bin. Aus der DDR. Ich war großer Bryan-Ferry-Fan und David-Bowie-Fan der ersten Stunde. Ich hatte die ganze Glam-Rock-Ära schon miterlebt und mitgefeiert mit meinen Plateauschuhen. Ich bin kein Punk. Noch nie gewesen. Vielleicht war ich die Gouvernante von einigen jungen Punks. Ich hab so was Mütterliches, Stubenälteste, so ein DDR-Pionierferienlager-Symptom in mir

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

FRÜHER
Im Uhrzeigersinn von oben links: Nina Hagen 1976; beim Vorführen, wie Masturbieren funktioniert, 1979 in der österreichischen Sendung „Club 2“; mit Wolf Biermann, Eva-Maria Hagen, der Theologin Dorothee Sölle und dem DDR-Regimekritiker Ralf Hirsch (v. l.) 1988 bei einer Solidaritätsveranstaltung für DDR-Bürgerrechtler in Hamburg; bei ihrer Trauung mit Iroquois auf Ibiza, 1987; mit Tochter Cosma Shiva Hagen, London 1982

DEZEMBER 2022

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

IKONE
Nina Hagen, 1986
in Los Angeles

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

„Ich liebe L.A. Ich liebe Kalifornien. Der Geruch ist unglaublich schön. Wenn man die Autos wegdenkt. Die Flora und Fauna ist ganz anders als in Europa“

schlummern. Das führt dazu, dass ich immer darauf achte, dass es den jüngeren Mitgeschwistern gut geht und die keiner schlecht behandelt. Deswegen nennt man mich wohl die Godmother of Punk. Die Patenmutter des Punk.“

Es hat schon seinen Sinn, dass sie sich den Punk-Stempel nicht (mehr) aufdrücken lassen will. In der DDR hat sie ursprünglich mal relativ brave Unterhaltungsmusik gemacht. Aber auch sonst steht sie quer zu den damals bereits etablierten westlichen Punk-Konventionen, insofern als ihr Style immer auch Elemente von Charts-Pop und Schlager einschließt, ohne dass ihre Musik deshalb marktorientiert wäre. Allein schon ihr Gesangsstil macht es unmöglich, sich von ihrer Musik „99 Luftballons“-like berieseln zu lassen. Eigentlich hat sie sich bis heute sogar trotz der Zirkushaftigkeit, die sie seit ihrer Westkarriere begleitet, etwas Bedrohliches bewahrt. Ihre zur Schau gestellte Esoterik, ihre Friede-Freude-Eierkuchen-Philosophie sind immer gepaart mit Quietschen, Keifen, Rotzen …

„Ich bin die Sanftmut in Person“, sagt sie selbst. „Nein, ich selbst bin mal in die Fresse gehauen wurden. Von Neonazis. Nach einem Tote-Hosen-Konzert.“

Tempodrom 1987. „Da gab es eine Messerstecherei an der Bar draußen. Vor dem Zelt. Das war noch, als das Tempodrom ein großes Zirkuszelt war. Ich bin rausgerannt und wollte die Polizei holen, die aber Hunderte von Metern weg stand. Die waren in Hundertschaften da, aber standen unglaublich weit weg vom Eingang. Und ich hab da rumgewedelt, und dann kam eine Gruppe Neonazis auf mich zu, und die haben mir ein paarmal ganz arg mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Ich hatte eine gebrochene Nase, das ganze Gesicht war geschwollen. Das war der Moment, als ich gesagt habe: Au schade, ich kann hier nicht mehr bleiben! Ich muss nix wie weg von hier! Und dann sind wir nach Spanien ausgewandert.“

Auf „Unity“ ist auch ein Dylan-Cover: „Die Antwort weiß ganz allein der Wind“. Schon Marlene Dietrich hat das Lied gecovert, auf Deutsch. Singt Nina lieber auf Deutsch oder auf Englisch? „Alles beides, Schatzi. In meiner Kindheit war ich beim Kinderballett, ich kann Spagat. Deswegen mach ich einen interkontinentalen Spagat: aus dem Prenzlauer Berg in Ostberlin bis rüber ins Westhollywood der 80er-Jahre, auf Einladung von Frank Zappa. Bin ich rübergegangen, weil Frank Zappa gesagt hat: ‚Nina Hagen, du musst unbedingt mal ein englischsprachiges Album machen!‘“

Sie hatte zu dem Zeitpunkt bereits zwei Alben veröffentlicht, aber beide auf Deutsch. In New York und Los Angeles fand sie neue Heimaten.

„Ich bin in New York zuerst Lumpen sammeln gegangen“, erzählt sie. „Wir waren in einer Straße, der Greene Street. Da waren ganz viele Fabriken, die Stoffe verarbeitet haben. Und da waren ganz viele Reste. Ich bin Stoffreste sammeln gegangen. Wir hatten ein Loft gemietet, haben einen Proberaum eingerichtet und haben angefangen zu proben. Musiker müssen ja auch arbeiten gehen, sonst können sie ja die Miete nicht bezahlen.“ Die Stofffetzen hat sie sich in die Haare gemacht, sie angezogen, sie zusammengenäht und zusammengesteckt. „Es war immer sehr heiß im Sommer.“

Wenn sie jetzt nach New York fährt, ruft sie als Erstes ihre Freunde an, sagt sie. Johnny, Deborah … Deborah wie in: Debbie Harry? „Ja.“ Sie ist mit Debbie Harry befreundet? „ABER JA!“, tönt sie fast empört. „Natürlich. JA WARUM DENN NICHT? Wir sind doch dieselbe Generation. Generaaattion“, betont sie. Sie beginnt zu knurren und zu bellen. „Sorry, ich hatte gerade einen Tic.“

Ihre Tochter, Cosma Shiva Hagen, ist wiederum in Los Angeles zur Welt gekommen. Nina Hagen liebt Los Angeles. „Ich liebe L.A. Ich liebe Kalifornien. Der Geruch ist unglaublich schön. Wenn man die ganzen Autos wegdenkt. Die Flora und Fauna in Kalifornien hat … andere Pflanzen als in Europa. Deswegen riecht es da bissl anders.“ Aber sie kann nicht Auto fahren, darum würde sie, wenn sie jetzt nach Los Angeles fliegen würde … ihre Freunde anrufen. Zum Beispiel Angelyne, die Billboard Queen.

„Die fährt immer in ihrer pinken Corvette durch die Gegend. Ich hab sie unglaublich lieb! Sie ist ein ganz verrücktes Hühnchen“, erzählt Nina. „Sie würde mich an meinem Hotel abholen, und wir würden erst mal durch die Gegend düsen.“ Den „Pacificus Highway“ runter, in ein Fischrestaurant. Welchen Fisch würde sie essen? „Den Fisch, den man mir auftischt. Den, der vorhanden ist.“

Sie würde eventuell baden gehen, aber schwimmen tut sie nur seitwärts. Als sie zwölf war, ist Nina Hagen einmal fast ertrunken. Sie war mit Freundinnen und deren Mutter bei einem Ausflug an die Ostsee, und sie geriet in eine Strömung. Sie rief: „Hilfe! Hilfe!“, und dann kam ein nackter Mann und rettete sie. Ein nackter Mann? „Ja, natürlich! Warum soll er sich denn extra was anziehen?“ Bevor er sie raustrug, sagte er noch zu ihr: „Im Ernst?“ Denn da, wo er stand, war das Wasser ganz ruhig. Aber Nina war in einem Strudel gefangen. Seitdem schwimmt sie nicht mehr so weit raus, und wenn, dann schwimmt sie nur seitwärts. Das heißt, sie versucht auf der gleichen Höhe zu bleiben, und wenn es wüst wird, dann schwimmt sie schnell zurück zum Ufer. ®

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

THE CURE

WISH WIRD 30 – WIE POP DIE DUNKELHEIT ERREICHTE

DEPECHE MODE: NACHGEZEICHNET – DER WEG ZUM NEUEN ALBUM

WEYES BLOOD: DIE INTENSIVSTE SONGWRITERIN DER GENERATION Z

Jetzt flexible Abo-Modelle ab 9,95€ testen

MUSIKEXPRESS.DE/ABO

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Reviews

KALIFORNIEN SCHIMMERT

Nach dem Geniestreich: Bittersüßer Seventies-Pop von der großartigen Songwriterin

Von JAN JEKAL

Weyes Blood

And In The Darkness, Hearts Aglow

SUB POP/CARGO

★★★★☆

Wenige Alben der letzten Jahre wurden so geliebt wie Weyes Bloods *„Titanic Rising“*. Ein Meisterinnenwerk, makellos, majestätisch. Was kann darauf folgen? Natalie Mering entscheidet sich für Kontinuität, bleibt dem Vibe ihres Geniestreichs treu und gibt sich abermals bittersüßem Seventies-Pop hin: *„And In The Darkness, Hearts Aglow“* ist wieder goldener kalifornischer Wohlklang, ein aufrichtiges Schweben und Schwelgen.

Die Instrumente klingen klar und schön, die Arrangements sind opulent, aber nie geschäftig. Mering hat erneut mit Jonathan Rado von der Band Foxygen als Produzent gearbeitet, einem Fachmann für analog glänzende Sounds. Über Piano, Gitarre, Orgel und Harfe thront Merings Stimme, die wirklich zu den großen unserer Zeit gehört. So viel Tiefe und Trost in dieser Stimme. Musik als Trost, als verbindende Kraft, ist ein zentraler Gedanke bei Mering, ein Ausdruck ihrer Spiritualität. „I can’t tell where you end/ Oh, and where I begin“ ist vielleicht der Schlüsselsatz des Albums.

Die Hälfte der Songs laufen um die sechs Minuten, sind Slow Burner, die sich dezidiert gegen algorithmische Verwertbarkeit richten und manchmal drei Minuten brauchen, um zum ersten Refrain zu kommen. Mit diesen Songs will sie auf keine Playlist. Es gibt wenige dynamische oder stilistische Wechsel, und es gibt – das kann man durchaus kritisieren – nicht so viele Melodien, die im Kopf bleiben. Der New-Age-Vogelgesang von „God Turn Me Into A Flower“ fällt ein wenig flach aus, die sechsminütige Soft-Rock-Lappalie „The Worst Is Done“ klingt wie eine ABBA-B-Seite.

Ein Höhepunkt aber ist „Hearts Aglow“, eine berührende Ballade, mit einer von Merings schönsten Gesangsmelodien, die sich wunderbar aufbaut und in erhabenem Drama endet, ein Lied, das mit *„Titanic Rising“* völlig mithalten kann. Ähnlich der beschwingte Barock-Pop von „Children Of The Empire“. Besonders interessant ist „Twin Flame“, weil sich das Lied – als vielleicht einziges des Albums – vom Einfluss des Vorgängers löst und eine mögliche zukünftige Richtung anzeigt: Merings warme Stimme über einer kalten Drum Machine, minimalistisch und strange. Der Wohlklang wird brüchig, die Stimmung kippt. Fantastisch!

ILLUSTRATION: LYNDA NGUYEN TRAN

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Taylor Swift
Midnights
★★★★½

Stimmungsvolle Erkundung des Pop zur Geisterstunde

Wer ist Taylor Swift eigentlich? Diese Frage stellt sich, seit sie 2006 mit siebzehn Jahren ihr Debüt veröffentlichte, mit jedem Album neu. Jedes neue Werk schien eine Emanzipation von dem Image, das ihr die Medien gerade wieder angehängt hatten. *„Folklore"* und *„Evermore"* (2020) waren zwei Schritte aus der Rolle des größten Popstars des Planeten in Richtung „seriöses", tief gründendes Songwriter-Handwerk. Wohin führt sie der nächste Schritt? Wer ist sie jetzt?

Die ersten Takte von *„Midnights"* führen einen erst mal Richtung R&B-Pop. Passt ja auch, ein Album, das von „13 schlaflosen Nächten" erzählt, auf dem Dancefloor beginnen zu lassen. Zusammen mit Produzent/Co-Songwriter Jack Antonoff entwirft Taylor einen Sound, der klingt wie eine Mischung aus Synthie-Pop und Mood Music. Ja, diese mitternächtliche Stimmung, wenn die Aufgekratztheit allmählich der Melancholie Platz macht, bestimmt das Album. Und es ist tatsächlich ein Album im altmodischen Sinn. Der Zauber erschließt sich beim Durchhören.

Was nicht heißt, dass es keine Höhepunkte gibt. „Maroon", eine Erkundung der Farbe Rot in all ihren Schattierungen, ist hochromantisch (und ein bisschen queer?), und zugleich hat man das beklemmende Gefühl, im Hintergrund laufe „In The Air Tonight". „Snow On The Beach", das Swift mit Lana Del Rey und Antonoff schrieb, vereint Del Reys dunklen California-Romantizismus mit Swifts Pop-Sensibilität. In „Vigilante Shit" gibt Swift den *„Reputation"*-Racheengel und klingt, als stünde sie dabei in Billie Eilishs Schlafzimmer, „Labyrinth" hat Dubstep-Bass und Trap-Beats, Swifts bearbeitete Stimme schwankt zwischen Engelshöhen und genderbendenden Tiefen. „Karma" ist der große Popsong des Albums, danach folgt mit der Ballade „Sweet Nothing" ein *„Court And Spark"*-Joni-Mitchell-Moment, und man ist dem Album endgültig verfallen. „And now you're mine", singt Swift im letzten Song. „It was all my design/ 'Cause I'm a mastermind." Daran haben wir nie gezweifelt. *(Republic/Universal)* **MAIK BRÜGGEMEYER**

KICKS

FAVORITEN AUF 33 – VON WOLFGANG DOEBELING

Max Décharné *New Shade Of Black* ★★★★☆

Ab Mitte der Neunziger, während Britpop medial mächtig abräumte, schickte Londons coolste Combo, The Flaming Stars, ihre nachtschwarzen Rock'n'-Roll-Botschaften aus dem Underground, auf mehr als einem Dutzend superber 45s und einigen nicht minder stilwütigen LPs. Eine gute Dekade lang immerhin. Es waren von Sänger und Songwriter Max Décharné solistisch skizzierte Demos, die der Band meist als Vorlage dienten für ihre spannungsgeladenen Aufnahmen in Liam Watsons Toe Rag Studios, über Röhrenverstärker, konsequent analog. – Fast forward. Die Stars hatten sich längst aufgelöst, Décharné war nicht zuletzt wegen des Covid-Lockdowns isoliert, zurückgeworfen auf den Vierspurrekorder seines Heimstudios, und machte sich in einsamen nächtlichen Sessions an den Ausbau seiner Demos, ersetzte die Gesangsspur, gönnte dem Ausgangsmaterial ein paar spärliche Overdubs und veränderte so den Charakter der Songs. Solipsismus statt Attacke, Tunes und Text intakt, aber anders, intimer interpretiert. „Sixty-Nine", in der Stars-Version die Rückseite ihrer besten Single, „Spilled Your Pint", wirkt nun resignativer, indes die in Ed Deegans Gizzard Studio komplett neu aufgenommene Pianoballade „3 A.M. On The Bar Room Floor", einst finaler Track der Debüt-LP, schicksalsergeben zurückblickt, doch ohne Zorn, die Stimme unheilvoll gefangen in der Echokammer: „Well, this is my story/ It's sad but false." *(Dangerhouse Skylab)*

More Kicks *Punch Drunk* ★★★★☆

Mit überraschend ausgefeilten Harmonies fällt „Hurts Like Hell" ins Haus, erster Track der zweiten LP des Trios aus London. Überhaupt haben More Kicks ihrem Garage Pop einige Nuancen hinzugefügt, musikalische und melodische Feinheiten, die aber nicht zulasten von Punch und Drive gehen. James Sullivan gelingt es bravourös, seinem Gesang zusätzliche Facetten abzugewinnen, auf „Got Lucky" eine schamlos süße, auf „Come Home" eine eher fordernde, derweil es die Gitarre-Bass-Drums-Phalanx nicht an jugendlicher Energie fehlen lässt. Songs und Arrangements erinnern an die Bluetones, Humor kommt auch nicht zu kurz, etwa auf dem einminütigen „Phoney Middle Aged Art". Und zufällig war Schauplatz des Geschehens auch hier das Gizzard Analogue Recording Studio des Produzenten Ed Deegan. Eine gute Adresse offenbar. *(Dirtnap/Stardumb)*

Nick Nace *The Harder Stuff* ★★★½☆

Der Singer-Songwriter-Country des Kanadiers hätte auch gut in die Siebziger gepasst, nachdenklich und etwas pathetisch wie auf dem akkordeonbeschwingten Walzer „The Rio Grande On Christmas Eve" oder Nashville-kritisch wie auf „There's No Music In Music City", stets gediegen instrumentiert und ausladend produziert, überdies clever formuliert wie der Titelsong: „I turn on the TV/ The headlines so sad/ But the thing about whisky/ It never goes bad." Derzeit wohl zu Country fürs Country-Radio, aber wenn die nächste Generation von Neotraditionalisten anklopft, ist Nick Nace bereit. *(Nick Nace Music)*

Buddy Guy
The Blues Don't Lie
★★★☆☆

Keine Atempause im Dienste des Blues

Buddy Guy hält es wie die Queen: Dienen bis fast zum letzten Atemzug. Dem Blues ist immer noch gut gedient mit dem Mann aus Louisiana, auch wenn er sich in der 2008 etablierten Partnerschaft mit Co-Autor/Drummer/Produzent Tom Hambridge einen Tick zu kommod eingerichtet hat. Aber hey – Guy ist 86! Wobei es immer wieder seine herrlich ungezähmte Gitarre ist, die manche Oberfläche bersten lässt, und auch hier diverse, kaum deplatzierte Gäste Akzente setzen, von Mavis Staples im stolzen Rückblick „We Go Back" über den kleinen Dirty Talk mit Blues-Buddy Bobby Rush („What's Wrong With That") bis hin zu James Taylor in der relaxten Einsicht „Follow The Money". Wie singt Guy: „The world needs love like never before." Und immer noch ein wenig Buddy Guy. *(Sony)* **JÖRG FEYER**

The Blue Stones
Pretty Monster
★★★☆☆

Die Kanadier präzisieren ihren Mix aus Fuzz und Pop

„Pretty Monster" sei eine ungezähmte Bestie in einem schönen Äußeren, sagt Tarek Jafar über das dritte Album der Blue Stones. Das Duo (Jafar und Kindheitsfreund Justin Tessier) stand schon immer für diese Gleichzeitigkeit: Mit Fuzz-Gitarren und einem sehr modernen Pop-Appeal erarbeiteten sich die Kanadier ein nicht eben kleines Publikum. Auf diesem neuen Werk werden die Räume enger, die Unmittelbarkeit wird größer, etwa beim Uptempo-Rock von „Let Me Out". Doch der Pop macht – nicht zuletzt wohl dank Produzent Boonn (Grandson, Demi Lovato) – weiterhin 50 Prozent dieser Mischung aus. Ansteckend ist der an Blur angelehnte Glam von „Don't Miss": „I'm a beast in the night ... it's hit, hit, hit, I don't miss, miss, miss ..." *(MNRK/SPV)*

JÖRN SCHLÜTER

FOTO: KATJA KLIER

★★★★★ inkommensurabel | ★★★★ formidabel | ★★★ delektabel | ★★ akzeptabel | ★ miserabel

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Pale
The Night, The Dawn And What Remains
★★★½☆

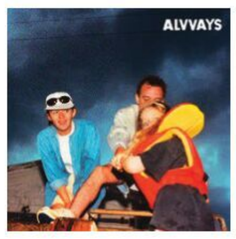
Das schicksalhafte Vermächtnis einer Rockband

Abschiedslieder neigen üblicherweise zu hemmungsloser Sentimentalität, feiern nicht den Neuanfang, sondern beklagen das Ende. Doch wenngleich dieses Album voller Abschiedslieder ist, bemühen sich Pale aus Aachen auf *„The Night, The Dawn And What Remains“*, nicht in wehmütigem Rückblick zu verharren. Und das, obwohl es um schwere Verluste geht. Am deutlichsten in „Bigger Than Life“, einem Song, in dem die Band Abschied nimmt von ihrem Gitarristen Christian Dang-anh, der an den Aufnahmen für das Album noch teilnahm, aber im Mai 2021 seinem Krebsleiden erlag. Es ist keine schwermütige Ballade, sondern ein Song mit hibbeligen, aufmüpfigen Gitarren, ein berührender Song, der das Leben feiert, die Wehmut herunterschluckt und mit trotzigem Optimismus von der Reise ins Unbekannte erzählt: „You go where nobody knows“, singt Holger Kochs.

Nicht nur in diesem Lied erweist sich das Album als Vermächtnis einer Band, die es nicht mehr gibt. Pale hatten vor über einem Jahrzehnt ihr letztes Konzert gegeben und waren erst wieder zusammengekommen, als vor drei Jahren zeitgleich nicht nur Dang-anh, sondern auch Schlagzeuger Stephan Kochs mit niederschmetternden Diagnosen konfrontiert wurden. Darum wird die fünfte die letzte Platte von Pale sein.

Eröffnet wird sie mit „Wherever You Will Go“, einem Song, dem die Worte fehlen und der trotzdem etwas Störrisch-Euphorisches hat, und sie endet mit „Someday You Will Know“. Dazwischen verbreitet „All The Good Good Things“ Aufbruchsstimmung, „Tonight (We Can Be Everything)“ erweist sich als Indie-Pop-Carpe-diem-Hymne, das aufbrausende „New York“ klingt ein bisschen wie das Gegenstück zu Tomtes „New York“. Und spätestens immer dann, wenn sich wie in „Still You Feel“ ein Saxofon in die aufwühlenden Songinszenierungen mischt, klingen Pale wie Aachens Antwort auf die E Street Band. Nicht nur deshalb wird diese Band sehr vermisst werden. *(Grand Hotel van Cleef)*

GUNTHER REINHARDT



Alvvays
Blue Rev
★★★½☆

Rauschhafte Rückkehr des Indie-Rock-Quintetts

Wer ein Album nach einem gletscherblauen Alcopop-Gesöff benennt, hat den zünftigen Zwischendurchrausch zweifelsfrei eingeplant. Die Umstände, die zu der langen Lücke zwischen *„Antisocialites“* (2017) und *„Blue Rev“* geführt hatten, sind nüchtern aber auch kaum auszuhalten: Ein Ganove hatte Molly Rankins Demo-Konvolut skrupellos stibitzt, anschließend zerstörte ein erbarmungsloses Kellerhochwasser das Band-Equipment. Statt in hochprozentigem Selbstmitleid zu ertrinken, hat das Quintett aus Toronto auf seinem dritten Album eine Runde extrasüffigen Dream-Pop-Indie-Rock kredenzt – „Easy On Your Own?“ und „Very Online Guy“ knallen besonders schön rein. Die zwölf anderen Songs können ihnen das Wasser reichen. *(Transgressive/PIAS)*

INA SIMONE MAUTZ

Lola Marsh
Shot Shot Cherry
★★★★☆

Perfekt funktionierender Dream-Pop mit Disco-Flair

Intelligenter, aber einfach gehaltener Disco-Pop ist 2022 glücklicherweise noch quicklebendig. Aus Tel Aviv erreicht uns das dritte Album dieses Duos, das gleich mit dem Titelsong ins Schwarze trifft: eine formidable Mischung aus M83 und Robyn mit einem Hauch MGMT. Multiinstrumentalist Gil Landau hat dafür die Gitarre gegen den Synthesizer eingetauscht. Danach läuft die Popmaschinerie weiter gut geölt, aber gebremster. „Going Back“ vereinigt Lana Del Rey mit der Schroffheit von Lee Hazlewood, „Because Of You“ leuchtet wie ein Stern der Cardigans. „Jolene“ wird von Lola Marsh oft als Inspiration genannt – und tatsächlich besitzt hier vieles den Charme des Strawberry-Switchblade-Covers von 1985. Eines der besten Pop-Alben des Jahres. *(Universal)*

FRANK LÄHNEMANN

Bequem nach Hause.

Einmalig 3 Ausgaben zum Sonderpreis.

3 Ausgaben ~~23,70 €~~ 9,95 €

Mindestlaufzeit 3 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter.
Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

ROLLINGSTONE.DE/SPEZIAL-ABO

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

M.I.A.
Mata
★★★☆☆

Die Rapperin hat jetzt auch noch zu Jesus gefunden

Mathangi Arulpragasam, die sich wegen revolutionärer tamilischer Familienwurzeln M.I.A., „Missing In Action", nennt, wollte ihre Karriere 2016 eigentlich beenden. Das Album *„AIM"* sollte das letzte sein. Doch dann hatte die in L.A. lebende, hinduistisch erzogene Engländerin eine Vision: Sie sah Jesus Christus, und natürlich stellte er ihre Welt auf den Kopf. Zumindest erzählt M.I.A. das in diversen Interviews. „The One" (!) behandelt denn auch den neu gefundenen Glauben, inhaltlich etwas wirr, aber musikalisch ordentlich. Insgesamt wirkt das mit Hilfe von Diplo, Skrillex und Pharrell Williams produzierte Album aber etwas unsicher. Es gibt originelle und exotische Samples, doch sie führen nirgendwohin, und vieles klingt nach früheren Alben. *(Universal)* **JÜRGEN ZIEMER**

Black Lips
Apocalypse Love
★★★★☆

Grenzenloser Genremix der Garagenrocker

Schöngeister mögen das, was die Black Lips seit zwanzig Jahren zelebrieren, Archivarbeit oder Eklektizismus nennen. Böse Zungen nennen das durchaus auch mal bewusst unbekömmliche Genre-Gemansche hingegen Wundertüte. Die zehnte Platte der Band aus Atlanta zeigt wieder einmal, dass die Wahrheit dazwischen liegt – und das oft derjenige gewinnt, der am heftigsten aufs Gaspedal drückt. Wie hier düsterkomischer Country („Stolen Valor") mit nostalgischem Breitwandpop („Operation Angela") gemischt wird, ist ebenso clever wie unterhaltsam. Vor allem ist es gnadenlos von der eigenen Wirkung überzeugt. Beunruhigend genial ist der zerzauste Rap-Funk von „Sharing My Cream", einem Protestlied aus der Perspektive einer auf einem Bauernhof geplagten Kuh. *(Fire)* **MARC VETTER**

NICHT ZU VIEL LAMETTA

Im Advent ist Kitsch erlaubt, ambivalente Weihnachtsalben sind aber noch schöner. Welche Frauen können das besonders gut?

BIRGIT FUSS
FRAGT SICH DURCH

Wenn dieses Heft erscheint, sind wir schon mittendrin: Glühwein, Plätzchen, Christkindlmärkte, im Radio „Last Christmas" und „Do They Know It's Christmas?". Wir wissen es auf jeden Fall: Alle Jahre wieder erfreuen uns Popstars und sogar härteste Rockbands mit Weihnachtsliedern. Von Bing Crosby, Elvis und John Lennon stammen die Klassiker, von Mariah Carey und Michael Bublé gab es die erwartbaren Schnulzen, Bob Dylan und Randy Newman, Joni Mitchell und Bruce Springsteen lieferten wunderbare Beiträge, auch AC/DC oder Twisted Sister ließen sich nicht lumpen, von Slade ganz zu schweigen. Und es reißt nicht ab: 2022 erscheinen unter anderem *„Not So Silent Night"* von Sarah Connor, *„Under A Winter's Moon"* von Loreena McKennitt – und das erste Christmas-Album von Louis Armstrong, *„Louis Wishes You A Cool Yule"*. Tot oder lebendig – spielt keine Rolle, alle lieben Weihnachtslieder.

Schlagen wir mal eine kleine Schneise in diesen Schneesturm an besinnlichen bis skurrilen Songs. Konzentrieren wir uns auf ein paar weibliche Sichtweisen. Nicht aus emanzipatorischen Gründen, sondern einfach weil es Spaß macht. Zumindest in meinem engeren Kreis (mit Menschen zwischen 14 und 79) sind es immer noch mehrheitlich Frauen, die in der Adventszeit voller Begeisterung dekorieren und über Feiertagsmenüs nachdenken, auch haben sie meist ein besseres Gespür für die richtigen Geschenke.

Und in jüngerer Zeit kamen die interessantesten Weihnachtswerke eben auch von Frauen – weil es ihnen mühelos gelingt, Traditionelles wie „Have Yourself A Merry Little Christmas" mit realistischeren Betrachtungen des Feiertags-Irrsinns zu verbinden. Auf *„Tinsel And Lights"* trauert Tracey Thorn im Titelsong den unbeschwerten Zeiten hinterher („We all have some things about how the time goes/ That we'd rather not know") – und verliebt sich doch wieder in diese magische Jahreszeit. Kacey Musgraves singt in „Christmas Makes Me Cry" (*„A Very Kacey Christmas"*), sie versuche ja immer, schöne Feiertage zu haben, aber dann fange sie an, all diejenigen zu vermissen, die nicht mehr da sind, und dann komme die Einsamkeit. Bei Thea Gilmore wird das Chaos der menschlichen Natur sowieso stets mitgedacht, auch auf *„Strange Communion"*, wo sie vom „Drunken Angel" erzählt und in „December In New York" konstatiert, dass Sentimentalität nicht ihr Job sei. Bei Jewel ist das naturgemäß anders, die singt auf *„Joy: A Holiday Collection"* auch das „Ave Maria", „Joy To The World" und „Gloria"; sogar eine Weihnachtsversion ihres Hits „Hands" hat sie sich ausgedacht.

Auch empfehlenswert sind *„Noël"* von der hier besonders zauberhaften Joan Baez, *„Wintersong"* von Sarah McLachlan und *„Midwinter Graces"* von Tori Amos. Wer es wilder mag, ist mit Amanda Shires' *„For Christmas"* gut bedient. Die hat gar kein Lametta vor den Augen, sondern beschreibt die Ambivalenz des Familienfests in Stücken wie „Gone For Christmas" angemessen – sie möchte endlich mal einen echten Baum, aber eigentlich will sie nur ihre Ruhe: „I want fifty-two weeks paid vacation/ I want to own my own radio station/ And I want you gone for Christmas." Wer kennt das nicht?

Das beste deutsche Weihnachtsalbum stammt übrigens nicht von Helene Fischer, sondern immer noch von Andrea Jürgens.

„They say, ‚Have a happy holiday'/ And every year, I swear, I sincerely try ..."

FOTO: GETTY IMAGES ILLUSTRATION: STUDIO PONG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Nadine Khouri
Another Life
★★★★☆

Songs zwischen Abschied und Ankunft

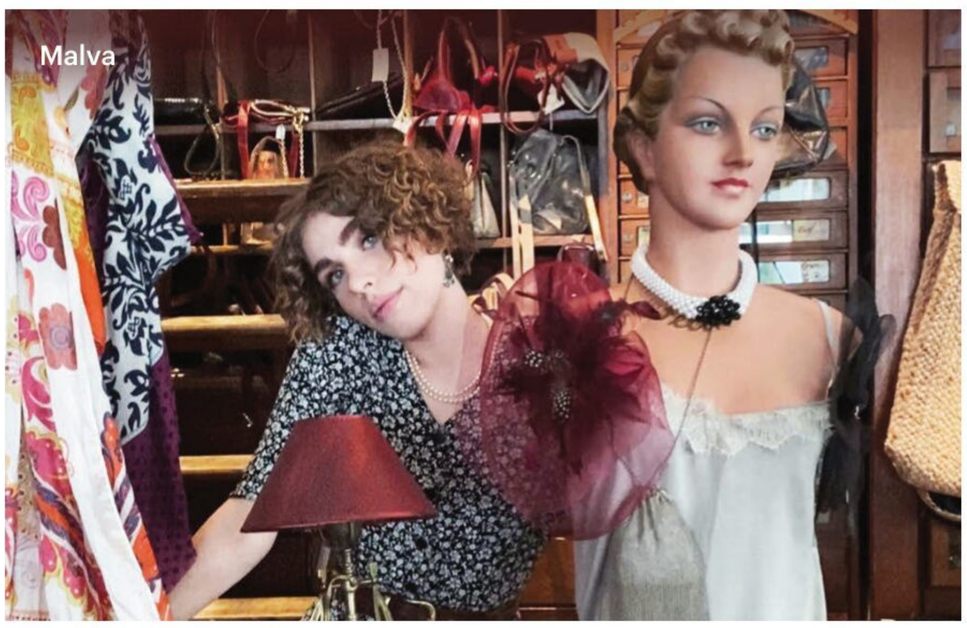
Eine angenehme Schlaffheit prägt dieses Album. Fühlt sich so das „andere Leben“ an? Jeder Gitarrenakkord ein langes, genüssliches Ausatmen. Wie kleine Wolken ziehen minimalistische Piano- oder Saxofon-Akzente durch die von Nadine Khouris warmer Altstimme getragenen Songs. Die in Beirut geborene, in London lebende Sängerin interessiert sich auf *„Another Life“* für die vielen Dinge, die zuletzt verloren gingen, durch Krieg, Flucht, Pandemie oder Social Media. Mit dem Musiker/Produzenten John Parish (PJ Harvey) öffnet sie ihren Gefühlen und Gedanken sorgsam kuratierte Räume, angenehm schattige Plätze zwischen Blues, Laurel-Canyon-Rock und einer Melancholie, die sich so ähnlich auch im gloomy Folk von Marissa Nadler findet. *(Talitres)* **JÜRGEN ZIEMER**

Moka Efti Orchestra
Telegramm
★★★☆☆

Vielfältige Cocktailkirschen-Tracks jenseits von Weimar

Die „kleine Big Band“ aus der Hauptstadt formierte sich mit der ersten Staffel von „Babylon Berlin“. Das war 2017. Mittlerweile haben sich Kapellmeister Mario Kamien, Sebastian Borkowski und Nikko Weidemann vom Vibe der Weimarer Republik gelöst. Zwar ist mit der Litauerin Severija eine frühere Protagonistin dabei, doch deren Vokal-Parts in zwei englischen Songs treffen auf zeitlose Cocktailkirschen-Sounds. *„Telegramm“* driftet über elf Tracks – darunter eine Interpretation von Brecht und Weills „Surabaya Johnny“ – irgendwo zwischen Kurt Edelhagen und heutigen Lounge-Arrangements. Ein vielfältiger Parcours mit flotten Instrumentals wie „Eilmeldung“ oder der Pianoballade „Last Chance Sweet Valentine“, gesungen von Clemens Rehbein von Milky Chance. *(Motor/Edel)* **RALF NIEMCZYK**

FOTO: CLAUDIA SOBE


Malva

Klares Leuchten

Die junge Münchnerin setzt auf Sehnsucht und Schnapsideen

Von JÖRG FEYER

Malva
Das Grell in meinem Kopf
TRIKONT
★★★½☆

Nicht gerade Duden-kompatibel, der Albumtitel. Doch jenseits von Grammatik könnte er auch in die Irre führen – unter der Prämisse, dass das, was da im Kopf der Künstlerin ist, sich zumindest ähnlich den Weg nach draußen bahnen müsse. Doch grell ist gar nichts an diesem erstaunlichen Debüt dieser gerade mal 20-jährigen Münchnerin, das Malva (Scherer) mit ihrem Kreativpartner Quirin Ebnet (Instrumente, Technik, Produktion) erarbeitet hat. In Summe ergeben diese rund 35 Minuten vielmehr ein mattes, gleichwohl stets klar konturiertes Leuchten, gespeist von der Sehnsucht, im eigenen Schatten verschwinden zu können. Und der Einsicht, dass das unmöglich bleiben wird.

Dabei kehrt Malva am Ende wieder zum Anfang zurück, sie beschreibt sowohl ihre Entwicklung als Performerin als auch den musikalischen Bogen von *„Das Grell in meinem Kopf“*. „Pieces And Shards“ empfängt uns direkt auf der Bettkante, intim, nicht exhibitionistisch. Zum Kehraus spendiert sie dem Song „full range“ – eine dezente Funky-Note, extrovertierter, nicht besinnungslos.

Dazwischen lockt der Indie-Pop von „Middle Of Nowhere“, der Malva auch als Vokalistin mal weiter vor die Tür lockt. Ein Off-Beat, der sich sanft zu der Fremdelnden im „Second Floor“ aufschwingt (unwillkürlich steht nebenan Suzanne Vegas „Luka“ in der Tür, auf derselben Etage unbehaust). Auch verhaltener Ballroom-Schwof („Dance With The Devil“) oder ein Frühlingserwachen zwischen Beats und Barpiano um „10 Uhr 10“. Aber zwischendurch schnell zurück auf die Bettkante! „I Drank Your Texts Earlier That Night“.

Später wird Malva sogar eine Schnapsidee trinken, in einem von zwei Poesie-Zwischenspielen, unterlegt mit Alltagssounds. Umstandslos war sie schon vorher vom Englischen ins Deutsche gewechselt, um sich etwa die schöne Metapher „Kandierter Kummer“ nicht entgehen zu lassen. Sie wissen schon, dieser Hauch Behaglichkeit, der selbst tiefe Tristesse umwehen kann.

Manchmal spricht doch nichts gegen vertonte Tagebücher. Malva beginnt ihre Eintragungen gern mit einem „Liebe Patti“. As in: Smith.

45s

VON WOLFGANG DOEBELING

Thee Headcoats Sect
A Tribute To Don Craine EP
★★★½☆

Ihren semi-legendären Status erwarben Downliners Sect dank etlicher fehlgeschlagener Versuche, mit ihren Rhythm-&-Blues-Platten einen Fußabdruck in den Charts zu hinterlassen, damals, 1964 bis 1966, also in der Blütezeit des Genres. Ihr Sänger und Anführer, Don Craine, starb unlängst, und ihm zu Ehren hängten Thee Headcoats um Wild Billy Childish nun ein „Sect“ ans Namensende und hauten für diese honorige Tribute-EP vier stilverwandte Heuler raus, adäquat rau und ungeschliffen. *(Damaged Goods)*

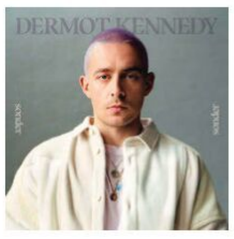
Sprints
Literary Mind
★★★★☆

Ganz so frenetisch und rabiat wie ihre letztjährige Single „A Modern Job“ ist „Literary Mind“ nicht, auch wenn es das Punk-Quartett aus Dublin wieder zünftig krachen lässt. Doch sind die Gitarren weniger aggressiv, Karla Chubbs Vocals nicht so völlig aus dem Häuschen, und das Mantra „She’s got a literary mind and a literary look“ gibt lieber Rätsel auf, als dem Verständnis auf die Sprünge zu helfen. *(Nice Swan)*

Trae Sheehan
Dressed For Dinner
★★★½☆

„Maybe I’ll take up smoking so I’ll have something to do with my hands“, erwägt Trae Sheehan eingangs des ersten Tracks dieser 10inch-EP. „Pros & Cons Of A Non-Smoker’s Smoking Habit“ heißt der, und auch die anderen fünf Songs umkreisen nicht gerade existenzielle Nöte, das aber ähnlich gewieft und durchaus selbstironisch. Dazu passt, dass der in Nashville beheimatete Künstler in seiner Bio stolz vermerkt, er habe bereits die Top 100 der Americana Radio Charts geknackt. Orangetransparentes Vinyl. *(Bandcamp)*

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



Dermot Kennedy
Sonder
★★½☆☆

Perfektes Malen nach Zahlen, ohne Überraschung

Früher bekam man im Irish Pub zum Stout die Dubliners oder die Corrs als Beschallung. Heute ist es weltweit Dermot Kennedy. Der irische Senkrechtstarter schafft es wie kein anderer, Singer-Songwritertum mit modernen Trap- und HipHop-Elementen zu verknüpfen und damit auch Leute zu erreichen, die sich normalerweise nichts aus Musik machen. Natürlich fehlt das „-stellung" hinter dem Titel seines zweiten Albums. Hier gibt es keine Überraschungen, doch mit Zeilen wie „So just kiss me the way that you would if we died tonight" kann jeder etwas anfangen, und Kennedys Rod-Stewart-mäßige Pianoballaden sind wie Chipstüten aufm Küchentisch: Braucht man nicht, aber wenn sie schon mal da sind, kann man sie auch konsumieren. *(Universal)*

FRANK LÄHNEMANN

Clemens Christian Poetzsch
Chasing Heisenberg
★★★☆☆

Romantische Neoklassik-Klavierpassagen

Nein, der Titel ist keine Anspielung auf „Breaking Bad". Der Dresdner Pianist gründet seine dynamische Kollektion von Klavierpoetereien auf der Heisenbergschen Unschärferelation. Mit Quantenphysik haben Stücke wie „Helle Welten" und „Anmut" natürlich wenig zu tun. Sie verraten aber mit ihrer romantisch angeräucherten Rhetorik, dass hier stille Brüter und Sinnsucher auf ihre Kosten kommen. Wie viele Kollegen der Neoklassik-Klavierschule schöpft Poetzsch, der auch schon für Rammstein arrangiert hat, aus dem kompositorischen Reservoir von Programmmusik, Jazz und Filmmusik. Manches erstaunt durch einen improvisatorischen Spannungsbogen, anderes tapst fast etwas in Richtung Mickey-Mousing. *(Neue Meister/Edel)*

MARC VETTER

Bruce Springsteen

Goldene Songs

Springsteen holt apokryphe Lieder der Sechziger ans Licht

Von ARNE WILLANDER

Bruce Springsteen
Only The Strong Survive
COLUMBIA/SONY
★★★★½

Dies ist kein Album mit Coverversionen von Soul-Songs. Aber es ist auch ein Album mit Coverversionen von Soul-Songs. Bruce Springsteen ist ein Historiker des amerikanischen Liedes, und vor allem hat er ein Elefantengedächtnis. Seine Absicht war es, „to do justice to the Great American Songbook of the 60's and 70's". Dafür ging er zu Motown und Stax/Volt und suchte Songs aus, die zwar nicht obskur sind, aber mitunter wenig bekannt.

Andererseits ist „The Sun Ain't Gonna Shine Anymore" in der Version der Walker Brothers natürlich sehr berühmt – gewesen. Diese Art von Melodram, von Pathos und Bravado hört man heute nicht mehr im Radio. Bob Gaudio und Bob Crewe haben das Stück 1966 den Walker Brothers gegeben. Natürlich kann Springsteen nicht wie Scott Walker singen – deshalb ist seine Version umso grandioser. Jerry Butler, Kenny Gamble und Leon Huff sind mit zwei Songs vertreten: „Only The Strong Survive" und dem noch besseren „Hey, Western Union Man", 1968 eine Single von Jerry Butler (und ein moderater Hit). Das Songschreiber-Team Holland-Dozier-Holland kommt nur einmal vor: mit „7 Rooms Of Gloom" von den Four Tops, 1967. „I Forgot To Be Your Lover" von Booker T. Jones und „Soul Days" singt Springsteen, ein Bewunderer des Duos Sam & Dave, mit Sam Moore. „Nightshift", ein Song der Commodores (nach Lionel Richie) von 1985, fügt sich nicht in den von Springsteen vorgegebenen Rahmen.

Aber was kümmern ihn Rahmen? Wenn man dieses Album hört, dann gerät man in Euphorie über so viele fantastische Songs, die man nie gehört hat. Von deren Autoren man nichts weiß, manchmal auch nichts von den Sängern. Springsteen weiß. Ron Aniello hat die Platte produziert und die meisten Instrumente gespielt, die E Street Horns haben exzellente Bläsersätze einstudiert, und Rob Mathes hat bei fast allen Songs die Streicher-Arrangements besorgt. Im Background-Chor singen Patti Scialfa und Soozie Tyrell.

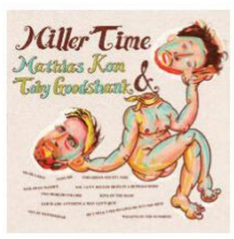
Es ist also auch eine Familienangelegenheit, wie so oft beim späten Springsteen – aber eine, bei der das Dach abhebt.

Június Meyvant
Guru
★★★½☆

Isländischer Retro-Soul mit psychedelischer Weite

Auch auf seinem dritten Album inszeniert Unnar Gísli Sigurmundsson aka Június Meyvant seine Musik als Retro-Soul mit Seventies-Songwriter-Gefühl – diesen Sound hatte der Isländer auf dem Vorgänger, *„Across The Borders"* (2019), auf den Punkt gebracht. Doch es kommt eine psychedelische Weite dazu, etwa bei dem passend betitelten „Guru", in dessen großen Hallräumen aufgekratzte Gitarren flottieren, entrückte Flöten geistern und der Sänger selig summt. Das erweiterte Sounddesign steht Meyvant gut, hielt man ihn doch nie für einen bloßen Revivalisten, sondern für einen eigenwilligen Künstler, der auch großartig produzieren kann. Die Liebe zum klassischen Soul ist weiterhin das entscheidende Merkmal, zu hören etwa in dem sanften „Rise Up". *(Record/Broken Silence)*

JÖRN SCHLÜTER



Mathias Kom & Toby Goodshank
Miller Time
★★★☆☆

Noch eine Verbeugung vor Roger Miller schadet nicht

Seinen König der Straße sollte man kennen. Aber „Dang Me", „You Can't Roller Skate In A Buffalo Herd", „My Uncle Used To Love Me But She Died"? Nach dem stargespickten *„King Of The Road"*-Tribute von 2018 kann ein weiteres zum 30. Todestag nicht schaden, um einen Songwriter im Bewusstsein zu halten, der Country war, aber ein bisschen auch nicht, wenn er Absurdes und Existenzielles mit lakonischem Humor versöhnte. Mathias Kom (The Burning Hell) und Toby Goodshank (The Moldy Peaches) vergessen auch Millers Disney-Stippvisite nicht („Oo-De-Lally", „Not In Nottingham"). Kabinettstück: „Fair Swiss Maiden", fast noch mehr down in the valley als das Original. *(BB*Island)*

JÖRG FEYER

FOTO: ROB DE MARTIN

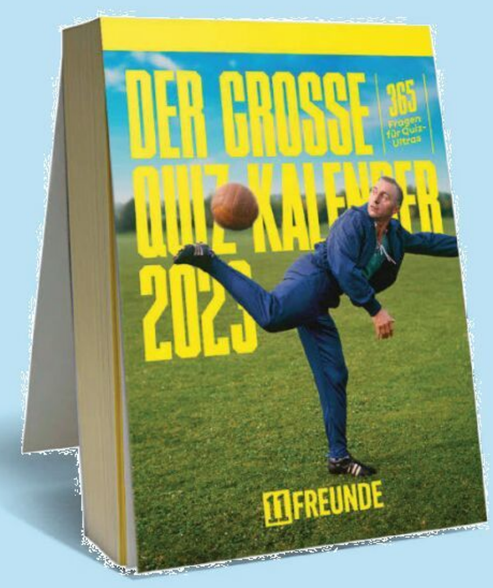
© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

11FREUNDESHOP

ab 15,90 €

KOMBI-ANGEBOT*: BEIDE KALENDER BESTELLEN FÜR 42 € STATT 47,90 €.

*Rabatt wird im Warenkorb abgezogen



Die 11FREUNDE-Kalender für 2023: „Die ganze Welt ist ein Spielfeld“ ist unser XL-Wandkalender in 60 x 42 cm mit 12 + 1 wundervollen Fußballplätzen aus aller Welt. (32 €) „Der große 11FREUNDE Quiz-Kalender“ kommt mit 365 Fußball-Knobeleien für jeden Tag des neuen Jahres. (15,90 €)

24,90€

Der Fußball, mein Leben und ich Vol. 2

ab 22€

Poster „King Eric“, Design: Ronny Heimann

Das Kaufhaus für Fußball-kultur

↓

shop.11freunde.de

44,95€

Italy 1990 World Cup Emblem T-Shirt

Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen, zu finden unter shop.11freunde.de/agb. Alle Preise für Lieferungen innerhalb Deutschlands inkl. MwSt. Preise für andere Lieferländer können abweichen und werden im Warenkorb bei Auswahl des Lieferlandes angezeigt. Für Lieferungen innerhalb Deutschlands und nach Österreich gilt eine Versandkostenpauschale von 4,95 € und Versandkostenfreiheit ab 80 € bzw. generelle Versandkostenfreiheit für Abonnenten von 11FREUNDE.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Hawa
Hadjabangoura
★★★½☆

R&B, Rap, Afrobeat als Stream of Consciousness

Kaum hat man hineingefunden in das eigentümliche Album der 21-Jährigen, die in Berlin geboren wurde und erst in Guinea und dann in New York aufwuchs, ist *„Hadjabangoura“* schon wieder vorbei. In insgesamt nur 18 Minuten tun sich aber in elf Liedern wie „Gemini“ „Mmmm“ oder „Eater“, die zwischen 21 Sekunden und drei Minuten kurz sind, fantastische musikalische Welten auf, die lange nachklingen und in denen Hawa eigenwillig, verspielt und in alle Richtungen offen R’n’B, Rap und Afrobeat vermengt. Wie sie zum Beispiel in „Trade“ zu einer tiefen Basslinie ein Stimmenknäuel erzeugt, aus dem Worte und Satzfetzen wie „déjà-vu“ oder „trust in you“ auftauchen, und ihren Gedankenfluss virtuos in Musik übersetzt – das ist große Kunst. *(4AD/Beggars)* **GUNTHER REINHARDT**

Cloud Management
Cloud Management
★★★★☆

Die neue Sachlichkeit im Groove

Die erste Referenz, die einem einfällt, ist der hypnotische Krautrock von Can oder Cluster. Nur viel dichter, dringlicher und digitaler. Ineinander verschränkte Polyrhythmen wollen weiter und weiter – und nehmen den Hörer mit. Das geht von Fußwippen bis zu Ausdruckstanz (nur solange keiner zuschaut). Das Trio hinter dem betont nüchternen Namen besteht aus Thomas Korf und Sebastian Kokus (von der Hamburger Post-Kraut-Band Love-Songs) und dem eher experimentell arbeitenden Ulf Schütte. Bei Bureau B erschien 2021 bereits das Album *„Spannende Musik“*. Trotz der oben genannten Referenzen machen es sich Cloud Management nie in einer Retro-Nische gemütlich, Tracks wie „Cosmoposition“ sind eher ein Modell für die Zukunft des Groove. *(Altin Village)* **JÜRGEN ZIEMER**

KO KO MO
Need Some Mo’
★★★½☆

Vintage-Rock von einem französischen Duo

In Frankreich (und weltweit im Streaming) ist das zweite Album des Classic-Rock-Duos aus Nantes schon länger zu hören, jetzt auch hierzulande: Warren Mutton (Gesang/Gitarre) und Kevin Grosmolard (Schlagzeug) spielen auf *„Need Some Mo’“* Riffs, die sowohl Jimmy Page und Ted Nugent als auch Jack White und Wolfmothers Andrew Stockdale gefallen würden. Experimentierten KO KO MO zuletzt noch mit Garage und Stoner, geht es hier um Vintage Rock mit tollen Farben im weit über die Duogrenzen erweiterten Produktionsdesign. Muttons ungewöhnlich hohe Stimme erinnert an den frühen Geddy Lee (Rush), etwa beim Titellied, einem Uptempo-Glamrocker. Die bekannte Coverversion von Indeeps „Last Night A DJ Saved My Life“ ist auch dabei. *(PIAS)* **JÖRN SCHLÜTER**

Special Interest
Endure
★★★☆☆

Rabiater Polit-Punk aus New Orleans

Electronica und Punk, Hardcore und Industrial bestimmen den Sound des Quartetts aus New Orleans. Und Special Interest machen keine Gefangenen: In den moderateren Momenten wirken sie wie eine Guerillaversion von Gossip, in den härteren Stücken wie zerrissene Nylons in einer Bierlache. „Cherry Blue Intention“ gibt den Ton vor, Sängerin Alli Logout wütet zu stampfender Drum Machine. „Foul“ endet in polyphonem Geschrei. Aber Special Interest können ihren Unmut auch in Popform („Midnight Legend“) und Art-Rock à la TV On The Radio („Love Scene“) hyperventilieren. „Concerning Peace“ demonstriert dann wieder: Diese Band kommt nicht, um zu gefallen – ihr Terrain ist die Müllkippe des amerikanischen Traums. *(Rough Trade/Beggars)* **MAX GÖSCHE**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN – VON MARC VETTER

Helmut Debus
Angst legg die slapen
★★★½☆

Jedem Künstler sei ein spätes Großwerk gegönnt! Der inzwischen 73-jährige Helmut Debus bereichert seit einem halben Jahrhundert die deutsche Musikszene mit seiner niederdeutschen Mundart-Songpoesie. Gemeinsam mit dem musikalischen Tausendsassa Martin Gallop (bekannt aus Funk und Fernsehen durch seine Zusammenarbeit mit Louisan und Lindenberg) grundiert er seine neuen Lieder für die gerüttelte Seele nun mit instrumentellem Pathos. Debus’ Stimme schnarrte noch nie so dunkel und vom Seegang schwermütig geschüttelt. So gelingt die Verneigung vor Vorbildern wie Bob Dylan und Leonard Cohen völlig ohne Klischees und im besten Sinne rührend. *(Fuego)*

Aoife Nessa Frances
Protector
★★★★☆

Den Nachfolger ihres erstaunlichen Debüts nahm die Irin nicht in Dublin auf, sondern sehr nah bei sich und ihrer Familie in County Clare. Die überwältigende Landschaft mag die intimen Psych-Folk-Skizzen, manchmal nah bei Mazzy Star, inspiriert haben. *(Partisan/PIAS)*

Jesse Tabish
Cowboy Ballads, Part I
★★★★☆

Jesse Tabishs starkes Solodebüt klingt oft nach seiner Band Other Lives, also cineastisch und frei von Refrainzwängen. Hinzu kommen aber Stimmhall, Spaghettiwestern-Atmosphäre und private Sottisen. Country in Anführungszeichen, aber ohne Ironie. *(PIAS)*

Dives
Wanna Take You There
★★☆☆☆

Der charmante Girls-Rock der Wienerinnen tappt mit dem zweiten Album in die Eingängigkeitsfalle. Er will von allem – süßlicher Indie-Pop, sanft-feministische Innerlichkeit, patzige Gesellschaftskritik – etwas sein und wirkt doch nie zupackend. *(Siluh)*

John Moods
The Great Design
★★★☆☆

Das ehemalige Türen-Mitglied bleibt spirituell: Serviert wird schwebender Minimal-Pop, manchmal mit Ausreißern in Richtung Yacht-Rock. Eine zuweilen esoterisch blubbernde Meditation über Zeit und Vergehen, garniert mit Eighties-Sound-Tricksereien. *(Mansions And Millions)*

Ghost Car
Truly Trash
★★★☆☆

Der feministisch angestachelte Garagen-Punk mit Synthie-Einschlag der Newcomer ist ein Spagat zwischen 60er- und 80er-Jahren und sendet Grüße an Amyl And The Sniffers. Trotz starker Melodien und viel Botschaft trüben einige plumpe Störfeuer das Gesamtbild. *(One Litte Independent/Cargo)*

Jenny Thiele
Killing Time
★★★½☆

Die zweite Soloplatte der Keyboarderin von Fortuna Ehrenfeld entblättert zu zurückhaltender Instrumentierung wundervoll sanftmütige, introvertierte Folk-Pop-Weisheiten über eine garstiger werdende Welt. *(Hey!blau)*

Paolo Baldini DubFiles
LA.B. In Dub
★★★☆☆

Der Reggae-Funk von L.A.B. lockt in Neuseeland Stadionpublikum an. Nun kommt der Umweg in die Clubs: Der italienische Dub-Experte Paolo Baldini DubFiles zersplittert und elektrifiziert die Musik der Band und entfaltet ihr psychoakustisches Potenzial. *(Echo Beach)*

Laura Jean
Amateurs
★★★½☆

Schon der eingängige Folk-Pop-Einstieg mit „Teenager Again“ ist hier das Eintrittsgeld wert. Die Australierin mischt unbekümmert Barockes und Trashiges und bekommt dabei herzhafte Backing Vocals von Aldous Harding und Marlon Williams spendiert. *(Chapter/Cargo)*

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

SOUNDS

RÄUSCHE UND GERÄUSCHE – VON JENS BALZER

Stella Sommer
Silence Wore A Silver Coat
★★★★☆

Imposantes Winter-Epos mit 24 barocken Songs

Die 34-Jährige aus Sankt Peter-Ording ist eine der fleißigsten Musikerinnen im deutschen Sprachraum. Im Wechsel mit ihrer Band Die Heiterkeit liefert Sommer in hoher Frequenz Soloalben ab und findet dazu Zeit für Nebenprojekte wie Die Mausis. In einem Interview mit der „Taz" wusste sie mal zu berichten, dass ihre neue Berliner Wohnung zwischen den Gedenktafeln für Marlene Dietrich und Hildegard Knef liegt, im Stadtbezirk Schöneberg.

Das mag eine biografische Notiz sein, sie bedeutet gleichzeitig aber auch eine Verortung ihrer Kunst, ist doch ihre tiefe Stimme vielfach mit der „der Knef" verglichen worden und das verschleppte Tempo ihres Vortrags erinnert an deren Gesangstechnik. Den sicherlich vorhandenen Willen zur Disziplin könnte Sommer von Dietrich übernommen haben. Bleibt noch Nico, die dritte große Kollegin, die atmosphärisch durch ihr Werk geistert. Stella Sommer – man kann es nicht anders sagen – ist sehr deutsch. Im positiven Sinne.

In den 24 (!) Songs ihres Doppelalbum singt sie englisch, mit vielen Denkpausen im Märchenerzählerinnen-Modus. Herbstlich, fast weihnachtlich gestimmt durchschreitet sie spärlich instrumentierte Nebelbänke oder die Chorpassagen der „Frozen Air". Die Beats-per-Minute-Zahl ist kaum messbar. Es sind ruhige, bedächtige Balladen, die oft kaum vom Fleck kommen. Sommer kann so was, wie Nick Cave oder Bill Callahan, die männlichen Meister zwischen Kontemplation und Schmerz. Es gibt zwar Titel wie „Sorrow Had A Brother", aber es sind nicht per se Trauerstücke. In ihren Sepia-bis-Anthrazit-Tönungen kreiert Sommer eine letztlich wohlige Kaminzimmeratmosphäre. Es riecht nach Kienholz und schwerem Rotwein.

Alle ihre bisherigen Alben changierten in verschiedene Richtungen, waren dabei aber „unverkennbar Sommer". Bei diesem romantischen Zyklus könnte man sagen, dass sie zu sich gefunden hat. Doch Küchenpsychologie kann hier raus. Es ist schlicht beeindruckend gut gelungen. *(Buback)*

RALF NIEMCZYK

FOTO: BEN DE BIEL

Pole *Tempus* ★★★½☆

Die Zeit ist schon immer ein Leitmotiv im Schaffen von Stefan Betke alias Pole gewesen: das Vergehen der Zeit, das Verklingen der Dinge, das Verwehen von Rhythmen und Melodien in endlos wirkenden Echos. Sein letztes Album, *„Fading"* (2020), handelte vom Verschwinden der Erinnerung und vom Erlöschen des Gedächtnisses. Er hatte es seiner demenzkranken Mutter gewidmet. Sein neues Werk, *„Tempus"*, schließt direkt dort an und hebt Poles Ästhetik zugleich auf eine neue Ebene: Die vom Dub-Techno inspirierten warmen Hallräume und Bässe, die magnetisch flirrenden Klangfundamente und die schleichenden, manchmal stolpernden Beats verbindet er mit sachten Klaviermelodien und synthetischen Sounds, die nach gestopften Trompeten klingen oder nach Waldhörnern, in die jemand röchelt. Manchmal schwellen auch schwer zu bestimmende Sirr-, Surr- und Sägegeräusche auf und ab. Diese Musik wirkt in sonderbarer, faszinierender Weise wohlig wattig und ist zugleich hypersensibel schrill zugespitzt, wie eine Erinnerung, die manchmal ganz klar ist und dann wieder im Ungefähren versinkt. *(Mute)*

This Immortal Coil *The World Ended A Long Time Ago* ★★★★☆

Auch dieses Album handelt von der Erinnerung, von der Bewahrung von Musik durch Neuinterpretation. This Immortal Coil hieß ein Ensemble, das sich nach dem Tod des Coil-Mitbegründers Jhonn Balance 2004 zusammenfand, um die elektronisch geprägte Musik von Coil mit analogen Instrumenten zu interpretieren. 2009 erschien mit *„The Dark Age Of Love"* ein erstes Album, unter anderem mit Bonnie „Prince" Billy, Matt Elliott und Yann Tiersen. Kurz darauf starb mit Peter „Sleazy" Christopherson das letzte verbliebene Coil-Mitglied. Ihm zu Gedenken hat Stéphane Grégoire, Chef des Labels Ici d'ailleurs, das Projekt nun wiederbelebt: Auf *„The World Ended A Long Time Ago"* hört man unter anderem Aidan Baker von Nadja an der Gitarre und Christine Ott am Ondes Martenot. Hinreißend sind besonders die Gesangseinsätze von Matt Elliott und David Chalmin, Letzterer mit dem unbehaglich aktuellen „Cold Cell", dem Klagelied eines russischen Häftlings, der sich vor der Deportation fürchtet: „O Lord, save my sinful soul/ From local punishment/ From the far-away zone." *(Ici d'ailleurs)*

Marcel Dettmann *Fear Of Programming* ★★★½☆

Wie Coil in ihrer ursprünglichen, also elektronisch geprägten Form klingt Marcel Dettmann zu Beginn seines neuen Albums. „Coral" ist ein dunkler, mystisch unscharfer, erotisch aufgeladener Ambient-Track. Aber er wird sogleich von amtlichen Technobrettern gefolgt, von zickig in der Tonleiter auf und ab hüpfenden 8-Bit-Melodien umrankt und von blubbernden Bässen begleitet. Dettmann wirkt seit über anderthalb Jahrzehnten als Resident DJ im Berghain und beglückt das tanzende Publikum zur Morgenstunde gern damit, dass er frühe Depeche Mode oder andere Industrial-Disco-Klassiker in den Mix wirft. Auch auf *„Fear Of Programming"* kommt er immer wieder auf die Kälte und Dunkelheit der Achtziger-Elektronik zurück. *(Dekmantel)*

Connie Constance
Miss Power
★★★½☆

Pop und Empowerment der talentierten Britin

2019 veröffentlichte Constance Rose Power alias Connie Constance ihr Debütalbum, *„English Rose"*, auf dem die nigerianisch-britische Songschreiberin lustvoll Soul, Pop, Trip-Hop und Punk mischte. *„Miss Power"* dokumentiert ihre Entwicklung seither: die Suche nach sich selbst, nach einer kreativen und einer persönlichen Identität, nach starken weiblichen Vorbildern und einem Label, das nicht ihre Hautfarbe vermarktet, sondern ihr Talent. „Till The World's Awake" pulsiert denn auch fröhlich empowernd. Der Titelsong versucht den unverschämt eingängigen Chorus mit verzerrtem Indie-Rock-Bass abzufangen, ist aber doch eher Dua Lipa als M.I.A. Nur die Riot-Grrrl-Nummer „Kamikaze" stört die ansonsten erstaunlich homogene Pop-Platte. *(PIAS)*

MAX GÖSCHE

Nickelback
Get Rollin'
★★☆☆☆

Etwas Krach, viel Emo-Bombast, fast Selbstparodie

Geliebt und gehasst – in anderer Reihenfolge. Nickelback, in den USA die zweiterfolgreichste ausländische Band ever, sind berühmt dafür, berüchtigt zu sein. Bashing-Memes pflastern ihren Weg seit dem Hit „How You Remind Me". Vorwurf: Die Band von Chad Kroeger, damals mit Jesuslocken, raspele Rock-Plattitüden ohne kreativen Impuls – flankiert von der Musikdollarindustrie. Und diesmal? Mit „San Quentin" und „Skinny Little Missy" donnern die Kanadier anfangs ihrem Softie-Image entgegen. Dann dominiert uninspirierter Emo-Bombast aber doch. „Does Heaven Even Know You're Missing?", „Those Days" oder „Horizon" sind so greasy, dass sie ihre eigene Parodie sein könnten. Hassenswert? Nein. Nur eben auch nicht gut. *(BMG)*

RÜDIGER KNOPP

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Red Hot Chili Peppers
Return Of The Dream Canteen
★★★★☆

Manchmal kommen sie wieder – mit neuer Energie

Was für ein Fest muss das gewesen sein neulich in Malibu/Kalifornien bei dieser anscheinend nicht enden wollenden Red-Hot-Chili-Peppers-Session zur Feier der Rückkehr des verlorenen Sohnes John Frusciante! Die vier Musiker haben knapp sechs Monate nach ihrem Doppelalbum *„Unlimited Love“* ein weiteres, ihr offiziell 13. Werk veröffentlicht - gleiche Aufnahmesession, gleiche bewährte Belegschaft, gleiche verlässliche Rick-Rubin-Produktion.

Und inzwischen kommt es eh nur noch darauf an, ob man sie überhaupt leiden mag, die Endfünfziger mit ihrer aus der Zeit gefallenen Rock-Attitüde und ihrer musikalischen Expertise. Oder ob man sie unter „Alternde weiße Männer mit Tattoos“ ablegt. Gehört man zur ersten Gruppe, dann liefert einem *„Return Of The Dream Canteen“* zuverlässig Erwartbares: Es geht ab, es wird psychedelisch, es zitiert Hendrix („Carry Me Home“), es zeigt Mut zur - auch tätowierte Männer können Gefühle - hochromantischen Zweierbeziehung („La La La La La La La La“), es wimmelt von präsenten Flea-Basslinien, es wartet mit hübschen Refrains und vielen, vielen ausgespuckten Anthony-Kiedis-Reimen auf. Und es ehrt Eddie Van Halen, sogar mit Humor: In „Eddie“ singt Kiedis, kurz bevor Frusciante sich so richtig im Gniedeln verliert: „Please don’t remember me for what I did last night/ I guess I played a Flying V.“

Gehört man zu den Peppers-Hatern, dann hört man auch hier nur das verstaubte, ewig gestrige, wenn auch seit dem letzten Album recht gemäßigte Großkotzmännerdasein, über das die Peppers sich einst mit Socke auf der Gurke und Baseballcap auf der Mähne in die Erinnerung groovten. Die Bläser-Experimente - zum Beispiel ein scheußliches 80er-Jahre-Saxofon im Outro von „My Cigarette“ oder die viel angenehmere, folkige Sechsachtel-Mariachi-Trompete in „Handful“ - lassen einen aber immerhin zuhören, im Guten wie im Schlechten. Denn beides stimmt: Die Peppers sind, was sie sind und was sie immer waren. Friss das oder zieh Leine. *(Warner)*

JENNI ZYLKA

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER

Candlemass *Sweet Evil Sun* ★★★★☆

Statt zum Nörgelpott zu werden, kann man seine miese psychische Konstitution als alter weißer Mann auch einfach ästhetisch sublimieren – im Doom Metal. Candlemass haben bereits 1986 mit ihrem Debütalbum, *„Epicus Doomicus Metallicus“*, eines der Referenzwerke des Post-Sabbath-Doom vorgelegt. Jetzt im Alter verkörpern sie das Genre wie kaum eine zweite Band. Deshalb musste schon auf dem Vorgänger, *„The Door To Doom“*, Johan Längqvist zurückkommen, der Sänger vom Debüt. Sein sinistres Baritongegurgel legt sich wie schwarze Schmiere auf ihre düsteren Riffs. Und wenn er nicht mehr weiterweiß, zieht Lars Johansson im Solo die Melodien gerade. *(Napalm)*

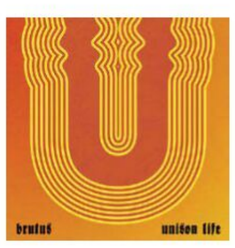
Leather *We Are The Chosen* ★★★½☆

Shrapnel-Impresario Mike Varney brachte Leather Leone 1984 mit David T. Chastain zusammen. Ihr Gossengroßmaul passte sehr gut zu diesem ungewaschenen Gitarren-Sonntagsschüler und setzte eine Weile Maßstäbe im Metal-Shouting. So obsessiv und fulminant dreckig sang damals keine andere Sängerin, und ihr offensichtlicher Widerwille oder auch das Unvermögen, dieses Organ zu domestizieren, kostete sie vermutlich eine Major-Karriere. In der Metal-Agonie der 90er-Jahre verlor Leather die Lust und trat ab. Aber die Addicts vergessen nicht. Also hat sie mit Vinnie Tex jetzt einen neuen Shredder gefunden, der ihr das erwartbar traditionelle Fundament liefert, und sie spuckt noch einmal Gift und Galle. Ihre Wut ist weiterhin eindrucksvoll. *(Steamhammer)*

Headshot *Eyes Of The Guardians* ★★★★☆

Die Bay Area liegt gleich hinterm Mittellandkanal. Das Thrash-Quintett aus Braunschweig gibt es nun fast dreißig Jahre, die Hälfte der Zeit singt Daniela Karrer, und sie ist in den letzten Jahren zu einer der herausragenden Stimmen des Genres gereift. Sie shoutet, brüllt und geifert mit einer Leidenschaft, die ansteckend ist, hat aber auch die entsprechenden Songs dafür. Hier schwingt nicht nur die Abrissbirne, hier gibt es immer wieder Hooks, die einem nicht mehr aus dem Schädel gehen, und die Kompositionen sind abwechslungsreich und anspruchsvoll. Zusammen mit den exzellenten Leadgitarren ergibt das ein Thrash-Album von Format. *(MDD)*

Brutus *Unison Life* ★★★☆☆



Das Herzstück des belgischen Post-Rock-Trios ist Stefanie Mannaerts, die auf der rechten Bühnenseite, das Drumkit quer zum Publikum, ihre Band mit Punch nach vorn prügelt und außerdem den Leadgesang übernimmt. Das Brutus-Songwriting lebt von den Kontrasten. Mannaerts’ fragiler, in den ekstatischen Passagen sich überschlagender Gesang trifft auf Stijn Vanhoegaerdens verträumte Soundlandschaftsmalereien, die sich mit einem Fußtritt zu mächtigen Reverb-Gitarrenwänden verdichten. Live ist das alles noch suggestiver. *(Hassle)*

Dan Mangan
Being Somewhere
★★★½☆

Ein Kanadier entdeckt die Zeit der Zärtlichkeit

Während sich draußen die Welt immer lauter kreischend um sich selbst dreht, nimmt Dan Mangan einen sanft mit offenen Armen und elektronisch aufgeladenen, raffiniert verzierten Stücken in Empfang, die im Herzen Folksongs sind. Zart-schöne Songs wie „All My People“, „All Roads“ und „Fire Escape“ vermitteln Geborgenheit und Vertrautheit. Durch das sehnsüchtige „Wish I Was Here“ flimmert dezent R&B, die Ballade „In Your Corner“ ist Scott Hutchison, dem 2018 verstorbenen Sänger der schottischen Band Frightened Rabbit, gewidmet. *„Being Somewhere“* ist ein intimes Puzzle, das Mangan in einer musikalischen Fernbeziehung mit dem Produzenten Drew Brown zusammengesetzt hat, und eine betörende Übung in Achtsamkeit. *(Arts & Crafts)*

GUNTHER REINHARDT

Dearest Sister
Collective Heart
★★★★☆

Jazz aus Schweden, der viele Erwartungen sprengt

Die „Liebste Schwester“ sind ein 2020 gegründetes Jazz-Quintett aus Schweden. Drei Frauen, zwei Männer, die die in Europa vielerorts zu beobachtende neue Interpretationsfreude für Jazz-Spielarten mit Freude befeuern. Sängerin Andrea Hatanmaa etwa hat in Finnland eine Sozialisierung in Rock und Pop erfahren. Sie erledigt ihren Part gern mit Schmackes, wie überhaupt massiv in die Tasten gehämmert und in die Instrumente getrötet wird. Bereits die Ouvertüre, „Intro“, erzeugt eine pianogesteuerte Wall of Sound. Und so energetisch pop-rockig geht es auch weiter. „Leave Me Be“ könnte ein knalliger Song von Portishead sein; überhaupt muss das Signum „Jazz“ bei Dearest Sister neu vermessen und definiert werden. Zwischen Massive Attack und Sade ist alles dabei. Tolles Debüt! *(ACT)*

RALF NIEMCZYK

FOTO: LINDA AKERBERG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Richard Dawson
The Ruby Chord
★★★★☆

Der britische Exzentriker kehrt zum Prog-Folk zurück

Stolze 41 Minuten lang ist der erste Song des neuen Albums von Richard Dawson, als ob man langsam in die immer eigenwilligen, fremdartigen Welten des britischsten aller Exzentriker hinübergleiten soll. Erst nach zwölf Minuten singt Dawson, und gleich ist man berührt von dieser Musik, die von aller Prätention befreit zu sein scheint. Manchmal singt ein Chor mit einem erhabenen Sinn für alles Menschliche, manchmal zerstört ein atonaler Ausbruch jedes Gefühl von Kohärenz. Für die Fähigkeit, etwas Grundwahres zum Ausdruck zu bringen, bekommt Dawson nicht nur im UK viel Wertschätzung.

Wundervoll ist auch „Museum", in dem es um die lange ausgestorbene Menschheit und ihr schwer nachvollziehbares Gebaren geht. Für *„The Ruby Chord"* erdachte Dawson offenbar eine Sci-Fi-Welt, in der die physische einer virtuellen Wirklichkeit gewichen ist. Englischer Folk und Abstraktion, Soft Machine und Bonnie „Prince" Billy und so viel Menschlichkeit – all das spürt man gleichzeitig. Aber vor allem Dawson selbst, dessen Perspektive auf die Musik und die Welt einzigartig ist. *(Weird World/ Domino)*

JÖRN SCHLÜTER

Jeb Loy Nichols
The United States Of The Broken Hearted
★★★★☆

Kapitalismuskritik zwischen allen musikalischen Genres

Wir kennen ihn als Meister des subtilen Country Soul, doch seinen ersten Song, „Things That Made U.S.", veröffentlichte Jeb Loy Nichols vor 41 Jahren beim Londoner Label On-U Sound. Adrian Sherwood ist seitdem ein enger Freund – kein Wunder also, dass es nach dem Reggae-Album *„Longtime Traveller"* (2010) nun eine weitere Zusammenarbeit gibt.

Mit seinem wunderbar warmen, semiakustischen Sound orientiert sich das neue Album an Bim Shermans Klassiker *„Miracle"*, alles wirkt leicht und organisch, echte Reggae-Elemente finden sich nur in einigen kraftvollen Bläsersätzen. Die Neueinspielung von „I'm Just A Visitor", einem Song von Nichols' Band The Fellow Travellers, erinnert an den Jazz-Folk von Terry Callier. Hier werden viele musikalische Fäden verflochten. In den Texten (und der melancholischen Stimmung) überwiegt eine kapitalismuskritische Haltung, auf den Punkt gebracht in der Interpretation von Sarah Ogan Gunnings „I Hate The Capitalist System". Alan Lomax nahm den Song in den 30er-Jahren auf, seine Botschaft ist heute aktueller denn je. *(On-U Sounds)*

JÜRGEN ZIEMER

Wayne Graham
ISH
★★★½☆

Prog-Americana auf ziemlich leisen Sohlen

Die Adam nicht ergebene Frau vor bzw. neben Eva. Satans Braut. Fruchtbarkeitsgöttin. Femme fatale. Emanzipations-Rolemodel. Die gute alte Lilith musste schon für vieles herhalten, vom Tanz mit Faust bis zur Namensgeberin einer Festivalreihe (Sarah McLachlan). Nun rücken zwei als Wayne Graham firmierende Pastorensöhne aus Kentucky sie eher unspektakulär ins Zentrum eines Albums, das vom Start weg – „How Was Your Night" – lieber Fragen stellt, als selbstgewiss zu predigen. Dabei basiert *„ISH"* auf Demo-Beats von Hayden Miles, was spätestens in den Sechssiebtel- und Sechsachtel-Vertracktheiten von „The Fall" und „Free Lunch" evident wird.

Dennoch funktioniert die Platte nie nur über die Grooves und entpuppt sich spätestens mit dem Zwischenspiel im zweiten Track, „Misdemeanor", auch als veritable Verbeugung vor The Grateful Dead und speziell auch Jerry Garcia („My Country Is The Sun") mit beträchtlichen Bordmitteln. Es ist Prog-Americana auf ziemlich leisen Sohlen. Aber gedaddelt wird hier nicht. Und ein Cembalo hört man in solchem Rahmen ja auch nicht alle Tage. Lilith macht's möglich. *(K&F)*

JÖRG FEYER

Sam Ryder
There's Nothing But Space, Man!
★★☆☆☆

Der neue UK-Liebling mit zu oberflächlichen Songs

Zumindest hat dieser Mann aus Essex die Ehre des Vereinigten Königreichs beim Eurovision Song Contest wiederhergestellt. In Nichtkriegszeiten hätte sich Ryder nach zuletzt diversen Flops neben Namen wie Lulu, Bucks Fizz und Brotherhood Of Man in die britische Gewinnerliste eingetragen. Und ja, eine tolle Stimme hat er! Leider neigt er zu einem schmalztriefenden Falsett und leicht alberner Vokalakrobatik.

So bleibt fraglich, ob ihm eine große Karriere bevorsteht, droht ihm doch das Schicksal vieler Castingshow-Sieger, ob austauschbare Songs und Piano-Intro-Powerballaden ohne Tiefgang. Da fehlt die Grandezza von George Michael oder Elton John. Zu viele Fließband-Songwriter und -Produzenten verderben – Hallo, Phrasenschwein! Bei der Emotions-Marter „Tiny Riot" sieht man förmlich Flammen in einer Fernsehshow emporzüngeln. Die löbliche Ausnahme: Im unaufdringlichen „Whirlwind" performt Sam Ryder einmal mit gebremstem Schaum. Möglicherweise endet er irgendwann als Darsteller in einem Queen-Musical. Und das steht auch nicht jedem offen. *(Parlophone)*

FRANK LÄHNEMANN

Verschenken Sie ein Jahr ROLLING STONE

Für Sie

- **1 Prämie Ihrer Wahl,** z. B. ein 10€-Amazon-Gutschein
- **Sie beschenken Ihren Freund oder Ihre Freundin** mit 12 Heften Musikgeschichte für nur 88 €

amazon.de 10€

Für Beschenkte

- **Alles zur relevantesten neuen Musik** und den Klassikern der Pop-Historie
- **12 Ausgaben** ROLLING STONE bequem nach Hause geliefert bekommen
- **Kündigungsfrist** Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit von 12 Monaten, danach jederzeit

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo **oder 040 – 468 605 165**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Reissues

DAS LETZTE GUTE LAND

Das Meisterwerk des Heartland Rock in einer neuen Edition mit Demos und Bonustracks

Von ARNE WILLANDER

John Cougar Mellencamp

Scarecrow

MERCURY/UNIVERSAL

★★★★★

Bevor John Mellencamp diese Platte aufnahm, musste er seinen Namen ändern – in seinen wahren Namen. In den 70er-Jahren nahm er die ersten Songs als Johnny Cougar auf, 1982 wurde er er als John Cougar mit dem Album *„American Fool“* und „Hurts So Good“ erfolgreich. Den Puma hatte die ruchlose Plattenfirma erfunden. John war ein Junge aus Seymour/Indiana und hieß Mellencamp.

Im Jahr 1983 starb sein Großvater Speck Mellencamp, und es passierte etwas mit dem Jungen: Bisher hatte er konventionelle Liebeslieder und konventionellen Rock'n'Roll geschrieben, sehr guten. Nun erinnerte er sich an die Farmen in Indiana, an die Kleinstädte und die einsamen Nächte. Man hört es in den Demos von „Small Town“, „Lonely Ol' Night“ und „Between A Laugh And A Tear“ – Folk-Songs, die Mellencamp im Sommer 1985 in Belmont/Indiana mit Larry Crane, Mike Wanchic, Kenny Aronoff und Toby Myers in die trockenste No-Nonsense-Rockmusik verwandelte.

Dem Album stellte Mellencamp ein Motto voran: „There is nothing more sad or glorious than generations changing hands.“ Das stammt nicht von Ralph Waldo Emerson, sondern von John Mellencamp. Zwei der Songs hat er mit George M. Green geschrieben, der in den Linernotes erklärt, dass die Straße von Johns Haus zu dem Studio in Belmont „durch fruchtbares Land“ führt. Man müsse das wissen, um diejenigen zu verstehen, die sich um so etwas kümmern.

Man muss es auch wissen, um die Wut von „Rain On The Scarecrow“ zu verstehen: „I grew up like my daddy did/ My grandpa cleared this land/ When I was five I walked the fence while Grandpa held my hand/ This land fed a nation/ This land made me proud.“ Jetzt fallen die Getreidepreise, die Farmen werden versteigert. Louis Malle hat einen Dokumentarfilm über den Mittleren Westen gedreht, „... And The Pursuit Of Happiness“, in dem er das Leben der amerikanischen Farmer auf dem Land beschreibt. *„Scarecrow“* tut dasselbe mit den Mitteln des Rock'n'Roll. Das zweite Stück ist „Grandma's Theme“, eine verrauschte Kassettenaufnahme von Laura Mellencamp, die mit kleiner Stimme ein Volkslied intoniert. Erst gegen Ende hört man John Mellencamps akustische Gitarre. Man kann sich den Schaukelstuhl vorstellen, in dem Großmutter diese Weise vortrug.

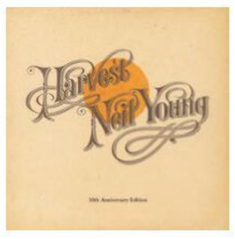
Aber *„Scarecrow“* ist nicht nur eine sentimentale Platte. Die Band spielt den präzisesten und schlackefreisten Rock'n'Roll aller Zeiten, eigentlich Rock ohne Roll. Rickie Lee Jones ist die Duettpartnerin bei „Between A Laugh And A Tear“. In „Lonely Ol' Night“, dem größten Hit der Platte, singt Mellencamp zu einer Frau und schließt mit der Frage: „It's a lonely ol' night – but ain't they all?“ In „Small Town“ preist er trotzig das Kleinstadtleben: „And that's probably where they'll bury me.“ „R.O.C.K. In The U.S.A.“ hat den Untertitel „A Salute To 60's Rock“ und feiert Frankie Lymon, Bobby Fuller, Mitch Ryder, die Young Rascals, Martha Reeves und James Brown. An der Aufzählung stimmt also etwas nicht. Aber der junge John hat es so wahrgenommen: „Rockin' in the U.S.A.“

Unter den nun ergänzten Stücken ist eine Version von „Under The Boardwalk“ mit Chor ebenso wie das ekstatische Soul-Stück „Cold Sweat“. Es dauerte noch einige Jahre, bis John (dann ohne „Cougar“) Mellencamp seine Musik dem Groove öffnete, um dann noch später grimmige Folk-Blues-Songs zu schreiben. Nach *„Scarecrow“* machte Mellencamp noch eine großartige Platte, *„The Lonesome Jubilee“*, auf der er den deftigen Rock um Fiddle und Akkordeon erweiterte. Aber nichts geht über *„Scarecrow“*. RS

John Mellencamp

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



Neil Young

Harvest

★★★★☆

Jubiläumsausgabe des Klassikers mit Extras

Dieser Bestseller ist ein gutes Beispiel dafür, wie Musik aus den Erwartungen ihrer Zeit heraus vorschnell verurteilt wird. Ja, die Stray Gators hatten einfach nicht so viel Fleisch am Knochen wie Crazy Horse. Und was soll dieses komische Orchester da mittendrin? War „Heart Of Gold“ nicht doch zu banal? Und überhaupt, warum konnte es nicht einfach wieder CSN&Y geben? Dazu gab es die lustige Einschätzung, „Are You Ready For The Country?“ sei der stärkste der zehn Songs. Dabei gehört er zu den schwächeren, neben der echt lahmen „Southern Man“-Reprise „Alabama“. Der Barock-Folk „There’s A World“ ist eher eine Welt für sich. So wie die des Junkies von „The Needle And The Damage Done“, schon damals ein einsames Solo. Daran knüpfen die hier enthaltenen Solo-Konzertversionen (BBC 1971) anderer Songs an. Wobei auch ein dramatisch forciertes „Old Man“ nur belegt, welch gute Wahl Young mit den in Nashville von Quadrafonic-Studiochef Elliot Mazer buchstäblich aufgelesenen Stray Gators treffen ließ. Allein die, tja, butterweiche Bass-Drum des Minimalisten Kenny Buttrey sowie Ben Keiths sublime Pedal Steel („Out On The Weekend“!) sind das Ticket wert.

Erst die Studioband um Jack Nitzsche und Background-Engel wie Linda Ronstadt und James Taylor zeichnete dieses freundliche Country-Antlitz, das dem Gefühl dahinter so reizvoll widerspricht. Nicht nur im Titelsong gibt Neil Young den Happy-Sad-Prototyp schlechthin. Und sein Opus magnum ist „A Man Needs A Maid“ geblieben. Wenn das Orchester anhebt, ist es, als säße man selbst in dem Film, den Young in dem Song schaut, um sich in diese Schauspielerin zu verlieben (die es ja wirklich gab: Carrie Snodgress). Oft als misogyn gegeißelt, stellt der Song nur einen Mann bloß, der Angst hat, verletzt zu werden.

Der interessanteste Teil der Geburtstagsauflage dürfte eine bisher unveröffentlichte Zwei-Stunden-Doku der Sessions sein, die vorab leider nicht begutachtet werden konnte. *(Reprise/ Warner)*

JÖRG FEYER

Queen

The Miracle - Collector’s Edition

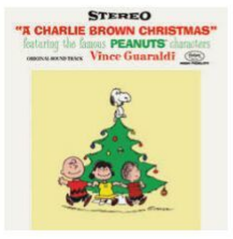
★★★☆☆

Das ’89er-Album im bislang größten Boxset der Band

Die zweite Hälfte der 80er-Jahre war herausfordernd für Queen. Der umjubelte Live-Aid-Auftritt war vergessen, der „Highlander“-Soundtrack *„A Kind Of Magic“* in den Misserfolg des Films eingemeindet - und 1987 erhielt Freddie Mercury seine HIV-Diagnose. Die Band demonstrierte Geschlossenheit und gab für die *„Miracle“*-Urheberschaft erstmals keine vier Songwriter an, sondern nur einen: „Queen“. Statt jedoch mit neuen Bands wie Guns N’ Roses zu wetteifern, produzierten die Briten ihr ’89er-Album als Konglomerat aus Led-Zeppelin-Power („I Want It All“), Trends wie House („The Invisible Man“), politischer Geschichtsstunde („Scandal“) und Wabbelbässen („Breakthru“); dazu gab es einen zu hastig durchexerzierten „Bohemian Rhapsody“-Pastiche („The Miracle“). Als reines Gitarre-Bass-Schlagzeug-Album hätte das Werk besser geklungen, nun gilt es als quengeliger Vorbote des zwei Jahre später erschienenen Schwanengesangs, des Classic Rocks von *„Innuendo“*. Mercury machte seine Erkrankung 1989 noch nicht öffentlich, Stücke wie „Party“ oder das damals gestrichene, hier der Edition hinzugefügte „Too Much Love Will Kill You“ erscheinen jetzt in einem anderen Licht.

Das Album ist nicht schlecht, gemessen an seinem Stellenwert aber wirkt das Reissue, das mit 51 Tracks auf acht Discs ihr opulentestes darstellt, aufgeblasen. Eingebettet in Outtakes, Maxi-Singles und Studio-Chat, bieten die sechs unveröffentlichten Mercury-Stücke - so viele wie noch in keiner anderen Edition seit seinem Tod 1991 - den eigentlichen Kaufanreiz. Freddies Stimme zu hören ist immer ein Erlebnis. Aber Queen waren beim Erstellen ihrer Alben-Tracklisten nicht grundlos streng. In rund zwanzig Jahren haben sie nur wenige B-Seiten herausgebracht oder Outtakes bekannt gemacht - weil die einfach nicht gut genug sind. „Face It Alone“ ist zu sentimental, „Dog With A Bone“ zu schwofig, „A New Life Is Born“, das in „Breakthru“ einfließen sollte, fehlt. Es wäre ein angemessener Höhepunkt gewesen. *(Universal)*

SASSAN NIASSERI



Vince Guaraldi Trio

A Charlie Brown Christmas

★★★★☆

Erweiterte Edition des Weihnachtsklassikers

Im animierten „Peanuts“-TV-Special vom Dezember 1965 sparte man nicht mit Konsumkritik. Auch bei der musikalischen Umrahmung wurden ungewöhnliche Wege beschritten. Ein versiertes Jazz-Trio interpretierte übliche Standards wie „O Tannenbaum“, aber auch das eigens von Guaraldi komponierte „Christmas Time Is Here“, heute selbst ein Klassiker. Während die Vinylausgaben des erfolgreichsten Jazz-Albums seit *„Kind Of Blue“* den originalen bzw. neuen Stereo-Mix präsentieren, erlauben die CD-Versionen mit bis zu 50 Bonustracks einen tiefen Einblick in die Entstehungsgeschichte. So entschied man sich damals bewusst nicht für den perfekten Versuch von „Hark, The Herald Angels Sing“, sondern für den, bei dem der Kinderchor neben der Spur lag. *(Craft)*

RONALD BORN

The Jimi Hendrix Experience

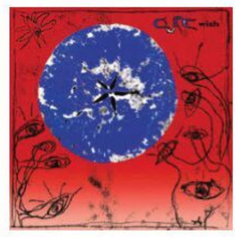
Los Angeles Forum - April 26, 1969

★★★☆☆

Erste vollständige Veröffentlichung des Konzerts

Das Sportstadion in Inglewood hatte sich als Spielstätte für große Live-Konzerte bewährt, aber wie man in politisch erregten Zeiten ein in Wallung geratenes Publikum moderiert, dafür gab es noch keine Lösung. Cops in Uniform den Festivalverkehr regeln zu lassen, wie an diesem Abend, war jedenfalls keine. Hendrix behielt die Übersicht und erwies sich als gewiefter Massenpsychologe. Mit ironischem Geplauder, einem anspruchsvollen, in ultralangen Jams auf zwei Stunden zerdehnten Set, zu dem ein knapp viertelstündiges „Tax Free“ und eine zahme Version von „Star Spangled Banner“ gehören, sorgte er für Waffenruhe. Von Eddie Kramer wie immer sorgfältig wiederaufbereitet, erscheint hier erstmals das vollständige Konzert. *(Sony)*

FRANK SCHÄFER



The Cure

Wish

★★★½☆

Robert Smiths MOR-Album mit Extras

Ihr erstes - und einziges - britisches Nummer-eins-Album war hart erkauft: Die Sonnenschein-Single „Friday I’m In Love“ ist eine Einmaligkeit, wurde ihr „Shiny Happy People“, entzweite das Lager - und kam doch nicht am Erfolg von „Lovesong“ aus dem Vorgänger, *„Disintegration“*, vorbei. Robert Smith vernachlässigte Doom and Gloom, komponierte Hardrock, dessen Strophen er mit derart viel Grübeleien versah („Open“), dass er die Refrains vergaß („End“). Er setzte auf Ein-Wort-Titel und änderte den Bandnamen, machte aus „The Cure“ einfach „Cure“. Umso bemerkenswerter, dass die Lieder nicht pointierter, sondern ausufernder wurden.

Smith wurde nicht müde, den Albumtitel zu erklären - kein Substantiv, sondern ein Imperativ: „Wünsche!“ Solch ein Druck kann nur bei Bands entstehen, deren neun (!) vorherige Alben sich jeweils besser verkauft haben. Tatsächlich machte sich dann jede ihrer Platten nach *„Wish“* immer schlechter in den Charts.

Besonders mit Boris Williams soll es Konflikte gegeben haben. Der Schlagzeuger setzte mehr Vertrauen in Dunkles Theater, zeitlupenartige Songs, die dann nur B-Seiten wurden. *„Wish“* dürfte gar das einzige Cure-Werk sein, dessen B-Seiten besser sind als die LP-Stücke: „This Twilight Garden“, „Play“ sowie „Halo“ mit Zeilen reiner Smith-Romantik: „I never felt like this with anyone before/ You show me colours and I’m crying.“ Der herausragende Junkie-Song „The Big Hand“ wiederum wurde auf die Rückseite von „A Letter To Elise“ verbannt.

Die 24 Bonus-Tracks sind zum Teil sehr rar. Die „Lost Wishes“-EP, die, wie schon 1993, als MC aufgelegt wird, gibt es erstmals digital: etwas langweilige Instrumentals, aus denen Smith sein Konzeptalbum „The Sea“ machen wollte. Anderes, wie „Miss Van Gogh“ oder „Now Is The Time“ waren bis jetzt unveröffentlicht. Schön wäre die Ergänzung um das (Video-)Live-Album *„Show“* gewesen, das die Eroberung Amerikas durch die fünf stoffeligen Briten dokumentiert. *(Universal)*

SASSAN NIASSERI

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

VINYL PICKS

VON WOLFGANG DOEBELING

Ike & Tina Turner
River Deep - Mountain High
★★★★☆

Es ist unbegreiflich, dass Phil Spectors ultimatives Statement als Produzent, dieser tosende Orkan von einem Track, im UK und anderswo die Charts eroberte, jedoch ausgerechnet in Amerika auf taube Ohren stieß. Als Single schaffte es „River Deep – Mountain High" dort nur mit Mühe in die Top 100, dem beinahe so stürmischen Follow-up „A Love Like Yours" gelang nicht einmal das, ebenso wenig wie dann diesem Album. Dabei war Spectors patentierte Wall of Sound nie mächtiger, Tinas Stimme nie aufgewühlter. Spector weinte, angeblich. *(MOV)*

Jeannie C. Riley
Harper Valley P.T.A.
★★★½☆

Country-Songs, die sich die verlogene Moral christlicher Sittenwächter vorknöpften, mithin ebenjener Milieus, die vorzugsweise Country Music hörten, waren 1968 eher selten und brachen gleich mehrere Tabus. Tom T. Hall schrieb und Jeannie C. Riley sang „Harper Valley P.T.A." an die Adresse solcher Heuchler und führten ihnen auch auf anderen Songs der LP genüsslich ihren schäbigen Lebenswandel vor Augen. Mit diesen entlarvenden Sittengemälden erreichte die Texanerin über Nacht Millionen, in beiden Marktsegmenten, Country und Pop. *(Sun)*

The International Submarine Band
Safe At Home
★★★★☆

Der eminente musikhistorische Stellenwert von *„Safe At Home"* steht außer Frage, immerhin dokumentiert das Album die ersten Gehversuche des Gram Parsons weg vom Folk, hin zum Country, allzeit Rock-informiert. Die Platte erschien 1968 auf Lee Hazlewoods LHI Records und wurde produziert von Suzi Jane Hokom, mit Songs von Johnny Cash und Merle Haggard sowie mit vier frühen Kompositionen des Country-Rock-Pioniers, darunter „Blue Eyes" und „Luxury Liner". Der neue Mix hebt Grams Gesang hervor, all-analog, in Mono. *(Sundazed)*

The Rolling Stones

The Rolling Stones
Aftermath
★★★★★

Nach ihren ersten drei Alben von 1964/65, auf denen sie alten Blues, Rock'n'Roll und Soul deklinierten, und bevor sie sich ab 1968 der ganzen Variationsbreite amerikanischer Roots-Spielarten bemächtigten, machten die Rolling Stones Pop. Vielgestaltigen, gewagten und grenzgängerischen Pop indes, aufgeschlossen für neue Sounds und Produktionstechniken, zu Songs, die kein Blatt vor Micks Mund nahmen.

„Aftermath" erschien 1966 und war die erste Stones-LP, die ausschließlich aus Jagger/Richards-Kompositionen bestand, nicht wenige davon konfrontativ und so gar nicht leisetreterisch und nett. Meinungsfreiheit im Kunstbetrieb war noch keine Selbstverständlichkeit, sie wollte erprobt und ausgelotet werden. Und so landeten Stones-Songs hin und wieder auf dem Index, gerade in Amerika. Nicht staatlich verordnet, mind you, vielmehr dank Selbstzensur mittels Schere im Kopf. „Stupid Girl" zum Beispiel, die uncharmante Verhöhnung einer Dumpfbacke, kam im Radio nur selten zum Einsatz und würde heute wohl als misogyn an den Pranger wohlfeiler Empörung gestellt, weil es dumme Mädchen zwar gibt, aber doch nicht geben darf. Musikalischer Höhepunkt des Albums ist die elfminütige Improvisation „Goin' Home", spannungsgeladen wie großer Jazz und keine Sekunde zu lang.

Im Januar 1967 folgte *„Between The Buttons"* (★★★★½), das britischste aller Stones-Alben und mit den Kinks-Vignetten jener Tage enger verwandt als mit dem Blues. Im Dezember desselben Jahres beendete *„Their Satanic Majesties Request"* (★★★★½) die Pop-Trilogie mit kaleidoskopischen Psychedelia. Ein erratisches Werk, von Keith Richards ob seiner frivolen Verspieltheit gehasst, in Fanzirkeln eher verächtlich behandelt, aber in letzter Zeit allgemein rehabilitiert für seine Farbenpracht und die melodische Potenz etwa von „She's A Rainbow". Die mit diesem Song unterlegte Parfümwerbung von Dior mit Jennifer Lawrence als Blickfang dürfte da kaum geschadet haben.

Die Reissues erscheinen zwar auf ABKCO, sind aber Neuauflagen der UK-Originale, nicht etwa der grob verfälschenden US-Compilations. Auf *„Aftermath"* fehlten dort „Out Of Time" und „Mother's Little Helper", auf *„Between The Buttons"* opferte man „Back Street Girl" und „Please Go Home". Substituiert wurden sie durch Hits aus dem UK, dort exklusiv als Singles veröffentlicht, im Kontext der Alben störende Fremdkörper für Statik und stilistische Kohärenz. Tatsächlich hatten weder „Paint It Black" etwas auf *„Aftermath"* noch „Let's Spend The Night Together" oder „Ruby Tuesday" etwas auf *„Buttons"* verloren.

Hier hält man sich also an das ursprünglich von den Stones intendierte Sequencing, in qualitativ gut gefertigten, preislich günstigen Pressungen. Immerhin kosten die Decca-Originale auf dem Sekundärmarkt längst ein Mehrfaches. *(ABKCO)*

Joni Mitchell
For The Roses
★★★★½

Joni Mitchells Alben davor und danach, *„Blue"* und *„Court And Spark"*, bekommen schon lange die Beachtung, die ihnen zusteht, nur *„For The Roses"* wird im Kanon ihrer Meisterwerke allzu oft übergangen. Leider, denn die jetzt fünfzig Jahre alte LP birgt gewiss nicht weniger Highlights, scheinbar mit Leichtigkeit in Ausdruck und Atmosphäre. Der Schein trügt freilich, denn „Cold Blue Steel And Sweet Fire" etwa beklagt bitter James Taylors Heroinsucht, James Burtons Gitarre setzt Glanzlichter, die Leiter kennt indes nur eine Richtung, nach unten. *(Rhino)*

Ian Dury
New Boots And Panties!!
★★★½☆

Die Tyrannei von Perfektion fand 1977 ihr Ende, zumindest in den vom Geist des Punk durchwehten Gassen von Soho. Dort, etwa im Marquee, konnte man die burleske, sich zur eigenen Unvollkommenheit bekennende Kunst des Ian Dury bewundern. Vor Punk hatte der von den Genen nicht gerade Verwöhnte mit seinen High Roads ein paar tolle Pub-Rock-Singles herausgebracht, aber jetzt erst ereilte ihn der Erfolg dank des Hits „Sex & Drugs & Rock & Roll". Der fehlt hier zwar, doch wuchert die LP mit dem ohnehin überlegenen „Sweet Gene Vincent". *(BMG)*

The Staves
Dead & Born & Grown
★★★★☆

Das Debütalbum der so hinreißend singenden Schwestern von 2012 wurde nachgepresst, diesmal auf kolo-riertem Vinyl, zu 100 % gefertigt aus recyceltem PVC. Die Farbgebung der Platten sei rein zufällig, jedes Exemplar individuell verschieden. Klanglich ist kein Unterschied zum Original auszumachen, musikalisch auszusetzen gibt es eh nichts. Die Harmonies von Emily, Jessica und Camilla Staveley-Taylor aus Watford sind intim aufeinander abgestimmt, die Songs aus eigener Feder stehen fest in der Tradition des Britfolk, und die Produktion kommt dankenswerterweise ohne Kleister aus. *(Atlantic)*

FOTO: GETTY IMAGES

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

The Beach Boys
Sail On, Sailor
★★★★☆
Die letzten beiden Großwerke mit vielen Beigaben

Nachdem sie Ende der Sechziger durch das Tal der Uncoolness hatten gehen müssen, ging es für die Beach Boys mit dem recht erfolgreichen *„Surf's Up"* (1971) wieder bergauf. Doch die Band war heillos zerstritten, Dennis Wilson stieg mehrmals aus, und Bruder Brian dämmerte nur noch vor sich hin. Der gar nicht so heimliche Bandleader Carl Wilson hoffte wohl auf so was wie den Billy-Preston-Effekt (vgl. Peter Jacksons „Get Back"), als er mit dem Sänger und Gitarristen Blondie Chaplin und dem Schlagzeuger Ricky Fataar von der südafrikanischen Band The Flames frische Leute in die Band holte. Tatsächlich trugen die beiden einen großen Teil zur ungewohnten Lässigkeit, Soulful- und Funkiness von *„Carl And The Passions - ‚So Tough'"* bei. Das Album blieb kommerziell allerdings hinter den Erwartungen zurück, und die Plattenfirma Reprise forderte eine Hitsingle, die der einst in *„Smile"*-Zeiten vom Hof gejagte Van Dyke Parks aus Brian Wilson herauskitzelte. Das von einem Boogie-Klavier angetriebene Ergebnis, „Sail On, Sailor", wurde eine mäßig erfolgreiche Single und ein wirkungsvoller Eröffnungssong des nächsten Albums.

Auf ihrer Europatournee hatte die Band eine Liebe für die Niederlande entwickelt. Sie blieb dort ein halbes Jahr, um in einer zu dem Dörfchen Baambrugge gehörenden Scheune das hübsche *„Holland"* aufzunehmen, dessen Herz entgegen dem Titel eine warme Reminiszenz an ihre Heimat ist: die dreiteilige „California Saga". Selbst der flugscheue Brian Wilson schaffte es über den Atlantik und überwachte die Aufnahme seines zwölfminütigen musikalischen Märchens „Mount Vernon And Fairway", das *„Holland"* als EP beilag und lustig zwischen Banalität und Genialität hin und her pendelt.

Die Super-Deluxe-Edition des Boxsets *„Sail On, Sailor"* bietet nun die Remasters der letzten beiden großen Beach-Boys-Alben inklusive Bonustracks, ein Konzert aus der Carnegie Hall vom November 1972, das den Kauf wirklich lohnt, und viele Outtakes (die bei der LP-Version fehlen). *(Capitol/Universal)* **MAIK BRÜGGEMEYER**

Virgin Prunes
... If I Die, I Die
★★★★☆
Schriller Electro-&-Gitarren-Clash aus Dublin

Zum 40. Jahrestag erscheint, neu gemastert, das Debüt des Goth-Art-Kollektivs um Gavin Friday und Derek Rowen, zu dem anfangs auch U2-Mastermind Bono Vox gehörte. Die Reissue mit Bonus-Fundstücken und Remixen erschließt einen schrillen Fantasy-Kosmos. Gender negierend und antipatriarchalisch nahm das schrille Sextett viele Themen des heutigen Woke Pop vorweg, indem es die Macker-Attitüde des Punk durch schrille Kostüme oder Stammestrommel-Gebaren brach. Vom Rock'n'Roll borgte sich die Dubliner Band nur die Wildheit. Heute klingt der Hit „Baby Turns Blue" nach Proto-Elektronik. Schrottige Synthieklänge zu verstimmten Gitarren. Wire-Genie Colin Newman produzierte diese Anarchie in Songform. *(BMG)* **RALF NIEMCZYK**

Pentangle
Through The Ages: 1984-1995
★★★★☆
Die zweite Bandphase des englischen Folk-Ensembles

Am Neujahrstag 1973 hatte Bert Jansch das Ende von Pentangle nach einem hässlichen Disput mit der Plattenfirma wegen ausstehender Gelder verkündet. Nach der Rückkehr aus dem Exil in Kalifornien, wo er Monkee Mike Nesmith als Produzent einer Solo-LP engagiert hatte, begannen Pentangle 2.0 die Arbeit am Comeback-Album *„Open The Door"* 1983 ohne Gründungsmitglied John Renbourn. Neben neuen Songs nahmen sie auch in den nächsten Jahren berühmte Traditionals wie „Bramble Briar", „She Moved Through The Fair" und die Mörderballade „The Baron O'Brackley" auf - in der sicher korrekten Annahme, dass Fans solche Klassiker von Folk-Veteranen wie ihnen erwarteten. In superbem Remastering liegen die als Set jetzt wieder vor. *(Cherry Red)* **FRANZ SCHÖLER**

David Bowie
A Divine Symmetry: The Journey To Hunky Dory
★★★★☆
Die Entstehung des Meisterwerks mit vielen Extras

Bowie transportierte etliche fertige unveröffentlichte Songs durch die 70er-Jahre und instrumentalisierte sie entsprechend den Bedürfnissen seiner Alter Egos. 1971 komponierte er, mit gerade mal 24 Jahren, eine Akustikballade mit dem tief blickenden Titel „Tired Of My Life", dann kam Ziggy, danach der Plastic-Soul-Interpret, schließlich der Thin White Duke, am Ende brachte er das Lied 1980 als „It's No Game (No. 2)" und im New-Wave-Gewand heraus. Der reifere Bowie war also weniger pathetisch; pessimistisch blieb er dennoch.

„Tired Of My Life" ist eines von 48 ausgegrabenen Outtakes, die von seiner Plattenfirma dramatisch als „zwölfmonatige Zielstrecke" beschrieben werden. Sie bilden die Basis für *„Hunky Dory"*, das sich, 51 Jahre nach seiner Veröffentlichung, neben *„Low"* immer deutlicher als Bowies Opus magnum herauskristallisiert. Manches ist unausgegoren und (un-)bewusst an Vorbilder angelehnt, wie „How Lucky You Are", dessen Titel „Back In The U.S.S.R." evoziert, während die Melodie an „Happiness Is A Warm Gun" erinnert. Das Velvet-Underground-Stück „Waiting For The Man", live oft dargeboten, haut Bowie aggressiv als Hotelzimmer-Akustikballade heraus. Das 1:53 Minuten kurze Demo von „Life On Mars?" dagegen präsentiert auch als Rohstück den Glanz des majestätischen, auf *„Hunky Dory"* mit Orchester und Rick Wakeman am Piano aufpolierten Songs über eine Welt, die keiner mehr versteht. In die Tasten haute Bowie immer äußerst dringlich. Wieder mal darf die Frage gestellt werden, warum er nie ein Klavieralbum herausgebracht hat.

Die Fülle an Aufnahmen ist beeindruckend, auch weil das *„Five Years (1969-1973)"*-Boxset 2015 Maßstäbe setzen wollte, aber lediglich zwei unveröffentlichte Songs aus der *„Hunky Dory"*-Ära enthielt. Leider gibt es seit Bowies Tod inflationäre Neuabmischungen der Klassiker, auch hier, wo sie „2021 Alternative Mixes" heißen. Wer gute Ohren oder die beste Anlage hat, mag die Unterschiede hören. *(Warner)* **SASSAN NIASSERI**

Senseless Things
The First Of Too Many
★★★★½
Neuauflage des Meisterwerks der Londoner Band

Als Theodor Adorno 1953 in der Zeitschrift „Merkur" neue philosophische Betrachtungen unter der Überschrift „Zeitlose Mode. Zum Jazz" publizierte, dauerte es noch eine kleine Weile, bis die Kingsmen, ? And The Mysterians und einige weniger besungene Pioniere den Punkrock erfanden. Der ist seither nicht nur nie verschwunden, sondern selbst zur zeitlosen Mode für zahllose junge Bands geworden.

Als der Songwriter Mark Keds 1987 mit Gitarrist Ben Harding und befreundeten Musikern die Senseless Things gründete, einigte man sich auf laute Gitarren, rasante Tempi und nicht zu komplizierte Songtexte. Allerdings reimten sie schon bald für die Single „Too Much Kissing" die Erkenntnis „The older that you get/ The more goes unsaid." Als die Sessions für das zweite Album anstanden, hatte das Quartett ein Faible für melodischen Hardrock entwickelt, das sie in nicht unkomischen Songs wie „It's Cool To Hang Out With Your Ex" kultivierten. Die Aufnahmen erinnerten manchmal an klassische Shel-Talmy-Produktionen früher Kinks- und Who-Ohrwürmer, bei „Got It At The Delmar", „Lip Radio" und „Wrong Number" alles andere als unangenehm an die Anfänge von Status Quo. Von der reinen Punk-Rock-Lehre abweichend veredelten sie Songs wie „Fishing At Tescos" und „Different Tongues" mit akustischen Gitarren, Tempi deutlich reduzierend bei Versen wie „Picking things first out of magazines, grinning like we're on LSD". Der Comic-Book-Grafiker Jamie Hewlett ließ sich für das Album ein originelles Cover einfallen.

Mit der Idee, die 16 Songs auf der zweiten CD in der ursprünglichen Abmischung von 1991 zu präsentieren, wollte man wohl Originalklang-Verfechter unter den Fans der Band nicht verprellen. Der Remix auf CD 1 klingt auch tatsächlich um Welten besser und bringt die Qualitäten der damals offenbar hervorragend produzierten Multitrack-Originale erst richtig zur Geltung. Klanglich verblüffend gut wurde auch der Live-Auftritt - Zugabe auf der dritten CD - abgemischt. *(Cherry Red)* **FRANZ SCHÖLER**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

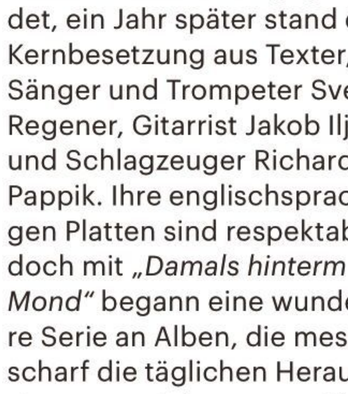
Reviews

Element Of Crime

Seit 37 Jahren eine Bank: Element Of Crime haben sich zwischen Pop und Chanson eine poetische Welt gebaut. Ein Überblick über ein singuläres Werk

Von BIRGIT FUSS

Essenziell

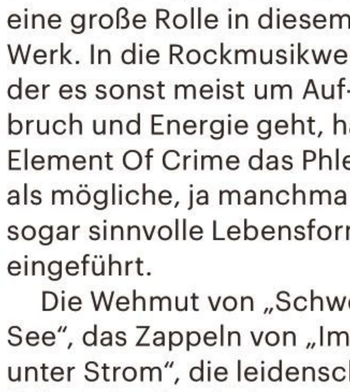


Damals hinterm Mond
1991

„Ja, ja, ich liebe dich!“ So fast knurrig, wie es Sven Regener in „Blaulicht und Zwielicht“ singt, so einfach und direkt könnte man das Urteil über das Werk von Element Of Crime ja auch mal zusammenfassen. Spart man sich all die Worte. Aber wäre vielleicht auch blöd, gerade bei dieser Band, in der Worte so wichtig sind (auch wenn der Sänger das stets bestreitet).

1985 hatten sich Element Of Crime in Westberlin gegründet, ein Jahr später stand die Kernbesetzung aus Texter, Sänger und Trompeter Sven Regener, Gitarrist Jakob Ilja und Schlagzeuger Richard Pappik. Ihre englischsprachigen Platten sind respektabel, doch mit *„Damals hinterm Mond“* begann eine wunderbare Serie an Alben, die messerscharf die täglichen Herausforderungen einfangen und in ihrer Zeitlosigkeit zugleich über allem schweben. Melancholie und Alltag. Keine andere Band schrieb so romantische Lieder bei völliger Abwesenheit von Kitsch. Hilflos versuchte man die einzigartige Musik einzuordnen: Waren es deutsche Chansons? Doch Pop? Manchmal Rock? Wie passen dazu die Kirmesmomente, ist das Vaudeville? Diese bezaubernde Mischung wurde zum Markenzeichen von Element Of Crime, sie wandeln sie seit 31 Jahren mal mehr, mal weniger ab – der Kern bleibt derselbe. Zum Glück.

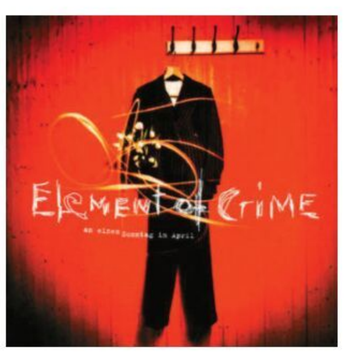
In den frühen Jahren sang Regener noch theatralischer, fatalistische Liebeslieder wie „Geh doch hin“ oder „Rein gar nichts“ (allein das gedehnte „sss“!) profitieren davon. Und die maritime Metaphernwelt hält Einzug mit „Vier Stunden vor Elbe 1“: „Scheiß doch auf die Seemannsromantik/ Ein Tritt dem Trottel, der das erfunden hat/ Niemand ist gern allein mitten im Atlantik/ Diesmal, mein Herz, diesmal fährst du mit“, sagt der Protagonist, und es öffnet sich ein Meer der Möglichkeiten, zwischen Sehnsucht und Skepsis.



Weißes Papier
1993

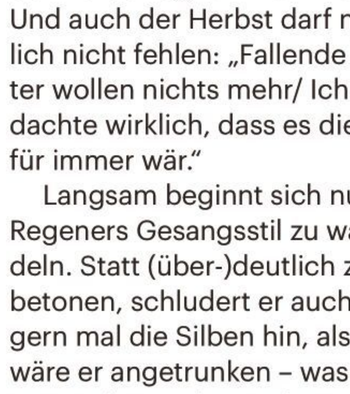
Wer ein Vollidiot ist und nur ein Album von Element Of Crime besitzen möchte, nimmt dieses. An *„Weißes Papier“* musste sich fortan alles Weitere messen. Hier ist kein Ton zu viel, jede Melodie für die Ewigkeit, alle Instrumente sitzen. Und dann Sätze wie „Sie hat die Niedlichkeit eines jungen Wolfs“ oder „Ich warte am Bahnhof zwischen den Gleisen/ Bis entweder ein Zug kommt oder ein Zeichen von dir“. Warten spielt sowieso eine große Rolle in diesem Werk. In die Rockmusikwelt, in der es sonst meist um Aufbruch und Energie geht, haben Element Of Crime das Phlegma als mögliche, ja manchmal sogar sinnvolle Lebensform eingeführt.

Die Wehmut von „Schwere See“, das Zappeln von „Immer unter Strom“, die leidenschaftliche Unbedingtheit von „Das alles kommt mit“ und natürlich der Titelsong, in dem die Vergeblichkeit, die Naivität zurückzugewinnen, so poetisch beschrieben wird, dass es einem auch beim 1000. Mal das Herz abschnürt – das alles ist sensationell. Außerdem die bleibende Erkenntnis: „Ein Salat darf nie mit Nudeln sein.“



An einem Sonntag im April
1994

Nur ein Jahr später mehr herrlich lethargische Bestandsaufnahmen („Ich kann warten“) und schwermütige Liebeslieder („Ganz leicht“, „Weil du nicht da bist“), am Ende schwingt sich „An Land“ zu einem unwiderstehlichen Schunkeln auf: „Ein Glas auf den Deich und eins auf die See!“ Die Streicherarrangements sind wieder auf den Punkt, Ekki Buschs Akkordeon, Klavier und Orgel ebenso.

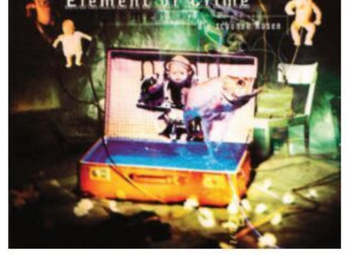


Romantik
2001

So könnte natürlich jedes Element-Of-Crime-Album heißen, schon klar. Doch *„Romantik“* ist besonders opulent – von den ersten schwungvollen Takten an („Die Hoffnung, die du bringst“) entwickelt sich jedes der zehn Stücke zu einem ebenso unaufdringlichen wie unabschüttelbaren Ohrwurm, ob das schwärmerische „Seit der Himmel“, die stupende Berlin-Klugscheißerei „Alle vier Minuten“ oder die Anti-Nostalgie-Hymne „Bring den Vorschlaghammer mit“. Und auch der Herbst darf natürlich nicht fehlen: „Fallende Blätter wollen nichts mehr/ Ich dachte wirklich, dass es diesmal für immer wär.“

Langsam beginnt sich nun Regeners Gesangsstil zu wandeln. Statt (über-)deutlich zu betonen, schludert er auch gern mal die Silben hin, als wäre er angetrunken – was einen anderen Charme hat. Und in Würde altern gelingt mit weniger Pathos wohl leichter.

Lohnend



Die schönen Rosen
1996

Das vierte Album in fünf Jahren – und noch einmal melancholische Meisterwerke zwischen Resignation und Trotz, mit dem beklemmenden „Wer ich wirklich bin“ als hartem Höhepunkt zwischen all den zarten Momenten. Dem Lied „Über Nacht“ verdanken wir außerdem, dass wir fortan im Herbst nie mehr überlegen mussten, in welche Richtung die Zeitumstellung funktioniert: „Über Nacht kam die Erinnerung/ An längst vergangenes Glück/ Und voller Wehmut stell ich mir/ Die Uhr eine Stunde zurück.“

FOTO: CHARLOTTE GOLTERMANN

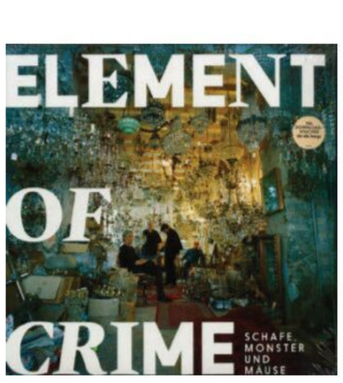
© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Psycho
1999

Die Elements mal etwas ruppiger, das irritierte viele. Trockener Sound, Jakob Iljas Gitarre knarzt überraschend hart, doch unter der rauen Schale lauert wieder Herzerweichendes – ob das motivierende „Jetzt musst du springen", das tragische „Du hast mir gesagt" oder das zärtlich verwirrte „Weil es schön war".

Mittelpunkt der Welt
2005

Das bisher letzte Album von Element Of Crime, auf dem jeder Song großartig ist. Ja, wirklich jeder! Mit „Delmenhorst" geht es noch eher lustig los und anderes wie „Finger weg von meiner Paranoia" lassen einen lächeln, doch Stücke wie „Nur mit dir" und „Still wird das Echo sein" sind brutal wahrhaftige Liebeslieder.



Schafe, Monster und Mäuse
2018

Dass sie beim 14. Studioalbum im 33. Bandjahr noch mal so was Umwerfendes hinkriegen … Vom melancholischen Auftakt („Am ersten Sonntag nach dem Weltuntergang") über das gewaltige „Gewitter" und das Überliebeslied „Bevor ich dich traf" bis zur klaren Bestandsaufnahme „Wenn es dunkel und kalt wird in Berlin": Schöner wird's in der Hauptstadt nicht mehr.

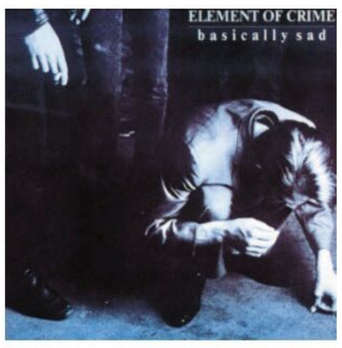
FOTO: CHARLOTTE GOLTERMANN

SOUNDTRACK

„Robert Zimmermann wundert sich über die Liebe"

Im Jahr 2008 nahmen Element Of Crime für Leander Haußmanns Komödie „Robert Zimmermann wundert sich über die Liebe" den Soundtrack auf. Die Liebesgeschichte – nach dem Roman von Gernot Gricksch – zwischen einem Videospiel-Entwickler (Tom Schilling) und einer viel älteren Frau aus der Reinigung (Maruschka Detmers) war eher mau, doch sie warf drei tolle EOC-Songs ab: „Death Kills", „Über dir der Mond" und vor allem „Ein Hotdog unten am Hafen".

Ergänzend



Basically Sad
1986

„I'll Warm You Up" heißt der erste Song auf dem Debüt, und noch konnte man nicht ahnen, wie wahr das werden würde. Zwar hat die schlurfende bis zackige Rockmusik schon etwas Eigenes, das weder New Wave ist noch sonst was Aktuelles – auch dank der schrägen Trompete. Doch die Melodien bleiben noch nicht so hängen, die Texte wirken etwas ziellos.

Try To Be Mensch
1987

Von John Cale in London aufgenommen, mit Ingenieur Dave Young (der fortan Produzent und ab 2002 auch Bassist war): Die Ambitionen stiegen, die Songs wurden präziser („Nervous And Blue"). Es folgten *„Freedom, Love & Happiness"* (1988) und *„The Ballad Of Jimmy & Johnny"* (1989), bis Regener im Deutschen seine Heimat fand.

Schwächer

Lieblingsfarben und Tiere
2014

Vier, fünf Jahre zwischen Alben – da sind die Erwartungen vielleicht zu groß, und nach *„Immer da wo du bist bin ich nie"* (2009) wirkte *„Lieblingsfarben und Tiere"* etwas blass, trotz Treffern wie „Rette mich (vor mir selber)". Was bleibt, ist das wunderbar unprätentiöse Cover – mit dem kürzlich verstorbenen Dave Young, der sich von den anderen mal wieder nicht stressen lässt und vorsichtshalber Abstand hält. Wir werden ihn vermissen.

Mehr Rezensionen und Beiträge zu Element Of Crime (und Sven Regeners Büchern) finden Sie auf rollingstone.de

Preziosen

Die schönsten Coverversionen der Elements

„Motorcycle Song"

Das schunkelige Arlo-Guthrie-Cover wurde 1990 für die Compilation *„The Furious Swampriders"* aufgenommen.

„Auf der Espressomaschine"

Auf der Fortsetzung *„The Return Of The Furious Swampriders"* gab es 1993 eine knarzig-zarte Version von Franz Josef Degenhardts frösteldem Liebeslied.

„Leider nur ein Vakuum"

Zum 25-jährigen Dienstjubiläum steuerten die Elements 1994 für das Tribute-Album *„Hut ab! Hommage an Udo Lindenberg"* dieses herrlich schleppende Cover bei.

„I Started A Joke"

Der schwere deutsche Zungenschlag steht dem Drama (von *„We Love The Bee Gees"*, 1997) ausgesprochen gut.

„Akkordeon"

Wenn irgendwer Serge Gainsbourg ins Deutsche transportieren kann, dann natürlich diese Band. Aufgenommen 1999 als B-Seite der Single „Michaela sagt".

„Heimweh"

Und auch das geht im EOC-Universum: Der Freddy-Quinn-Klassiker stammt vom Soundtrack zu „Die fetten Jahre sind vorbei" (2004).

„It's All Over Now, Baby Blue"

Neben „My Bonnie Is Over The Ocean" das zweite Bob-Dylan-Cover auf dem Soundtrack zu „NVA" (2005). Beide so schwermütig, wie sie sein sollen.

„Hamburg 75"

Nicht nur in Hamburg ein Renner: Bei der Früher-war-alles-(nicht)-besser-Hymne, im Original von Gottfried & Lonzo, singt Andreas Dorau mit. War 2005 die B-Seite der Single „Delmenhorst".

„You Only Tell Me You Love Me When You're Drunk"

Und auch das hier warf „Delmenhorst" ab: ein Pet-Shop-Boys-Cover mit dem richtigen Schuss Ironie.

„She Brings The Rain"

Das Can-Cover nahmen die Elements 2009 exklusiv für die Jubiläums-Ausgabe des ROLLING STONE auf. Eine Ehre!

„Last Christmas"

Weihnachts-Bonus: George Michaels Festtagsschnulze war 2009 die B-Seite der Single „Am Ende denk ich immer nur an dich" – und ist gar nicht kitschig.

Die Elements 2009 im Freizeitmodus: Pappik, Regener, Young, Ilja (v. l.)

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Konzerte

The Cure

AGAIN AND AGAIN AND AGAIN

The Cure leben als Live-Act immer noch in einer Goldenen Ära

Von SASSAN NIASSERI

Cure-Konzerte sind immer gut. Seit über zehn Jahren sind sie sogar wieder sehr gut. Die Band muss Tourneen nicht mehr zum Bewerben aktueller, schlechter werdender Alben nutzen, denn das letzte erschien vor langer Zeit - 2008. Robert Smith kann ein Greatest-Hits-Programm aus dem Backkatalog präsentieren. Greatest Hits meint bei The Cure eine Mischung aus langen Lieblingsliedern wie „Plainsong“ und Pop-Singles wie „Just Like Heaven“. Als Live-Act leben The Cure seit spätestens 2010 in einer Goldenen Ära.

Diese Konzertreise ist aus zwei Gründen nur unwesentlich anders als jene von 2016. Zwar haben The Cure mit *„Songs Of A Lost World“* eine neue Platte aufgenommen, und wie vor sechs Jahren streuen sie drei Lieder davon in ihr Set. „Alone“, „Endsong“ und „And Nothing Is Forever“ orientieren sich an der ozeanischen Schwere ihres vergötterten 1989er-Albums *„Disintegration“* - womöglich will Smith im Herbst seiner Karriere kein Risiko mehr eingehen. Die Emo-Songtitel wirken natürlich wie einem Cure-Titelgenerator entnommen, aber das Material wird auch in Berlin wohlwollend empfangen. Neue Musik bedeutet neue Energie, und nichts fürchtet die Gemeinde mehr als Smiths periodische Ankündigungen, bald mit Cure Schluss zu machen.

Der zweite Grund, warum die Tournee sich kaum von der davor unterscheidet, liegt in der Setlist. Man kann Stabilität mögen oder nicht - die Liederauswahl folgt, obwohl der Backkatalog ja seit 2008 nicht geschrumpft ist, einem Muster: Träumereien zu Beginn („Pictures Of You“), danach eine flinke Abfolge von traurigen Hits („Lovesong“) und der Beweis, dass sie 1982 mit „Cold“ die unerkannte New-Romantics-Hymne geschrieben haben: „Ice in my eyes/ And eyes like ice don’t move“. Vor der Zugabe die dicken Bretter: „Want“, „Shake Dog Shake“. Das sind auch die Songs, die zur jetzigen Cure-Körperlichkeit passen. Die Bandmitglieder sind über sechzig und etwas in die Breite gegangen. Bei „Burn“ steht Smith, der Körperkontakt hasst, Schulter an Schulter mit Bassist Simon Gallup. Godzilla versus Kong. Smith sieht immer mehr aus wie eine zeternde Großmutter aus der Hölle. Die Frisur noch grauer, die Stachelhaare noch böser. Nur Gallup scheint kaum gealtert. Er trägt die Skinny Jeans, weil es noch geht, und macht den Punk. Wie Courtney Love steigt Gallup manchmal sogar auf die Monitorbox ganz vorn. Er ist damit näher am Publikum als sein Chef Smith.

Manierismen müssen bei dieser Besetzung ausgehalten werden. Keyboarder Roger O’Donnell spielt bei „Push“ einen Elton-John-artigen Tasten-Swoosh, Gitarrist Reeves Gabrels quietscht mehr, als dass er fiept, selbst da, wo er fiepen müsste („Fascination Street“).

Wie großartig wäre es, würden The Cure etwas tun, das sie noch nie getan haben: Auftritte mal mit „Torture“ beginnen oder mit „All Cats Are Grey“. Die Songs beherrschen sie noch, sie proben sie, und sie könnten, anders als die Rolling Stones, ihre Setlisten gehörig durcheinanderwirbeln. Aber Cure sind seit einigen Jahren schon eine Durch-und-durch-Rockband, der nicht mehr nur eine, sondern mindestens zwei Generationen folgen. Und die Klientel, die „Friday I’m In Love“ liebt, muss bedient werden, jeden Abend. Dass The Cure derzeit nur in den Dickschiffen unter den Arenen auftreten, daran ist nichts Schlechtes. „A Forest“ klang noch nie schlecht. Auf der Bühne scheint dabei das neongrüne Waldlicht. Smith singt: „The girl was never there/ It’s always the same/ I’m running towards nothing/ Again and again and again and again ...“ Cure-Konzerte sind immer gut - again and again.

The Cure

Mehrzweckhalle am Ostbahnhof, Berlin

★★★½☆

FOTO: ROLAND OWSNITZKI

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Neu!

Silent Green, Berlin

★★★☆☆

SEIN SCHLAGZEUGSPIEL GEHÖRte zu den größten rhythmischen Errungenschaften der 70er-Jahre, so hat es Brian Eno später einmal gesagt. „Apache Beat“, so nannte Klaus Dinger selbst sein besonderes Spiel, diesen repetitiven, aber auf sonderbare Weise vorwärtstreibenden Stil, dieses motorenhafte, jeden herkömmlichen Groove tilgende Getrommel, das alle Verbindungen zu den älteren Traditionen des Rock und Pop kappte. „Motorik“, so haben Dingers britische und amerikanische Bewunderer diesen Stil genannt. Das Wort erinnerte sie an Automotoren und Autobahnen – auch wenn das bekannteste Stück mit diesem motorischen Beat, „Autobahn“ von Kraftwerk, erst später und dann mit elektronischen Instrumenten eingespielt wurde.

Bei Kraftwerk hatte Dinger 1969 seine Karriere als Schlagzeuger begonnen. Dort traf er auf den Gitarristen Michael Rother, der kurz zur Live-Besetzung der Gruppe gehörte. Als Kraftwerk 1971 zu einem Duo schrumpften, gründeten die beiden ihr eigenes Duo Neu!. Im Hamburger Studio des Produzenten Conny Plank nahmen sie 1971 ihre erste LP auf. „Neu!“ verband Dingers monotone Beats mit Rothers zurückhaltend ineinander verflochtenen Gitarrenriffs. Auf den folgenden Platten, *„Neu! 2“* und *„Neu! ’75“*, wurden die Effekte zwar verfeinert und das Zusammenspiel variiert, doch blieb der Eindruck des musikalischen Minimalismus beherrschend.

Anders gesagt, die Musik von Neu! war die beste Drogenmusik, die es in den frühen 70er-Jahren gab. Tatsächlich bekannte sich Dinger auch gern zu seinem ausgiebigen LSD-Konsum. Auf wirklich fruchtbaren Boden fiel sein motorischer Minimalismus freilich erst in der nächsten Generation der LSD-Nutzer: Eine Vielzahl von Acid-House- und Techno-DJs erkannte darin ein Vorbild für ihre eigene Maschinen-Ästhetik.

Neu! brachen hingegen schon 1974 wieder auseinander. Michael Rother, der nach eigenen Angaben sein Leben lang von allen Drogen abstinent war, gründete die etwas langweilige Gruppe Harmonia. Klaus Dinger wiederum spielte fortan in dem Quartett La Düsseldorf, das von seinen episch angelegten Klangcollagen Ende der 70er-Jahre über eine Million Platten verkaufte.

Eine Reunion von Neu! hat es nie gegeben, zu zerstritten waren Dinger und Rother nach dem Ende der Band. Erst 2001 konnte Herbert Grönemeyer die beiden so weit versöhnen, dass sie wenigstens einer Wiederveröffentlichung ihrer Platten zustimmten. Klaus Dinger starb im März 2008 kurz vor seinem 62. Geburtstag an Herzversagen.

Michael Rother ist weiterhin musikalisch aktiv. Im vorigen Frühjahr brachte er gemeinsam mit seiner Lebensgefährtin, Vittoria Maccabruni, ein zuckriges Ambient-Album heraus. Anlässlich des 50-jährigen Bandjubiläums von Neu! und einer weiteren Legacy-Box auf dem Label Grönland spielte er Ende Oktober im Silent Green, einem ehemaligen Krematorium in Berlin-Wedding, einige Stücke von Neu! und Harmonia, begleitet von dem Gitarristen Franz Bargmann von den Neo-Krautrockern Camera und Hans Lampe am Schlagzeug. Lampe war schon auf dem dritten Neu!-Album zu hören gewesen, später auch bei La Düsseldorf sowie davor und danach in der Band von Achim Reichel. In Berlin war er der Star des Abends. Sagenhaft, wie präzise, wuchtig und zugleich elegant er die Motorik von Klaus Dinger in die Gegenwart überführte, klanglich brillant abgemischt und gefeilt! Zwei eher überflüssige Gastauftritte – Yann Tiersen fügte etwas wuschige Pink-Floyd-Ozeanik hinzu, Vittoria Maccabruni sang – rundeten den Abend ab. **JENS BALZER**

Neu!

FOTO: ROLAND OWSNITZKI

Mutter

Nachtasyl, Hamburg

★★★☆☆

SEIT ÜBER 30 JAHREN STEHT BEI der Berliner Band Mutter die Frage im Raum: Sind das jetzt Schlawiner oder doch die subversiven Genies, als die sie in der Musikpresse allgemein gehandelt werden? „Es fällt mir wirklich leicht, nicht so wie du zu sein. Es fällt dir schwer, ganz genauso wie ich zu schrein“, behauptet Sänger Max Müller im Titelsong des neuen Albums von Mutter, *„Ich könnte du sein aber du niemals ich“*, das Ende September erschien. Eine interessante Mischung aus Empathie und Arroganz, begleitet von einem etwas zurückgenommenen, aber vertraut rauen Sound. So weit wie beim brachial dröhnenden Vorgänger, *„Der Traum vom Anderssein“*, gehen Mutter diesmal nicht. Müllers Texte sind zum Teil leider schwer zu verstehen, was schade ist, denn im unsicheren Terrain der Worte liegt die Kernkompetenz von Mutter.

Man ist also gespannt auf das Konzert im Dachgeschoß des Thalia Theaters. Doch Überraschungen gibt es keine. Nachdem Schlagzeuger Florian Koerner von Gustorf zackig eingezählt hat, serviert die Band ihrem Publikum eine musikalische Tracht Prügel wie im Kreuzberg der späten Achtziger. Ist natürlich Absicht, klar. Antipop, bloß nicht mit dem Zeitgeist schwimmen, der Humor alter weiser Punks. So haben sich Mutter ihren legendären Ruf erspielt. Dabei klingen die Alben längst viel unterschiedlicher und komplexer.

Während seine Kollegen ungerührt und weitgehend bewegungslos auf ihre Instrumente einhämmern, bietet der Sänger von Anfang die ganz große Performance. Klein, drahtig, in einem leuchtend roten Pulli windet er sich über die Bühne, kauert immer wieder auf dem Boden und posiert wie sonst nur Iggy Pop. Doch sein Gesang erstickt in einem Brei aus Feedback und Viervierteltakt. Gelegentlich versteht man, was er schreit – „DU BIST NICHT MEIN BRUDER!! DU BIST NICHT MEINE SCHWESTER!! –, doch es fehlt ein gut abgemischter Sound, und auch etwas mehr Leidenschaft wäre schön. Statt der schweren, sich langsam aufbauenden und wieder zusammenkrachenden Gitarrenwände, die Mutter bei früheren Konzerten boten, gibt es diesmal nur Punkrock ohne Melodien und Refrains. Vielleicht muss man es so sehen: Mutter sind immer beides, Schlawiner und Genies. Und das nächste Konzert ist wieder das beste. **JÜRGEN ZIEMER**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Lee Fields
Seinen Spitznamen, „Little JB“ bekam der 72-Jährige aufgrund stimmlicher Ähnlichkeiten zum großen James Brown.
www.fkpscorpio.com

21.02.2023 **Berlin**, Festsaal Kreuzberg
22.02.2023 **Hamburg**, Mojo Club

Belle And Sebastian
Die nach einem französischen Kinderbuch benannte Glasgower Baroque-Pop-Band beehrt uns für drei Konzerte.
www.fkpscorpio.com

14.01.2023 **Hamburg**, Laeiszhalle
21.01.2023 **Berlin**, Tempodrom
22.01.2023 **München**, Muffathalle

Moka Efti Orchestra
Das Original-Ensemble aus der TV-Serie „Babylon Berlin“ spielt endlich wieder auf.
www.fkpscorpio.com

02.12. **Dresden**, Alter Schlachthof
07.12. **Essen**, Lichtburg
13.12. **Köln**, Gloria
14.12. **Bremen**, Kulturzentrum Schlachthof
15.12. **Ludwigsburg**, Scala
16.12. **München**, Technikum
17.12. **Berlin**, Huxleys
18.12. **Hamburg**, Friedrich-Ebert-Halle

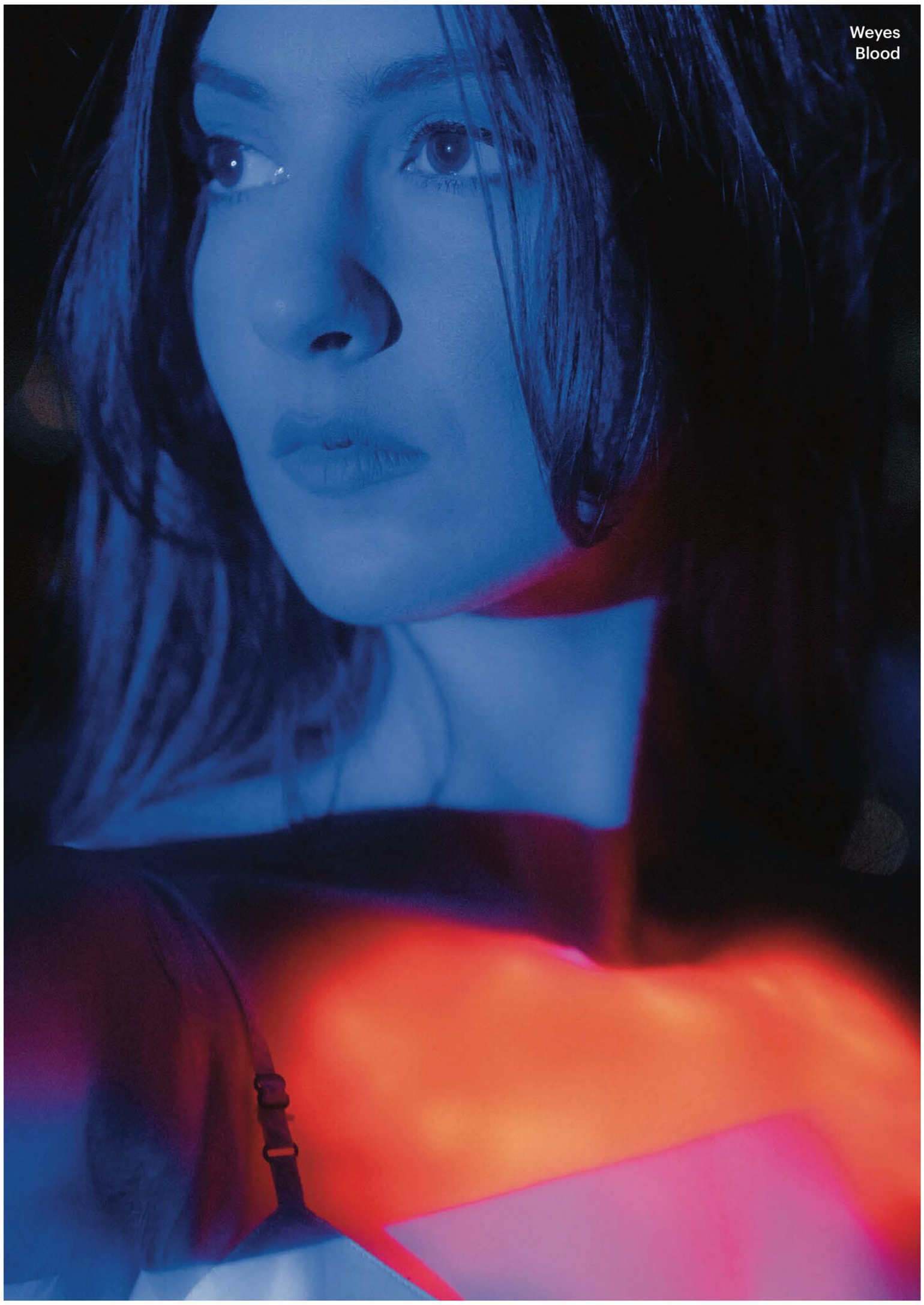
The Dead South
Ihr Bluegrass-Folk erfreut sich immer größerer Beliebtheit.
www.fkpscorpio.com

25.11. **Bremen**, Aladin
26.11. **Frankfurt**, Zoom

Martin Rev
Der Instrumentalist und die eine Hälfte der Art-Punk-Pioniere Suicide solo.
www.mct-agentur.com

07.12. **Berlin**, Silent Green / Betonhalle

RS PRÄSENTIERT



Weyes Blood

Seit 2003 ist die als Natalie Laura Mering geborene Künstlerin unter dem Namen Weyes Blood aktiv. Dabei hat sich ihre Musik von anfänglichen Verbindungen zur Noise-Rock-Szene im Verlauf ihrer Karriere zu somnambulem Soft Rock mit ausgemachten Kammerpop-Qualitäten gewandelt. Live lässt sich dieser faszinierende Sound Anfang 2023 in zwei deutschen Städten erleben.

www.puschen.net

28.01.2023 **Berlin**, Festsaal Kreuzberg // 03.02.2023 **Köln**, Kulturkirche

FOTO: NEIL KRUG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Hans Zimmer

Der Oscar-Preisträger präsentiert seine Filmmusiken live mit Band und Orchester.
www.semmel.de

23.04.2023 **Oberhausen**, Rudolf Weber-ARENA
27.04.2023 **Frankfurt**, Festhalle Frankfurt
29.04.2023 **Stuttgart**, Hanns-Martin-Schleyer-Halle
20.05.2023 **Hannover**, ZAG Arena
24.05.2023 **München**, Olympiahalle
26.05.2023 **Berlin**, Mercedes-Benz Arena
28.05.2023 **Hamburg**, Barclays Arena
09.06.2023 **Köln**, LANXESS arena

Arctic Monkeys

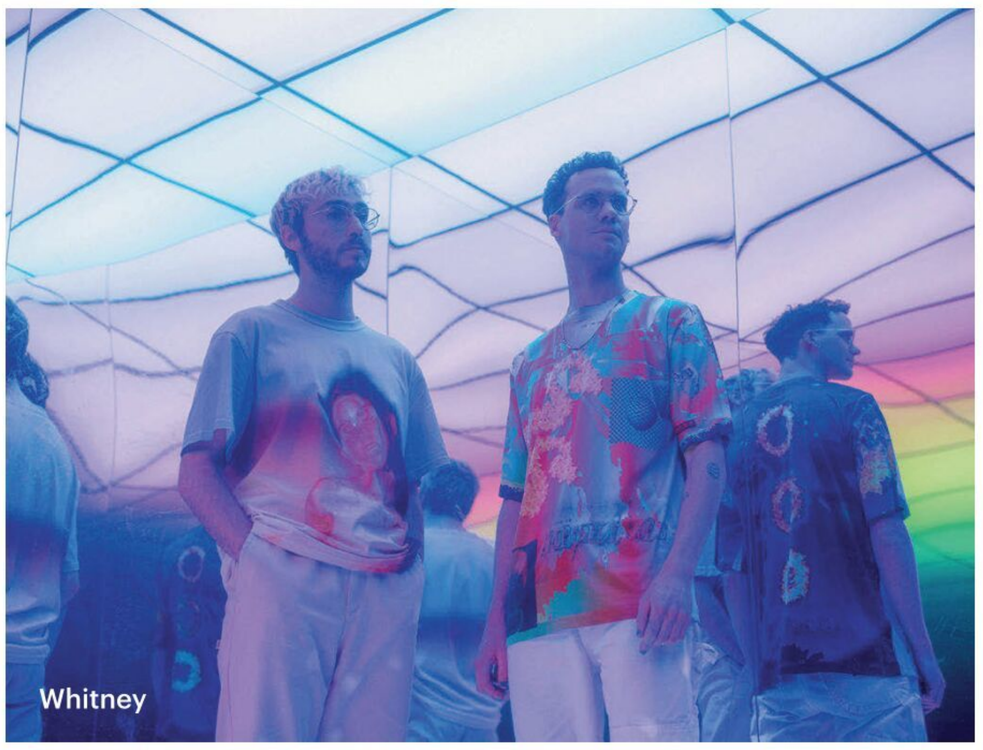
Bislang hat die Band jede Plattenproduktion genutzt, um stilistisch Neues zu wagen. Der filmreife Soul-Pop von „*The Car*“ ist der jüngste Beweis.
www.livenation.de

24.04.2023 **A-Linz**, TipsArena
25.04.2023 **München**, Zenith
27.04.2023 **Hamburg**, Sporthalle
02.05.2023 **Berlin**, Mercedes-Benz-Arena
03.05.2023 **Oberhausen**, Rudolf Weber-Arena
08.05.2023 **Frankfurt**, Festhalle

Fortuna Ehrenfeld

Die Kölner proklamierten schon 2021 „Die Rückkehr zur Normalität“.
www.selectiveartists.com

25.11. **Wolfsburg**, Hallenbad
26.11. **Paderborn**, Wohlsein
27.11. **Hannover**, Lux
28.11. **Köln**, Gloria



Whitney

Animal Collective

Eklektisch mischt das amerikanische Experimental-Pop-Ensemble Folk, Psychedelia und Electronica.
www.goodlive.ag

27.11. **Köln**, Luxor

Rocko Schamoni

Der Musiker, Schauspieler und ROLLING-STONE-Kolumnist live!
www.tomprodukt.de

13.12. **Berlin**, Festsaal Kreuzberg

Whitney

Die Chicagoer Band mag Levon Helm und Allen Toussaint gleichermaßen. Das kann man ihrem Soul-beseelten Indie-Folk-Rock durchaus anhören.
www.fkpscorpio.com

16.02.2023 **Berlin**, Columbia Theater

The Handsome Family

Seit 1994 betört das Alternative-Country-Duo mit Americana noir. Der Titelsong zur TV-Serie „True Detective“ verhalf dem Ehepaar zu neuer Popularität.
www.bta.com

19.03.2023 **Hamburg**, Knust
20.03.2023 **Wiesbaden**, Kesselhaus
22.03.2023 **Köln**, Artheater
23.03.2023 **Hannover**, Café Glocksee
24.03.2023 **Berlin**, Privatclub
25.03.2023 **Dresden**, Beatpol
27.03.2023 **München**, Milla
28.03.2023 **Reutlingen**, Franz K.
29.03.2023 **CH-Zürich**, Papiersaal

Lucinda Williams

Die Grande Dame des Americana-Genres kehrt zurück.
www.fkpscorpio.com

13.01.2023 **München**, Technikum
14.01.2023 **Berlin**, Columbia Theater
16.01.2023 **Hamburg**, Gruenspan

The Thurston Moore Group

Der ehemalige Sonic-Youth-Sänger, -Songwriter und -Gitarrist im neuen Bandverbund.
www.bta.com

17.03.2023 **Köln**, Kulturkirche
18.03.2023 **Dresden**, Beatpol
20.03.2023 **Berlin**, Festsaal
22.03.2023 **Bielefeld**, Forum
23.03.2023 **Hamburg**, Kent Club
25.03.2023 **München**, Strom
26.03.2023 **Reutlingen**, Franz K.

Tocotronic

Diese Konzerte stehen im Zeichen des neuen Albums.
www.kkt.berlin

24.11. **München**, Tonhalle
25.11. **Karlsruhe**, Substage
26.11. **Freiburg**, E-Werk
30.11. **Hamburg**, Kampnagel Halle

AKTUELLE TERMINE GIBT ES AUF
www.rollingstone.de

FOTOS: TONJE THILESEN, LIVENATION, GLORIA ENDRES DE OLIVEIRA

musikexpress

JETZT ABONNIEREN UND ZUSÄTZLICHE VORTEILE SICHERN

+ SPEZIAL-ABO

Nur für begrenzte Zeit!

3 Ausgaben 9,95 € ~~23,70 €~~

+ MARKEN-ABO

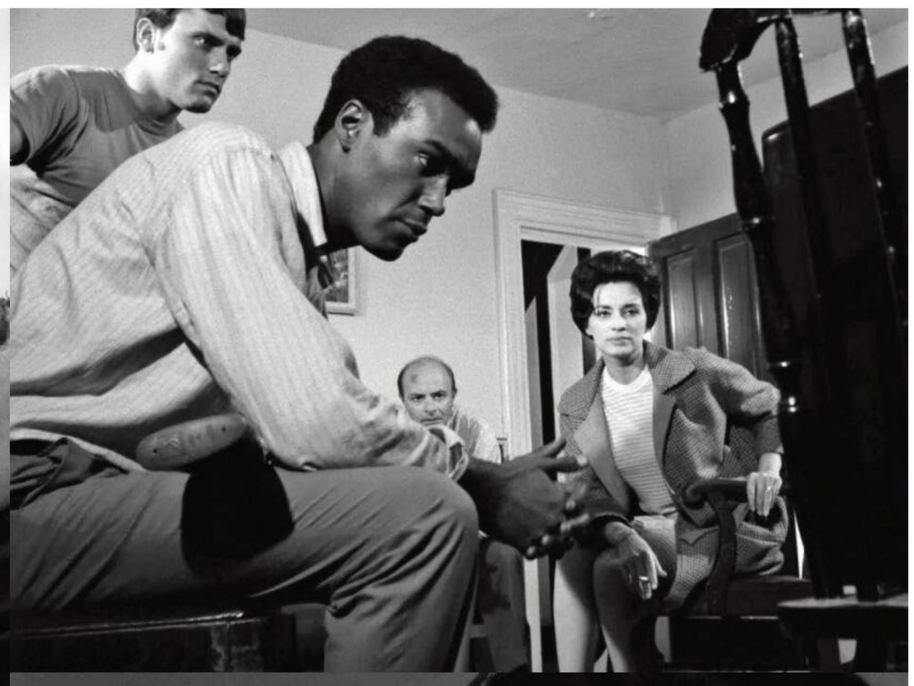
Ein Jahr lang frei Haus

12 Ausgaben für nur 88 €

MUSIKEXPRESS.DE/ABO

Alle Angebote mit exklusiver Heft-CD

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung



Wiedergänger der Toten des Vietnamkriegs

SIE LEBEN UNTER UNS

Der Zombie-Klassiker von George A. Romero restauriert in 4K

Von SASSAN NIASSERI

Das Horror-Kino hat mittlerweile fast alles gezeigt, was sich zeigen lässt, weil jede Idee durch Computereffekte umgesetzt werden kann. Umso schwerer fällt die Vorstellung, welche Empörung diese schwarz-weißen Bilder 1968 auslösten: „Die Nacht der lebenden Toten“ war der erste Film, in dem Menschen zu sehen waren, die Menschen essen. Er zeigt, wie Untote Gedärme aus Leibern ziehen. Wie sie Insekten aus Baumrinden reißen und sie sich ins Maul stopfen. Es war der erste Film, der ein Monster in Gestalt einer komplett nackten Frau zeigte. Der erste Film, in dem ein Kind auf seine Mutter einsticht – mit einer Gartenkelle.

Bestien sahen bis dahin anders aus. Sie waren durch Radioaktivität mutierte Insekten, kleine grüne Männchen oder Geschöpfe des Hammer-Studios, das Geschichten über Dracula und Frankenstein auf die Leinwand brachte. Sie lebten in unerreichbaren Schlössern in Transsilvanien, waren adelig und trugen Kostüme. In George A. Romeros Debüt leben sie unter uns. Romero bezeichnete seine Zombies als Vertreter der „blue-collar workers“, als Industriearbeiter, gebückte Leute, die schmerzende Körper haben, Ausgestoßene sind.

Der damals 27-jährige Regisseur hatte also weniger Horror als Politik im Sinn. Es war das Jahr der Bürgerrechtsbewegung, der Proteste gegen Rassenhass und den Vietnamkrieg. In „Die Nacht der lebenden Toten“ sind die von der Zombie-Seuche in den USA kündenden Nachrichtenbilder so krisselig wie die News aus Fernost, und Romero lässt einen Nachrichtensprecher einen freudschen Versprecher aufsagen: Gegen die Untoten sei „der Oberbefehlshaber der Streitkräfte in Saigon – Pardon, Washington“ abkommandiert. Auf dass die Army auch diese Schlachten verliere, nicht gegen den Vietcong, sondern gegen Zombies. Diese können als Wiedergänger der in Asien gefallenen Menschen gesehen werden, ob Amerikaner oder Vietnamesen. Oder als Menschen, die den Konflikt in die Heimat tragen: Eine bewaffnete Bürgerwehr geht auf Patrouille, um die Landschaft von Untoten zu säubern, mit Schäferhunden an kurzer Leine. Ein Bild, das an die Polizisten erinnert, die im echten Leben ihre Schäferhunde auf Demoteilnehmer hetzten.

Der kompetenteste Widerständler ist Ben (Duane Jones), ein Schwarzer – als einziger Hauptdarsteller unter weißen Nebendarstellern. Das war im Kino von 1968 noch selten. Und dieser Schwarze schließt sich nicht nur mit der Weißen Barbra (Judith O’Dea) in ein Farmhaus ein, er ohrfeigt sie auch, als sie ihn ohrfeigt. Später wird Ben einen Weißen, der die verschanzten Überlebenden in Gefahr bringt, sogar erschießen. Der Kritiker Elvis Mitchell bezeichnet Ben als Vorgänger jener in den frühen 70er-Jahren das US-Kino stürmenden Blaxploitation-Helden wie Shaft oder Youngblood in „Super Fly“, die sich von weißen Tyrannen nichts mehr bieten lassen. Als Ben jedoch nach überstandener Zombie-Belagerung durch die verlassenen Räume schleicht, erhält er sogleich einen tödlichen Gewehrschuss zwischen die Augen. Die anrückende Redneck-Patrouille hat ihn für einen Ghul gehalten. Oder für einen sowieso bald toten Menschen mehr oder weniger, auf den es nicht ankommt. Einen Schwarzen mehr oder weniger, auf den es nicht ankommt.

„Die Nacht der lebenden Toten“ hat bis heute 30 Millionen Dollar eingespielt, das 250-Fache seines Budgets. 1999 wurde er in die amerikanische National Film Registry aufgenommen, seitdem gilt er als „historisch, kulturell oder ästhetisch erhaltenswertes Kulturgut“. Inzwischen ist er viel mehr: der bis heute gültige, traurige Beweis für die global verbreitete Behauptung, dass nicht alle Menschen gleich viel wert sind.

Die Nacht der lebenden Toten

Duane Jones

Regie: George A. Romero

4K / STUDIOCANAL

★★★★★

FOTOS: 2017 IMAGE TEN, INC. (4)

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Call Jane

Elizabeth Banks, Sigourney Weaver

Regie: Phyllis Nagy

★★★½☆

Nichts ist so umkämpft wie der weibliche Körper. In den USA wurde das zuletzt deutlich, als der Supreme Court im Juni das verfassungsrechtlich garantierte Recht auf einen Schwangerschaftsabbruch kippte. Konservative Kräfte und religiöse Hardliner hatten zuvor jahrzehntelang darauf gedrungen, das Abbrüche legalisierende Urteil Roe v. Wade von 1973 abzuschaffen. Der Fall ist die Pointe, mit der das Regiedebüt von Phyllis Nagy endet.

Die amerikanische Filmemacherin war 2016 mit dem Drehbuch für „Carol“, die von Todd Haynes verfilmte Geschichte einer lesbischen Liebe im New York der 50er-Jahre, für die Oscars nominiert. In ihrer ersten Regiearbeit taucht sie erneut in die amerikanische Geschichte ein. Sie erzählt von Joy, die in den 60er-Jahren mit Mann und 15-jähriger Tochter in Chicago lebt. Unerwartet wird sie schwanger, doch es kommt zu Komplikationen. Als ihr Leben in Gefahr gerät, empfiehlt ihr Arzt, die Schwangerschaft abzubrechen. Doch der durchweg männlich besetzte Klinikvorstand verweigert ihr den medizinischen Eingriff. Also nimmt Joy ihr Schicksal selbst in die Hand. Sie findet die Aktivistinnen von Call Jane, die ihr zu einem Abbruch verhelfen. Wieder bei Kräften, beginnt sie das Frauenkollektiv um die charismatische Virginia zu unterstützen. Ergriffen von den Schicksalen der oft unschuldig in Not geratenen Frauen, führt sie die Gruppe aus der Abhängigkeit von skrupellosen Ärzten.

Phyllis Nagys Film verfolgt im Gegensatz zu Eliza Hittmans bewegendem Abtreibungsdrama „Niemals Selten Manchmal Immer“ keinen dokumentarischen Anspruch. „Call Jane“ spart nicht mit Drastik, will dabei aber auch unterhalten. In knalligen Farben und mit frechen Dialogen zeigt der Film, dass eine Welt voller selbstbestimmter Frauen lebenswerter ist als die Diktatur des Geburtenzwangs, in die die USA zu kippen drohen. In fast jedem zweiten Bundesstaat sind Schwangerschaftsabbrüche inzwischen mehr oder weniger verboten. Gilead lässt grüßen. *(Kinostart: 1.12.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Cloudy Mountain

Zhu Yilong, Chen Shu

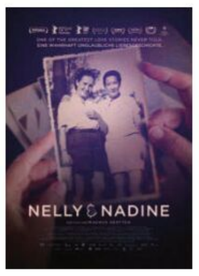
Regie: Jun Li

★★★☆☆

Hong Yizhou und seine Freundin Lu Jiaojin sind als Ingenieure am Bau eines Tunnels für einen Hochgeschwindigkeitszug beteiligt. Nach zehn Jahren Bauzeit steht er kurz vor der Eröffnung. Da gerät der Berg in Bewegung und Teile des Tunnels werden geflutet. Das ist nur der Anfang einer fatalen Kettenreaktion, in deren Verlauf das ganze Projekt und mehr in Gefahr gerät.

Der chinesische Regisseur Jun Li ist in seiner Heimat ein Star. Sein neuer Katastrophenfilm ist actionreich und hat Blockbuster-Potenzial, vom Geländewagen bis zum Hubschrauber, von Herzschmerz bis Todeskampf wird hier alles aufgefahren. Die Handlung springt zwischen den zentralen Figuren hin und her. Die Wege von Yizhou und Jiaojin trennen sich gleich zu Beginn. Weil der junge Sprengmeister für neue Messungen in die Berge fährt, entgeht er der Katastrophe im Dorf nahe der Baustelle, in die Jiaojin verwickelt wird, als sie den Vater ihres Freundes vom Bahnhof abholt. Der alte Eisenbahner Hong Yunbing wollte zur Eröffnung der Strecke kommen, wird nun aber mit einigen anderen in einer unterirdischen Höhle verschüttet. Während über ihren Köpfen immer mehr Steinmassen in Bewegung geraten, versucht der Alte die Gruppe aus der Höhle zu führen. Zugleich riskiert die Projektverantwortliche Ding Yajun Kopf und Kragen, um den Zeitplan der Eröffnung einzuhalten.

Im Laufe des Films müssen alle Figuren nicht nur ihr eigenes Gewissen abklopfen, sondern sich auch an die ständig wechselnden Bedingungen anpassen. Gigantische Bauprojekte sind in China keine Seltenheit, insofern hat der Film einen realistischen Hintergrund. Allerdings ist er politisch schwierig: Li erzählt eine Heldengeschichte, in der der Mensch über die Natur und die Vernunft über die Gier triumphiert. Die Zensoren der chinesischen Aufsichtsbehörden wird es freuen. Dass bei den digitalen Animationen manchmal die Pixel über die Leinwand purzeln, ist da noch das geringere Problem. *(Kinostart: 1.12.)* **THOMAS HUMMITZSCH**



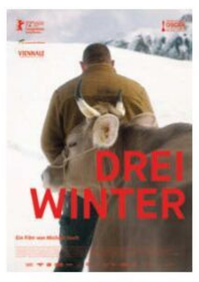
Nelly & Nadine

Nelly Mousset-Vos, Nadine Hwang

Regie: Magnus Gertten

★★★★☆

Am Heiligabend 1944 verlieben sich die Opernsängerin Nelly Mousset-Vos und die chinesische Widerstandskämpferin Nadine Hwang ineinander – im KZ Ravensbrück. Sie werden ein Paar und leben nach dem Ende des Krieges gemeinsam in Venezuela. Beim Sichten von Archivmaterial, das Überlebende aus den KZ zeigt, war der Regisseur Magnus Gertten von Nadines Gesicht fasziniert. Seine Recherche führte ihn schließlich zu dem Schicksal von Nelly und Nadine. Gemeinsam mit Nellys Enkelin Sylvie erkundete er das Privatarchiv ihrer Großmutter. Tagebuchaufzeichnungen aus dem Lager, Fotos und Super-8-Aufnahmen zeichnen dabei die Beziehung der beiden Frauen nach. Ein bewegender Dokumentarfilm, der einer großen Liebe eine Stimme gibt. *(Kinostart: 24.11.)* **CORNELIS HÄHNEL**



Drei Winter

Michèle Brand, Simon Wisler

Regie: Michael Koch

★★★★½

Drei Winter dauert es, dann sind die guten und schlechten Tage vorbei. Als Bauer packt der wortkarge Marco an, wo er kann. Mit seinen kräftigen Armen scheint er wie gemacht für das entbehrungsreiche Leben in den Bergen – und für Anna, die für sich und ihre kleine Tochter einen Mann sucht, auf den sie sich verlassen kann. Das Leben scheint es endlich gut mit der jungen Postbotin zu meinen, da nimmt die Geschichte eine schreckliche Wendung. Der Schweizer Michael Koch erzählte schon in „Marija“ von platzenden Träumen. Mit „Drei Winter“ hat er nun ein Meisterwerk geschaffen, das in poetischen Bildern von einer menschlichen Tragödie erzählt. Zwei umwerfende Laienschauspieler, eine mächtige Kulisse und sakrale Klänge tragen diesen überwältigenden Film. *(Kinostart: 15.12.)* **TH**

Frieden, Liebe und Death Metal

Nahuel Pérez Biscayart, Noémie Merlant

Regie: Isaki Lacuesta

★★★★☆

Am 13. November 2015 starben bei Terroranschlägen in Paris 130 Menschen. Im Club Bataclan wurden bei einem Konzert der Eagles Of Death Metal 89 Menschen ermordet, insgesamt wurden an diesem Abend 683 verletzt. Doch wie erzählt man in der Kunst von solchen Wunden? Lässt sich der Schrecken des Terrors überhaupt in fiktive Bilder fassen? Und sollte man das?

Isaki Lacuesta konzentriert sich in „Frieden, Liebe und Death Metal“, der auf den Aufzeichnungen des Bataclan-Überlebenden Ramón González basiert, auf die traumatischen Nachwirkungen des Massakers. Im Zentrum des Films stehen Ramón und seine Freundin Céline, die beide auf ihre Art versuchen, mit den Erinnerungen weiterzuleben, ohne daran zu zerbrechen. Der Originaltitel „Un año, una noche“ (Ein Jahr, eine Nacht) macht den Ansatz klar: Es geht um die Zeit danach, Lacuesta stellt seine Figuren in alltägliche Situationen, die zeigen, wie schwer die Rückkehr in den Alltag ist, wenn die seelischen Narben so tief sind.

Der Film bleibt nah an Ramón und Céline, die sich krampfhaft um Normalität bemühen. Wir sehen sie, wie sie sich mit Freunden, die das Attentat ebenfalls überlebt haben, mit schwarzem Humor über Beileidsbekundungen amüsieren, wie sie versuchen, sich abzulenken, und daran scheitern, Vertrauen und Nähe aufzubauen. Nahuel Pérez Biscayart und Noémie Merlant machen den Film überaus intensiv: Ihre Figuren verfallen immer wieder aus scheinbar geringfügigsten Anlässen in Panik und Verzweiflung.

Dabei verzichtet der Film nicht komplett auf Bilder aus dem Bataclan, die als schmerzhafte Erinnerungen aufblitzen. Aber er verzichtet auf den Horror von Leichen und konzentriert sich stattdessen auf die Momente der Angst, die sich eingebrannt haben. Und eben weil er sich nicht auf voyeuristische Weise auf die blutige Wunde der Nacht konzentriert, sondern die seelischen Narben betrachtet, die nie ganz verheilen werden, ist er so bewegend. *(Kinostart: 15.12.)* **CORNELIS HÄHNEL**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Die stillen Trabanten
Martina Gedeck, Albrecht Schuch
Regie: Thomas Stuber
★★★★½

Jeden Abend kreuzen sich die Bahnen von Erik und Marika. Er geht seine Runde um den Block, sie schaukelt im Dunkel der Nacht und träumt von fernen Welten. Ihre Begegnungen sind zart und flüchtig, die Sprache spielt nur eine untergeordnete Rolle. Der Wachmann (Charly Hübner) und die junge Ukrainerin (Irina Starshenbaum) erkennen einander. „Pass auf sie auf", rät Hans (Peter Kurth) seinem jüngeren Kollegen, „Heimatlose sind so verloren, so verletzlich." Hans haben die Ausländer nicht immer gepasst, ihm imponiert aber, wie weit sie zu gehen bereit sind. „Und dann sind sie am Ziel, und dann stirbt ein Kind", sagt er.

Mit der Geschichte des toten Kindes beginnt Thomas Stubers Episodenfilm „Die stillen Trabanten", in dem er gekonnt drei Kurzgeschichten aus dem gleichnamigen Erzählband von Clemens Meyer arrangiert. Sie handeln von Menschen, die am Rande der Gesellschaft stoisch ihre Kreise ziehen, die in warmen Erinnerungen schwelgen und mit der Härte der Gegenwart hadern. Figuren wie Jens (Albrecht Schuch), der mit seinem Kumpel Mario (Andreas Döhler) in Leipzigs Innenstadt einen Imbiss betreibt und am Abend über den Dächern der Stadt eine letzte Zigarette raucht. Dabei verliebt er sich in seine Nachbarin Aischa (Lilith Stangenberg), deren Mann, Hamed (Adel Bencherif), dem jungen Koch unter die Arme greift. Oder Menschen wie Christa (Martina Gedeck), die in einem der besten DDR-Hotels gelernt hat. Als das nach der Wende dichtmacht, fängt sie als Putzfrau bei der Bahn an. Die Verbitterung ertränkt sie mit Cognac in der Bahnhofskneipe. Dort trifft sie auf Birgit (Nastassja Kinski), die noch einmal ihr Herz aufgehen lässt.

Thomas Stuber („In den Gängen", „Herbert") fängt in kleinen, alltäglichen Momenten die Porträts von Menschen ein, die das Leben aller Illusionen beraubt hat und die dennoch nicht aufhören, an das Gute zu glauben. „Die stillen Trabanten" ist ein überwältigender Film über gescheiterte Existenzen, die ihr Glück in den kleinen Dingen finden. *(Kinostart: 1.12.)*

THOMAS HUMMITZSCH

Dolly Parton

TV

DIE LADY IST EIN TRAMP

Der Dokumentarfilm „Here I Am" bei Netflix erzählt die Geschichte der staunenswerten Songschreiberin und Sängerin Dolly Parton

ARNE WILLANDER
SCHAUT FERN

Sie spricht von ihrem Aussehen als „bizarr", „künstlich" und „lächerlich". Als Kind, sagt Dolly Parton, sah sie in der Stadt einen „Lady Tramp", vornehm formuliert, und ihre Mutter sagte, diese Frau sei „Trash". Dolly sagt: „So wie diese Frau wollte ich sein." Und so wurde sie Dolly Parton. Die Songschreiberin Linda Perry sagt in dem Dokumentarfilm „Here I Am", es gebe zwei Dollys, und die innere Dolly wisse, was sie der äußeren verdanke.
In einer Talkshow fragt die Gastgeberin streng, ob sie nicht fürchte, für einen Witz gehalten zu werden. „Der Witz wendet sich gegen den, der ihn macht. Ich kann mein Aussehen jederzeit verändern, wenn ich will."

Sie wurde in Tennessee als viertes von zwölf Kindern geboren und schrieb schon als Jugendliche Songs für die Familie, weil es kein Kino und kein Fernsehen gab. Erste Auftritte hatte sie 1956. Mit achtzehn ging sie nach Nashville und heiratete einen Tag später einen Lastwagenfahrer. Sie sind noch immer verheiratet. Keiner der Sessionmusiker, die hier zu Wort kommen, hat ihn je gesehen. Dolly trat in der Show von Porter Wagoner auf, dem Rudi Carrell der Country Music, und machte Duettplatten mit ihm. Er behauptet, „I Will Always Love You" habe sie 1974 geschrieben, weil er ihr sagte, dass sie immer über Daddys Schuhe und Mutters Kochtöpfe singe. Sie sagt, „I Will Always Love You" sei ihr Abschied von Porter Wagoner gewesen.

Seit Anfang der 70er-Jahre macht sie Soloplatten und schreibt fantastische Songs wie „Coat Of Many Colors", „The Bridge" und „Jolene". Sie entfernte sich von der Country Music. „Here You Come Again" wurde 1977 ein Pop-Hit. 1980 produzierte Jane Fonda den Film „9 To 5" und engagierte Dolly Parton für die Rolle einer Sekretärin neben Lily Tomlin. Parton bestand darauf, den Titelsong zu schreiben - und zwar mit ihren Fingernägeln, die das Tippen

„Ich kann mein Aussehen jederzeit verändern, wenn ich will"

nachahmen. „9 To 5", Film und Song, wurden Kassenschlager. „Wir haben sie niemals ohne ihre Aufmachung gesehen", sagt Jane Fonda. „Morgens trug sie immer schon ihre Perücke." Wie sie ihre Haare mache, fragt eine Frau in einer Fernsehsendung. - „Honey, ich kaufe sie fertig."

Whitney Houstons Version von „I Will Always Love You" machte Dolly Parton sehr reich. Sie kaufte die alte Hütte der Familie in Tennessee: „Eine Frau will manchmal von der Veranda pinkeln."

FOTO: DPA ILLUSTRATION: STUDIO PONG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

SERIEN

VON BIRGIT FUSS & GUNTHER REINHARDT

Sonne
Melina Benli, Law Wallner
Regie: Kurdwin Ayub
★★★★☆

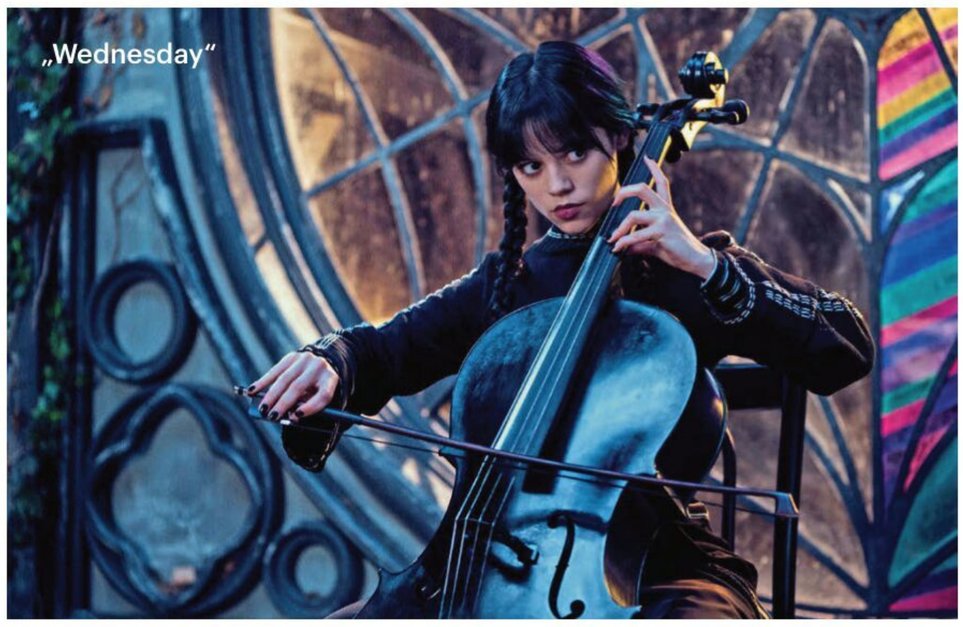
Mit „Losing My Religion“ haben R.E.M. einen Popklassiker geschrieben, der noch immer fleißig im Oldie-Radio rotiert. Die kurdisch-österreichische Regisseurin Kurdwin Ayub könnte dem Song nun einen neuen TikTok-Hype bescheren (Kate Bush lässt grüßen), denn sie hat ihn als Ausgangpunkt ihres Spielfilmdebüts, „Sonne“, genommen. Drei Teenagerinnen nehmen ein Video auf. In den Hijabs von Yesmins Mutter tanzen und singen sie zu „Losing My Religion“. Das Nachmittagsprojekt wird zum YouTube-Hit, und die Mädchen treten auf Hochzeiten und in Talkshows auf. Doch was als unbedarfter Spaß begann, wird zu einem ernsthaften Diskurs über Glauben und Identität und stellt ihre Freundschaft auf eine harte Probe.

Kurdwin Ayub hat in den letzten Jahren bereits mit mehreren Kurz- und einem Dokumentarfilm auf sich aufmerksam gemacht, und „Sonne“ erhielt auf der Berlinale 2022 den Preis für das beste Debüt. Auf den ersten Blick handelt es sich um einen klassischen Coming-of-Age-Film, es geht um Selbstfindung, zähe Nachmittage in den Kinderzimmern und um Probleme mit Eltern, Geschwistern und Freunden. Aber zugleich dreht sich die Geschichte um die elementaren Fragen von Identität, Migration, Religion und Feminismus.

Große Themen, die Ayub in ihrem präzisen Generationenporträt mit gekonnter Beiläufigkeit inszeniert. Sie entpuppt sich als kluge Beobachterin, die in fast dokumentarisch anmutenden Situationen zwischen Langeweile und Herumalbern immer wieder Momente der Erkenntnis, aber auch des Zweifels findet.

Formal geht sie ebenfalls eigene Wege. Das Handy ist hier selbstverständlicher Teil der Erzählung, immer wieder wird das Geschehen durch Snapchat-Filter und Videoschnipsel auf dem Second Screen unterbrochen, ohne dass der Film in eine dauerrauschende Clip-Ästhetik zerfällt. Und so ist „Sonne“ ein gelungenes Debüt, unaufgeregt und wild zugleich, humorvoll und am Puls der Zeit, ohne sich dem Zeitgeist anzubiedern. *(Kinostart: 1.12.)* **CORNELIS HÄHNEL**

FOTO: 2022 NETFLIX


„Wednesday“

Wednesday ★★★☆☆
Jenna Ortega, Christina Ricci, Catherine Zeta-Jones

Die Entdeckung in Barry Sonnenfelds Gruselkomödie „Addams Family“ 1991 war Christina Ricci in der Rolle der Wednesday Friday Addams. Eigentlich hätte Tim Burton bei dem Film Regie führen sollen, er war aber zu sehr mit „Batman“ beschäftigt. Dass Netflix jetzt im neuesten Serienableger des seit 1938 existierenden „Addams Family“-Franchise Tim Burton zum Produzenten und die bleich-morbide Pigtail-Zynikerin Wednesday zur Hauptfigur macht, ist erst einmal eine ziemlich gute Idee. Doch obwohl Jenna Ortega ihren Job als Ricci-Lookalike ausgezeichnet macht und trotz der Lust am Makabren, an einer schrullig-finsteren Inszenierung und dezenten Schockmomenten, wirkt die Serie arg harmlos wie eine familienfreundliche Gruftie-Version von „Harry Potter“. Aber immerhin spielt Christina Ricci auch wieder mit. *(Netflix)* **GR**

Love Addicts ★★☆☆☆
Annette Frier, Dimitri Abold, Sesede Terziyan

Sie wollen uns erzählen, dass das Deutschlands Antwort auf den britischen Netflix-Erfolg „Sex Education“ ist. Doch sosehr sich „Love Addicts“ auch bemüht, hip, frech und grell von Liebe und Sex im 21. Jahrhundert zu erzählen – die in Hamburg spielende Comedyserie fühlt sich an wie ein Rückfall in die Zeiten des Schmuddelsex-Klamauks, wie ein unfreiwilliger Ausflug ins Nachtprogramm von RTL plus in den 80er-Jahren. Bei dem Versuch, sich einmal mehr über das merkwürdige Verhalten geschlechtsreifer Großstädter zur Paarungszeit lustig zu machen, gibt es Unfälle beim Sex am Rhönrad, auf einem Hüpfball oder mit einem Kerzenwachsfetischisten. Ständig müssen die Darsteller:innen „ficken“ und „vögeln“ sagen und verkrampft denglisch sprechen. Lustig ist das nicht – trotz Annette Frier als Therapeutin. *(Amazon Prime)* **GR**

Das Netz – Spiel am Abgrund ★★★☆☆
Birgit Minichmayr, Max von der Groeben, Raymond Thiry

Dass Fußball ein schmutziges Geschäft ist, dachten wir uns schon länger. Nun wird das in mehreren europäischen Serien zum Thema, die gleich mit dem Überbegriff „Das Netz“ viele Verstrickungen versprechen. In der österreichischen Version, „Prometheus“, spielt Tobias Moretti die Hauptrolle, in der deutschen, „Spiel am Abgrund“, Birgit Minichmayr. Und die ist das große Plus des achtteiligen Thrillers: Mit welcher Wucht und Präzision sie auch in den unspektakulären Momenten agiert, ist großartig. Nicht so toll sind die oft hölzernen Dialoge und die simplen Figuren. Mysteriöse Araber treffen auf whiskytrinkende Bösewichte im Anzug, tätowierte Russen auf deutsche Hooligans – einer fieser als der andere. Die zwei sympathischsten Leute sind nach 40 Minuten tot, darunter der Fußball-Scout-Freund von Strafverteidigerin Lea Brandstätter (Minichmayr). So tatkräftig, blitzgescheit und reaktionsschnell wie Lea ist wohl keine Trauernde je gewesen, aber unterhaltsam ist der Reißer um Macht und Moral trotzdem. *(ARD)* **BF**

King Kong
Jessica Lange, Jeff Bridges
Regie: John Guillermin
★★★½☆

Produzent Dino De Laurentiis war vom Erfolg überzeugt, sah einen Tierhorrorfilm vor sich, der den „Weißen Hai“ abhängen würde: „When the Jaws die, nobody cry. When my Kong die, everybody cry.“ Denn „King Kong“ war eine Romanze, eine zwischen einem Affen und einer Frau, und das würde sein Remake von 1976 beweisen.

Es floppte fürchterlich, die Kritiker lachten sich schlapp. Carlo Rambaldis Roboteraffe war zwölf Meter hoch, wog sechs Tonnen und war derart unbrauchbar, dass man ihn nur in zwei Einstellungen sah. Für den Rest des Films stieg Rick Baker in einen Anzug. Aber wie im Original-„Kong“ von 1933 lief dieser Primat nicht auf vier, sondern auf zwei Beinen, was ihn in Gegenwart seiner Angebeteten Dwan natürlich wie einen notgeilen Menschen erscheinen ließ - die „Romanze“ halt.

Aber John Guillermins Film wird Unrecht getan. Er ist mehr als ein Guilty Pleasure. Jessica Lange wirkt in ihrem Schauspieldebüt dem Riesengorilla tatsächlich zugetan (mehr als Naomi Watts in Peter Jacksons späterer Version). Jeff Bridges als ihr Geliebter Jack sieht aus wie ein Vorgänger des Big Lebowski, lässt also einen fettigen Vollbart und eine fettige Frisur die Rolle für ihn spielen. Und Charles Grodin als Ölfeldsucher ist - drei Jahre nach der Ölkrise - ein perfekter, die Natur ausbeutender Antagonist. Bezeichnend, dass das Finale dieses „King Kong“ auf den Dächern des World Trade Centers, nicht auf dem des Empire State Building, stattfindet. Die Message stimmt also. Komponist John Barry, in den Spätsiebzigern in seiner romantischen Phase angekommen, schrieb einen seiner bewegendsten Scores, vertonte die Gefühle, die der Gorilla nicht ausdrücken könnte. Jessica Lange fragt Kong: „Are you in there?“, glaubte also an den Menschen im Tier.

Diese erste 4K-Auflage des Films zeigt Kostüm und Mechanik in einer für die Glaubwürdigkeit der Kreatur womöglich ungünstigen Schärfe. Aber Dino behielt recht: Everybody cry. Na ja, manche zumindest. *(4K/Studiocanal)* **SASSAN NIASSERI**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Bücher

ALLES IM NAMEN DER LIEBE

Die Autobiografie des U2-Sängers berührt vor allem in den kleinen Momenten

Von BIRGIT FUSS

Natürlich geht es mit dem Herzen los. Womit sonst? Dieser kleine große Sänger hat die Musik seiner Band U2 oft als „Operation am offenen Herzen“ bezeichnet, eine Tournee hieß „Into The Heart“, und überhaupt geht es bei den Iren ständig darum, dass nur das Herz das Licht im Dunklen finden kann. Dass Bonos Autobiografie nun aber mit so einem Schocker beginnt, ist doch bemerkenswert: Ende 2016 wurde die Metapher oben für ihn Wirklichkeit, acht Stunden lag er in New York auf dem OP-Tisch, es war knapp. Dieser Einstieg ist geschickt, denn wer Bono mag, ist jetzt gleich mal sehr froh, dass es ihn noch gibt. Und wer Bono nicht mag, findet in den 670 Seiten sowieso alle Kritikpunkte bestätigt: Unverbesserlicher Idealist, Scheinheiliger mit Messiaskomplex und so weiter.

Zum Glück ist Bono darüber hinaus ein grandioser Geschichtenerzähler, er findet die richtige Balance zwischen Offenheit und Distanz, sehr viel Selbstironie und gelegentlichem Schlaumeiern. Er kann so schreiben, dass man ihn dabei sprechen hört - dieser natürliche Flow ist nicht allen Rockstars gegeben, sonst wären viele Autobiografien nicht so dröge, wenn sie nicht gleich von Ghostwritern übernommen werden.

Bono ist über sich selbst und seine Unzulänglichkeiten gut informiert, hier kommen auf jede Selbstbeweihräucherung mindestens zwei Selbstzweifel. Und er spielt seine vielleicht größte Stärke aus: die Loyalität. Je weiter man sich durch sein Leben liest - oft mit Zeitsprüngen, denn „Surrender. 40 Songs, eine Geschichte“ nimmt sich die Freiheit, nicht streng chronologisch zu berichten -, desto mehr bekommt man das Gefühl, der Musiker sei gar nicht denkbar ohne The Edge, Adam Clayton und Larry Mullen Jr. („ein Viertelkünstler“) und der Mann nicht ohne seine Frau, Ali („ein halber Mensch“). Bono sieht sich stets als Teil eines Ganzen - erstaunlich für einen Egomanen.

So sind es dann gar nicht die riesigen Auftritte und die Begegnungen mit Angela Merkel oder dem Papst, mit Frank Sinatra oder Bill Gates, die das Buch so besonders machen - auch wenn es lustig ist, wie Bono sich in 10 Downing Street verirrt, nachdem Tony Blair ihn gebeten hat, selbst rauszufinden. (Ein Security-Mann hilft ihm schließlich.) Und unterhaltsam, dass er immer noch darunter leidet, dass er ausgerechnet bei Live Aid 1985 einen Bad-Hair-Day hatte. („Okay, manche sagen ja, ich habe ein Bad-Hair-Leben ...“) Die Geschäftskrisen (Steueroasenkram, den blöden Deal mit Apple) spart er ebenso wenig aus wie die vielen Treffen mit US-Präsidenten, doch sie sind nicht der Kern dieser Erzählung (und manchmal ein bisschen langatmig).

Es sind die kleinen Momente, in denen die Liebe zwischen den Zeilen steckt: Wenn Bono auf seine Teenager-Tage mit Ali zurückblickt und zugibt, dass er auf Mädchen steht, „die aussehen, als würden sie ihre Hausaufgaben machen“. Oder wie U2 anfingen, eigene Songs zu schreiben, weil sie zu schlecht waren, um die anderer Bands gut nachzuspielen. Exemplarisch scheint ein Konzert von 1987 zu sein, bei dem Bono vorher Morddrohungen bekam und bei „Pride“ so viel Angst hatte, dass er die Hymne auf Martin Luther King nur mit geschlossenen Augen zu Ende singen konnte. Als er sie wieder öffnete, bemerkte er, dass Adam Clayton die ganze Zeit vor ihm gestanden hatte. Die Bandmitglieder waren schon immer Schutzschilde füreinander, und natürlich braucht der Mann im Zentrum am meisten Hilfe.

Immer wieder kommt Bono auf seine Eltern zurück, analysiert ihre Beziehungen zueinander. Mit dem Tod des Vaters, glaubt er, hat sich sogar seine Stimme verändert: „Jetzt war ich endlich ein echter Tenor, kein Bariton, der sich für einen Tenor hält.“ Der Kern der Liebe, schreibt er einmal, sei für ihn Trotz. In Bonos Leben gibt es von beidem sehr viel.

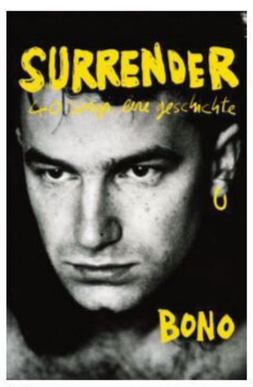
Drei Lieblingsmerksätze aus diesen Memoiren:

„Ein Kompromiss ist teuer. Kein Kompromiss ist noch teurer.“

„Ich verkaufe Songs, Ideen, unsere Band und, wenn ich besonders gut bin, Hoffnung.“

„Die Liebe ist stärker als alles, was ihr im Weg steht, Aber eins ist sicher: Es gibt eine Menge, das ihr im Weg steht.“

Und eine Erkenntnis von The Edge - über Leute, die U2 nicht mögen: „Die geben sich einfach nicht genug Mühe.“ Das gilt auch für Bono und dieses Buch.



Bono

Surrender

DROEMER KNAUR

★★★★½

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

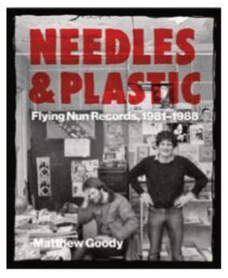
Nick Cave & Sean O'Hagan
Glaube, Hoffnung und Gemetzel
★★★★½

Eine große Rhapsodie über Gott, die Welt und den Tod

„Ich bin überrascht, dass du diesem Interview zugestimmt hast", sagt Sean O'Hagan am Anfang. „Sie fressen einen auf. Ich hasse es", sagt Nick Cave. Dann spricht er 300 gedruckte Seiten in 16 Kapiteln lang über Gott und die Welt. Die Gespräche fanden zwischen August 2020 und Herbst 2021 via Zoom statt. In der Zeit der Konversation starben Caves Mutter, Dawn, seine Freundin Anita Lane, der Produzent Hal Willner und Chris Bailey von den Saints und schließlich, als Sean O'Hagan im Mai 2022 das Vorwort schrieb, Caves ältester Sohn, Jethro, in Melbourne. Im Herzen der Gespräche liegt die lastende Trauer um Caves Sohn Arthur, der 2015 von einer Klippe bei Brighton stürzte. So ist dieses brütend-intensive, katastrophische Buch ein Requiem für die Verstorbenen und ein verfrühtes Vermächtnis.

Es ist aber auch eine Selbstvergewisserung und eine Art Arbeitsjournal. Während der Pandemie schrieb Cave die Songs für das Album *„Carnage"*, das er mit Warren Ellis an wenigen Tagen aufnahm. Er erzählt von der Arbeit an *„Skeleton Tree"* (2016) nach dem Tod Arthurs und an *„Ghosteen"* (2019), der großen meditativen Gespensterplatte für den Sohn. Cave spricht von Religion und von der Magie des Konzerts: „Es geht darum, in Erstaunen versetzt, von einem Künstler im entscheidenden Moment ergriffen zu werden – Sekunde um Sekunde die Entfaltung eines Songs zu bewundern und von der Dramatik beinahe zu Tränen gerührt zu werden." Er spricht von den großen Balladen Jimmy Webbs. In langen Passagen beschwört er seine Kindheit in einem Dorf in Australien, die Heroinsucht, den frühen Tod des Vaters und die Sorge um seine Mutter, die er vor ihrem Tod nicht mehr sehen konnte, und die Lähmung, nachdem Arthur gestorben war. „Glaube, Hoffnung und Gemetzel" ist auch ein Liebesbrief an Caves Frau Susie.

Er töpfert jetzt Staffordshire-Figuren mit biblischen Motiven. „Hoffnung ist Optimismus mit gebrochenem Herzen." *(KiWi)* **ARNE WILLANDER**



Matthew Goody
Needles & Plastic
★★★★½

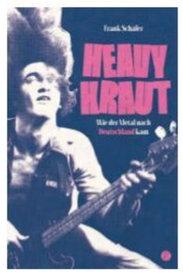
Die Geschichte von Flying Nun Records, 1981–1988

Gute Label haben mehr als einen eigenen Sound, sie haben Charakter, eine Seele. Die neuseeländische Plattenfirma Flying Nun war ein solches Label. Die Singles, EPs und die zunächst wenigen LPs, die der 21-jährige Plattenhändler Roger Shepherd ab 1981 unter diesem Namen veröffentlichte, waren oft rumpelig produziert und steckten in kruden Covern, aber sie klangen fast ausnahmslos frisch und aufregend. Schon allein weil das Ganze so absurd klang. Ein Indie-Label für Neuseeland, ein Land mit halb so vielen Einwohnern wie London, gibt es da mehr als drei gute Bands?, dachte man. Oh ja. Sehr viel mehr!

„Needles & Plastic" arbeitet sich durch jede einzelne Veröffentlichung aus den ersten acht Jahren, bis Flying Nun 1988 aus dem provinziellen Christchurch in die Millionenstadt Auckland zog und zu einer größeren, vielleicht charakterloseren Firma wurde. Von der ersten The-Clean-Single, der orgelquietschenden Sixties-Schrammelhymne „Tally Ho", über die Homerecording-Experimente der Tall Dwarfs bis zum süßlichen Synthie-Pop der Chills entsteht in chronologischer Abfolge und mit einer Unmenge historischer Fotos, Poster und Plattencover eine diskografische Labelgeschichte.

Der kanadische Autor Matthew Goody hat viele Jahre lang Material gesichtet, Archive durchsiebt, Musiker und andere Akteure interviewt, ohne jedoch in diesem Wust den Blick für das Ganze zu verlieren. Die drei grandiosen Gitarrenpop-EPs der Frauenband Look Blue Go Purple, die atmosphärischen Alben von This Kind Of Punishment, die Velvet-Underground-Huldigungen der Builders: Mit jeder weiteren Geschichte zu Hintergrund und Entstehung einer Veröffentlichung komplettiert sich das Bild. Goody hat kein sprödes Kompendium für nerdige Sammler geschrieben, sondern ein wucherndes, abenteuerliches Buch über ein chaotisches und gleichzeitig stilprägendes Selfmade-Label, dessen Musik bis heute neu aufgelegt und gecovert wird. *(Third Man Books)*

GREGOR KESSLER



Frank Schäfer
Heavy Kraut
★★★★½

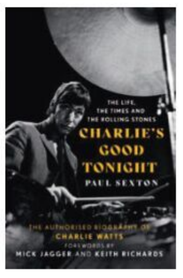
Wie der Metal nach Deutschland kam

Die Geschichte der deutschen Rockmusik in den 70er-Jahren scheint gut erforscht, doch gilt das insbesondere für den sogenannten Krautrock und die frühe elektronische Musik. Was die Leute in den Siebzigern wirklich hörten, war Metal. Die Scorpions wurden zum erfolgreichsten Musikexport des Landes, aber es gab auch ungezählte andere Bands, die mit harter Musik für Furore sorgten: Accept, Birth Control, Lucifer's Friend, Franz K. und in der DDR die Klaus Renft Combo und die frühen Puhdys. Ihnen und ihrer Geschichte hat der Metal-Experte und ROLLING-STONE-Kolumnist Frank Schäfer jetzt eine umfassende Oral History gewidmet, ein Standardwerk, das auch viel über die deutsche Gesellschaft in den Siebzigern erzählt. *(Reiffer)* **JENS BALZER**

Stephan Rehm Rozanes
The Show Must Go On
★★★★☆

Umfassende, beschwingte Queen-Bandbiografie

Das neue Buch des „Musikexpress"-Redakteurs Stephan Rehm Rozanes erzählt die Geschichte von Queen. Sie beginnt mit der Ankunft des damals 17-jährigen Farrokh Bulsara aus Sansibar 1962 in London, wo er 1970 gemeinsam mit Brian May, Roger Taylor und dem „unsichtbaren Mann" John Deacon *die* prägende Glamrockgruppe der Siebziger gründen und wenig später auch den Künstlernamen Freddie Mercury annehmen wird. In den Achtzigern wurde Freddie Mercury zum bestaussehenden Lederrock- und Spandexhosen-Träger in den Gefilden des Pop, 1991 starb er an Aids. Gewissenhaft und zugleich stilistisch beschwingt erzählt Rehm Rozanes von Werk und Wirkung, von Majestätsbeleidigungen und Hahnenkämpfen. *(Reclam)* **JB**



Paul Sexton
Charlie's Good Tonight
★★★★☆

Vergnügliche Biografie des wunderbaren Charlie Watts

Charlie Watts war ein stoischer Mann mit ausgesuchtem Geschmack und guten Manieren, der Jazz liebte und sich für Pferde, Anzüge, Schuhe und alte Koffer begeisterte. Er sortierte seine Socken nach Farben und sammelte Geschenkpapier immer gleich ein. Der Beruf dieses Mannes war es, der Schlagzeuger der Rolling Stones zu sein – ein Engagement, von dem er 1964 glaubte, dass es ungefähr zwei Wochen dauern würde. Es dauerte dann 58 Jahre. Watts hörte die Platten der Rolling Stones selten und ging nicht gern auf Tournee – seit 1969 kündigte er stets an, es sei seine letzte Tournee gewesen. Laut einer seiner berühmten Sentenzen habe er 25 Jahre herumgehangen und fünf Jahre gearbeitet. Aber was sollte ein Junge aus einem Fertighaus in Wembley schon machen?

Paul Sexton, ein Autor der „Times", sprach erstmals 1991 mit Watts, als der die wenigen Jahre mit Drogen- und Alkoholkonsum beendet hatte. Mit verschiedenen Bands widmete er sich dem Jazz, besonders dem Erbe Charlie Parkers, über den er in den Sechzigern ein schmales Buch gezeichnet hatte. Einige Jahre arbeitete er nach der Kunsthochschule als Grafikdesigner – das Zungenlogo der Stones galt ihm als Meisterwerk, weshalb er später sogar Bademäntel mit dem Signet hinter der Bühne trug, obwohl die T-Shirts, die er auf der Bühne anhatte, in der Savile Row maßgeschneidert wurden. Er liebte Stoffe, ersteigerte Anzüge von Edward VIII. und sammelte alte Waffen. In Devon lebte er mit Ehefrau Shirley, einer Künstlerin, und Tochter Seraphina als stiller Landedelmann. Sie und Watts' Schwester Linda werden ausführlich zitiert, ebenso wie Bill Wyman, der Stones-Publicity-Mann Tony King und Watts' ältester Freund, Dave Green.

Ach, und Mick Jagger bestätigt, dass er Watts einmal mit den Worten „Charlie, mein Drummer" vorstellte. Charlie rief wütend: „Du bist *mein verdammter Sänger!*" Er schlug aber nicht zu. Keith Richards hatte die Geschichte natürlich maßlos übertrieben. *(Ullstein)* **ARNE WILLANDER**

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

The Look

EINE FOTOKOLUMNE VON THOMAS KRETSCHMANN

Jasmin Younesi, Iranerin

Feels So Different

I'm not like I was before/ I thought that nothing would change me/
I was not listening anymore/ Still you continued to affect me/
I was not thinking anymore/ Altough I said I still was/
I'd said I don't want anymore because of bad experience/

And now I feel so different/ I feel so different/
I have not seen freedom before/ And I did not expect to/
Don't let me forget now I'm here

„Feels so Different", Sinéad O'Connor, *„I Do Not Want What I Haven't Got"*, 1990

Jeden Monat schickt uns der Schauspieler Thomas Kretschmann ein Foto mit Songzeilen oder einer kleinen Geschichte. Dieses ist das einundfünfzigste.

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) - Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

Lesen Sie eine **Zeitung mit Stimme**

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Die neue Wochenzeitung der taz

Jetzt jeden Samstag

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung

DENON®

Ausgezeichneter Sound. Kabellos. In jedem Raum.

Musik ist dazu da, erlebt zu werden – und das nicht nur an einem Ort. HEOS® Built-In ist die intelligente Art, Dein ganzes Zuhause mit unglaublichem Sound auszustatten. Die Denon Multiroom Kraftpakete verbinden Deine Welt. **Entdecke HEOS.**

www.denon.de

© Alle Rechte vorbehalten (einschl. Text und Data Mining gem. § 44 b UrhG) – Die Rechte liegen beim jeweiligen Verlag. Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung